This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

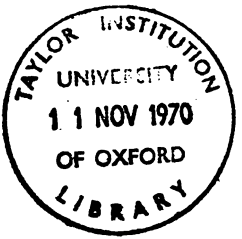
Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierunddreißigſter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene.

Die Biene.

Die Kapelle am Ufer des adriatiſchen Meeres.

Wenn der Küſtenfahrer im adriatiſchen Meere von der kleinen Inſel Milete hinüber nach Raguſa ſteuert, ſo erblicket er, rechter Hand am Ufer, eine Kapelle mit einem vergoldeten Kreuze, und in geringer Entfernung von derſelben ein ziemlich verfallenes Felſenſchloß. Alſobald läßt jeder Matroſe die Arbeit ruhen, um, mit ſeiner rothen Mütze zwiſchen den gefalteten Händen, ein frommes Stoßgebet hinüber zu ſenden. Vor Kurzem befanden ſich mehrere Paſſagiere auf einem ſolchen Schiffe, unter Andern auch ein Deutſcher und ein Raguſaner. Der Letztere hatte ſich viele Jahre in Wien aufgehalten; der Erſtere wollte, nach Art ſeiner Landsleute, Alles wiſſen, alles ergründen, folglich auch den Urſprung dieſer Kapelle, die, nach ihrer Bauart zu urtheilen, eben nicht alt zu ſein ſchien. Der gefällige Raguſaner ſetzte ſich zu dem neugierigen Deutſchen auf das Verdeck und erzählte:

In Karlsbad ſahen Louiſe und Robert ſich zum erſten Male; ſie eine vaterloſe Waiſe, die Begleiterin einer kränklichen Mutter; er der jüngere Sohn aus einem angeſehenen Hauſe; ſie ſchön, jung, arm und fröhlich; er zehn Jahre älter, ein wenig ernſt, ein wenig düſter, doch nicht minder ſchön und arm. »Dein Vater war ein wackerer Mann von gutem alten Adel,« hatte zu Louiſen ihre Mutter geſagt, »er verwaltete eine Reihe von Jahren hin-

durch einen angesehenen Posten bei den Finanzen und starb dennoch in Armuth. Der Fürst klagte laut, daß er Einen seiner treuesten Diener verloren, der ihm Millionen erspart, und gab mir — zweihundert Gulden Pension. Folglich wirst du dein künftiges Glück blos deiner Schönheit und Tugend verdanken.«

»Dein Bruder ist Majoratsherr,« so hatte zu Robert sein Vater gesprochen, »folglich bist du ein armer Teufel, dem nichts anders übrig bleibt, als hinter der Trommel sein Glück zu suchen. Eine Lieutenantsstelle hat mein Einfluß dir verschafft; ein paar Hände voll Dukaten will ich dir jährlich zuwerfen, und Uebrigens magst du sehen, wie du durch die Welt kommst.«

Beide Ermahnungen blieben nicht fruchtlos, denn Louise schmückte ihre Reize mit Tugenden und Talenten, Robert seinen Muth durch Fleiß und Ehrgefühl. Auch hatten Beide noch eine Warnung der klugen Eltern — vor jener Liebe sich zu hüten, die ohne Sang und Klang durch die Augen in das Herz schleicht — bis jetzt gewissenhaft befolgt. »Nur ein wohlhabender Mann darf dir gefallen,« predigte die Mutter, als ihre Tochter fünfzehn Jahre alt wurde, und weil man in diesem Alter die Liebe noch nicht kennt, so nickte Louise freundlich, und antwortete: »das versteht sich.«

»Nur ein reiches Mädchen kann deine Gemahlin werden,« predigte der Vater, als der Sohn in die Welt trat, und weil Robert eben von der ersten Wachtparade kam, mit vielem Wohlgefallen seine neue Uniform beschauend, so

lächelte er und antwortete: »das verſteht ſich.« — Es verſtand ſich aber nicht. Denn als nun Beide in Karlsbad zuſammen trafen, da ſchien die dortige Quelle, in Rückſicht jener Warnung, für ſie ein Letheſtrom zu werden. Indeſſen rings um ſie her die Brunnengäſte Geſundheit ſchlürften, erkrankten ihre Herzen. Louiſens Munterkeit und Robert's Ernſt verſchmolzen mild in einander, beide gewannen an Liebenswürdigkeit, doch nur unter vier Augen; denn in großen Zirkeln bemächtigte ſich ihrer eine kleinſtädtiſche Verlegenheit; ſie gaben ſich unendliche Mühe, zu verbergen, was ohne dieſe Anſtrengung kein Menſch geſehen hätte, nun aber Jedermann gewahr wurde, ſelbſt die Herren, die mit Brillen auf den Naſen im ſächſiſchen Saale herum liefen. Die Brunnengäſte hatten ſich ſchon längſt die Bemerkung — »das Pärchen liebt ſich« — zugeziſchelt, als Robert und Louiſe noch mit keiner Silbe das öffentliche Geheimniß einander zu vertrauen wagten.

Endlich traf er ſie einmal, in ſanfter Schwermuth hingegoſſen, am Dorotheen-Steine. Der Geiſt der Liebe, der bekanntlich um dieſen, der anmuthigſten Sterblichen errichteten Stein ſchwebt, hauchte ihnen den Muth ein, ſich ſtammelnd zu erklären; da wurden ſchnell die Herzen, und in der nächſten Minute auch die erſten Küſſe getauſcht.

Jedermann weiß — und bedauernswürdig iſt der Arme, der es noch nicht weiß — daß der erſte Kuß die ganze Seele auf die Lippen zieht, während die übrigen Sinne feiern; alſo war es kein Wunder, daß die Liebenden den fremden Fußtritt im Graſe nicht raſcheln hörten, und den rothen

flatternden Shawl nicht sahen, der seitwärts vorüber rauschte. Es war die junge, lustige Frau von Wickenfeld, die plötzlich Bravo! rief, und lachend in die Hände klatschte. Glühend flog Louise von ihrem Sitz empor, sank bebend wieder zurück, und hätte sich gern unter dem Dorotheen-Steine begraben. Robert stand und sah der Lauscherin mit zweifelndem Ernst in das blitzende Auge.

»Warum so erschrocken, liebes Kind?« sagte Frau von Wickenfeld, »bin ich denn nicht auch ein Weib? — warum so ernst, Herr Lieutenant! etwa weil Sie mir selbst ein wenig die Kour gemacht haben? das hat nichts zu bedeuten. Ich bin Ihre Freundin, Ihre Vertraute, wenn Sie wollen.« — Wirklich hatte Robert sich die Zeit ein wenig mit ihr vertrieben, ehe er Louisen kannte; man wollte sogar wissen, er sei an einem dunkeln Abend durch ein Pförtchen bei ihr eingelassen worden, während der alte todtkranke Herr von Wickenfeld sein Testament machte. Glücklicherweise hatte Louise von solchen bösen Gerüchten nichts vernommen; sonst würde Robert mit allen seinen Vorzügen schwerlich ihr Herz gefesselt haben; denn jede Frau begehrt von dem Geliebten, und nicht selten sogar von dem Ehemanne, daß sie die Erste und Einzige sei, für welche er Liebe empfunden, vor allen Dingen die Erste und Einzige, in deren Armen er sich im Becher der Wollust berauscht. Ueber dieser letzten Forderung halten die Frauen so unerbittlich streng, daß oft das größte Unheil daraus entspringen würde, wenn sie nicht zum Glück wiederum so leichtgläubig wären, daß sie jeder kecken Versicherung des geliebten

Betrügers gern vertrauen. Auch ihrem Robert glaubte Louise auf sein Wort, daß er der Frau von Wickenfeld höchstens einige unbedeutende Schmeicheleien vorgesagt; es mochte aber doch wohl etwas mehr gewesen sein, denn die junge, hübsche Witwe verbarg ihre Empfindlichkeit nur schlecht, obschon mehr als zu gut, um den Augen zweier Liebenden zu entschlüpfen, die keine Augen hatten als für sich selbst, und die einer Vertrauten so bedürftig waren. Ja fürwahr, die Liebe macht nicht blos für den geliebten Gegenstand blind, sondern auch für Jeden, der sein Ohr gefällig leiht, um ihre Klagen oder Hoffnungen aufzunehmen. Klagen und Hoffnungen legten Robert und Louise mit dem kindlichsten Vertrauen in den Busen der Frau von Wickenfeld nieder, und wurden von ihr ermuntert, geneckt, getröstet und ausgelacht.

Da Louisens kränkliche Mutter keine Gesellschaften besuchte, aber doch von Herzen wünschte, daß ihre Tochter in der großen Welt bemerkt werden möchte, so hörte sie nicht ungern, daß eine Dame aus der großen Welt ihren Liebling in Affektion genommen, und sich erboten, ihn überall zu präsentiren. Louise kam also ihrer Gönnerin wenig von der Seite, und wurde mit so mütterlicher Sorgfalt von ihr bewacht, daß sie nur selten, nur Minuten lang den Geliebten allein sprechen konnte; denn unter dem Vorwand, Ueberraschungen zu verhüten, die nicht immer so glücklich ablaufen würden, wie die am Dorotheen-Steine, begleitete Frau von Wickenfeld ihre unerfahrene Nebenbuhlerin auf jedem Spazirgange, war Zeugin jedes Gesprächs, schien

gar nicht zu bemerken, wie lästig ihre Gegenwart sei, und kurz, sie spielte die Dumme mit der freundlichsten Unbefangenheit.

Dennoch fühlten die Liebenden sich glücklich, denn sie waren täglich beisammen, und, was sie einander nicht laut sagen durften, lasen sie wie gedruckt Einer in des Andern verstohlenen Blicken. So verstrichen mehrere Wochen. Plötzlich erschien ein Brief von Robert's Vater, der ihm meldete, er sei zum Hauptmann in der hannövrischen Legion ernannt, und müsse sogleich zurückkehren, um sich nach England einzuschiffen. Dabei wiederholte der alte Herr sehr ernstlich die Ermahnung, sich ja mit keinem unbegüterten Mädchen zu verplempern. Er hatte diesen Punkt in mehreren Jahren nicht berührt, weshalb es den Sohn befremdete, eben jetzt daran erinnert zu werden. Er musterte in Gedanken alle Badegäste aus seiner Gegend, um zu errathen, welcher von ihnen dem strengen Vater einen Wink gegeben habe; doch nie schweifte sein Verdacht bis zu der hübschen, freundlichen Frau von Wickenfeld. Willkommen war ihm die Beförderung zum Hauptmann, denn sie führte einen Schritt näher zu dem schönen Ziele einer Verbindung mit Louisen, aber unwillkommen der Befehl zur Abreise. Doch er war Soldat, die Ehre rief, er mußte gehorchen. Frau von Wickenfeld, Verwunderung und Mitleid heuchelnd, beförderte selbst eine geheime Zusammenkunft der Liebenden, um das letzte, zärtliche Lebewohl auszuwechseln; ja sie blieben sogar einige Minuten allein. Daß Küsse und Schwüre diese Minuten in Sekun-

den verwandelten, versteht sich ohnehin. Als die Vertraute zurück kam, fielen beide ihr um den Hals, und baten sie mit Thränen um die Erlaubniß, einen geheimen Briefwechsel unter ihrer Adresse zu führen. Auf die gefälligste Weise wurde die Bitte zugestanden, und Robert entfernte sich mit der süßen Ueberzeugung, daß Niemand auf der Welt eine edlere Freundin, eine treuere Geliebte besitze. Von jeder Station schrieb er dicke Briefe, und erzählte, wie er fechten, avanciren, Schätze und Lorbeern sammeln, und nach einigen Jahren beide zu den Füßen der Geliebten niederlegen wolle. Die dicken Briefe wurden alle richtig eingehändigt, und Louise beantwortete sie nicht minder redselig, und fand in diesem ewigen Lesen und Schreiben ein so unerschöpfliches Vergnügen, daß sie kein anderes mehr vermißte. Es füllte ihre ganze Zeit, denn wußte sie Robert's letzten Brief auswendig, so fing sie beim ersten wieder an.

Diese süße Beschäftigung, sammt der Erinnerung, daß Robert dann und wann einen Hang zur Eifersucht bewiesen, leiteten sie auf den Entschluß, allen Gesellschaften sich zu entziehen, und allein ihrer Mutter, oder vielmehr ihrem Herzen zu leben. Aber Frau von Wickenfeld bewies ihr bald, daß sie allen Badegästen zum Gespött dienen werde, wenn sie, gleich nach des Hauptmanns Abreise, sich in die Einsamkeit vergrabe. »Man murmelt ohnehin schon,« sagte das schlaue Weib, »man könnte Wunder denken — Sie verstehen mich. Kurz, ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie sich Gewalt an.«

Zu diesen Ueberredungsgründen gesellte sich der Befehl der Mutter, die durchaus verlangte, ihr schönes Kind sollte gesehen und viel gesehen werden. O hätte Louise dieser schwachen aber wackern Frau ihr Herz vertraut! hätte sie nie vergessen, daß selbst für eine schuldige Tochter keine Freistätte sicherer ist, als der mütterliche Busen! allein sie fürchtete die kränkliche Frau, der nur ein reicher Eidam willkommen schien, zu betrüben; und obgleich die Liebende selbst fest überzeugt war, daß der Geliebte in Kurzem gewaltig reich und vornehm zurückkehren werde, so kannte sie doch ihre Mutter viel zu gut, um sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch ihr diese Ueberzeugung einzuflössen. Sie schwieg also, und begleitete Frau von Wickenfeld nach wie vor zu Bällen und Assembleen.

Aber blaß und schmachtend sah sie aus, und immer bläßer, immer schmachtender, weil Robert's Briefe seltener wurden. Das vermehrte ihre Reize und ihre Bewunderer. Vor Allen wurde sie von dem reichen Baron Frauenthal ausgezeichnet, einem Manne, zwar schon im Herbste seines Lebens, allein Besitzer der schönsten Güter in Ungarn, Siebenbürgen und sogar in Dalmatien; dabei ein feiner, gebildeter Mann von imponirender Gestalt, vertraut mit dem Ton der Welt und ihren Sitten. Er machte Louisen förmlich den Hof, und verstand sich bald mit Frau von Wickenfeld, deren geltendes Ansehen bei dem schönen Mädchen ihm nicht entging. Er ließ sich sogar bei der Frau von Dalling (so hieß die Mutter) einführen, die durch den bloßen Gedanken an einen solchen Eidam kräftiger er-

quickt wurde, als durch den Sprudelquell und den Egerbrunnen. Frau von Wickenfeld begünstigte aus allen Kräften die Wünsche des Barons, ließ ihn oft Stunden lang mit Louisen allein, und kümmerte sich wenig um die Verlegenheit des klagenden Mädchens.

Von Robert war nun schon seit mehrern Wochen kein Brief mehr angelangt, obgleich die Paquetboote damals richtig nach Curhaven kamen. Frau von Wickenfeld ermangelte nicht, in jedem Zeitungsblatt die Ankunft derselben Louisen bemerklich zu machen, auch war bekannt, daß die hannövrische Legion glücklich in England gelandet sei. Doch immer vergebens harrte die Traurende von Posttag zu Posttag, keinen Seufzer der Liebe trugen die Winde über das Meer.

»Er ist todt!« jammerte sie. — »Nichts weniger,« schüttelte die Vertraute, »er ist ein Mann, wie sie Alle sind.« — Es versteht sich, daß Louise ihr nicht glaubte, denn lieber hält ein Mädchen den Geliebten für todt, als für einen Mann, wie sie alle sind. Die erfahrene Freundin ließ sich nicht abschrecken; sie wurde nicht müde, kleine Winke hin zu werfen, gelegentlich Beispiele von männlichem Flattersinn zu erzählen, bis das geängstete Mädchen die Möglichkeit sich dachte, ein gleiches Schicksal zu erleben. Doch nur den Glauben konnte Frau von Wickenfeld erschüttern, die Hoffnung nicht.

Indessen wurde der Baron täglich verliebter, täglich dringender. Noch hatte kein Frauenzimmer ihm widerstanden, er schob daher auch Louisens scheues Zurückziehen blos

auf Rechnung einer kindiſchen Blödigkeit, hielt für gut, in ſeinen Jahren den Roman von hinten anzufangen, und warb geradezu bei der Mutter um der Tochter Hand. Die gute Mutter ſchwamm in Freudenthränen; ſie bat ſich, Wohlſtands halber, nur einige Tage Bedenkzeit aus, die der Baron mit einem vornehmen Lächeln ihr zugeſtand. Mit Entzücken ſchloß ſie jetzt Louiſen in ihre Arme, ſich und ihr Glück wünſchend. Doch wie groß war ihr Erſtaunen, als Louiſe ſchluchzend ihre Knie umfaßte, um ein Bekenntniß abzulegen, welches ſchon zwei Monate früher die kindliche Pflicht von ihr heiſchte. Die gute Mutter verzieh ihrem Liebling das ſpäte, nur durch den Drang der Umſtände abgepreßte Vertrauen, fühlte ſogar ſich ſtark genug, dem Wunſche des einzigen Kindes den ihrigen aufzuopfern; nur ſollte dieſer Wunſch nicht ganz von der Einbildungskraft zehren, die Liebe nicht im Luftſchloß wohnen, ſondern in der Ferne wenigſtens ein Hafen zu erblicken ſein, nach dem ſie ihre bunte Gondel ſteuern könne. Jetzt, bei dem zweideutigen Stillſchweigen des Herrn Hauptmanns, ſchien es doch fürwahr allzu launenhaft, das angebotene Glück um ſeinetwillen zu verſcherzen. Dieſe Ueberlegung mußte freilich ſelbſt eine Verliebte vernünftig finden, und wenn ſie gleich das Glück, von dem die Rede war, in keinem Falle für das ihrige erkannte, ſo hatte doch der Gedanke, ihre alte kränkliche Mutter von allen Sorgen der Zukunft zu befreien, großen Reiz für ſie. Die Güte dieſer Mutter, die rührende Reſignation auf eigenes Wohlleben, wenn ſie dem einzigen Kinde das Glück der

Liebe dadurch erkaufen könne, erweckte auch den Muth der Tochter. Sie bat nur noch um die Vergünstigung, einen letzten Brief an Robert zu schreiben, und erklärte standhaft: wenn auch dieser unbeantwortet bliebe, oder mit allzufernen Hoffnungen ihr schmeichle, so wolle sie ohne Murren sich ihrem Schicksale unterwerfen.

Bei dieser ganzen Verhandlung wurde Frau von Wickenfeld fleißig zu Rathe gezogen; sie billigte alles und übernahm es, Louisens Brief sicher zu befördern. Indessen drang der Baron auf Antwort. Die redliche Mutter glaubte, ihm die Lage der Sachen nicht verheimlichen zu dürfen, sie sagte ihm Alles. Die Entdeckung schien ihn nicht zu überraschen, auch nicht abzuschrecken. Ein lächelnder Hohn schwebte um seine Lippen. Er gab zu verstehen, dieser letzte Versuch sei völlig überflüssig, indessen wolle er sich auch noch in diese Grille fügen. Nur Eines, sagte er, falle ihm schmerzlich. Die Kurzeit lief zu Ende, Frau von Dalling machte Anstalten zur Abreise; ihr Wohnort war in einer fremden, sehr entlegenen Provinz, ihm nicht vergönnt, sie dahin zu begleiten; wie würde er des Hauptmanns Antwort schnell genug erfahren? und wenn sie günstig für ihn ausfiele, wie konnte einem Manne in seinem Alter zugemuthet werden, mit beschwerlichen Hin- und Herreisen die kostbare Zeit zu verlieren? darum schlug er mit den einschmeichelndsten Gründen vor, Frau von Dalling solle sich indessen nach Prag begeben; die Zerstreuungen jener angenehmen, von einem liebenswürdigen Adel bewohnten

Stadt würden ihr als heilsame Nachkur dienen; er besitze dort ein völlig eingerichtetes Haus, welches ganz zu ihrem Befehle stehe, auch werde seine Gegenwart dem Fräulein keinen Zwang auflegen, oder ihren Ruf gefährden, denn Geschäfte riefen ihn nach Wien, von da er nicht eher zurückkehren wolle, bis ein Wink von der gnädigen Frau ihn dazu berechtige.

Louise bezeigte großen Widerwillen gegen diese Einrichtung, und allerdings war es wohl noch zu früh, ein solches Anerbieten anzunehmen, welches doch immer schon eine nähere Verbindung voraussetzte; allein die schwache Mutter konnte der Lockung nicht widerstehen, in Prag auf eine so wohlfeile Weise eine glänzende Rolle zu spielen. Frau von Wickenfeld erbot sich zur Begleiterin, und der Vorschlag wurde angenommen. Alsobald schickte der Baron eine Staffette voraus, um zu ihrem Empfang alles vorzubereiten. Am Tage der Abreise begleitete er seine Gäste ehrerbietig bis an den Wagen und blieb zurück. Die Reisenden fanden auf allen Stationen bestellte Pferde und Erfrischungen; Jedermann empfing sie mit zuvorkommender Höflichkeit, Niemand begehrte oder nahm Geld von ihnen. Frau von Dalling fand das sehr behaglich, und als sie vollends am zweiten Abend in Prag anlangte, der Wagen vor einem schönen, erleuchteten Hause hielt, reich gekleidete Bediente mit schweren silbernen Armleuchtern sie auf der Treppe empfingen, und in eine Wohnung führten, von der sich schwerlich entscheiden ließ, ob sie zum Tempel des Luxus oder der Bequemlichkeit bestimmt sei; da fiel sie der Tochter

mit dem Ausruf: ach Louiſe! um den Hals, und ob ſie gleich dann ſchweigend ſich auf den ſchwellenden Divan warf, ſo ſtanden doch ihre geheimen Wünſche ſehr lesbar in den funkelnden Augen.

Frau von Wickenfeld trommelte lächelnd an den Fenſtern von Spiegelglas, und meinte, in einem ſolchen Feenſchloſſe könne man ſchon einen undankbaren Sterblichen vergeſſen, Louiſe ſchwieg beklommen. — Am andern Tage wurden verſchiedene Empfehlungsſchreiben des Barons abgegeben, deren keines ohne freundliche Wirkung blieb. Man zog die Fremden ſchnell in die erſten Zirkel, man behandelte ſie mit der feinſten Aufmerkſamkeit. Ob nun gleich in dem Hauſe des Barons der Beutel der Frau von Dalling durch keine Ausgabe erſchöpft wurde, ſo machten doch die täglichen Geſellſchaften, in welchen die mütterliche Eitelkeit die ſchöne Tochter bewundert zu ſehen begehrte, großen Aufwand nothwendig, der ihre Kräfte weit überſtieg. Doch ihre daraus entſpringenden Sorgen räumte Frau von Wickenfeld ſchnell aus dem Wege.

»Warum borgen Sie nicht?« ſagte ſie mit leichtem, zuverſichtlichem Tone; »die Schwiegermutter eines ſolchen Eidams findet überall Kredit, und ein paar tauſend Thaler mehr oder weniger, was kümmert das den reichen Baron Frauenthal?«

Die ſchwache Dame ließ ſich beſchwatzen und häufte in wenigen Wochen ſo viele Schulden, daß, wenn ihre Hoffnung ſcheiterte, ſie nothwendig Prag als Bettlerin oder

Betrügerin hätte verlaſſen müſſen. Selbſt Louiſe proteſtirte nicht immer ernſtlich genug gegen den vielen Schmuck und Tand, den die Mutter täglich auf ihrem Nachttiſche ausbreitete, denn ſie blieb ein Mädchen; und obſchon man zu ſagen pflegt: die Liebe beſiege alles, ſo iſt doch die weibliche Eitelkeit wunderſelten von ihr beſiegt worden.

Indeſſen war die Zeit, in welcher Robert's Antwort erſcheinen ſollte, ſchon verſtrichen. Louiſe wurde leiſe daran erinnert — ſie ſchwieg — die Erinnerung wurde lauter wiederholt — ſie bat nur noch um eine Woche — dann wieder um eine — und dann um die letzte. In dieſer letzten endlich kam der erſeufzte Brief, doch nicht an Louiſen, nur an Frau von Wickenfeld gerichtet. Er ſchrieb: »Liebe Freundin, ich bedaure die Zeit und das Papier, welche Sie verſchwendet haben, um mich an eine Perſon zu erinnern, die ich nie geſehen zu haben wünſchte. Ich bin durchdrungen von der Ehre, welche Fräulein Dalling mir erzeugt, halte mich aber ihrer unwerth. Möge ſie in Gottes Namen den Baron Frauenthal, oder irgend einen andern ihrer zahlreichen Bewunderer, durch ihre Hand beſeligen; ich bin entſchloſſen, in der Ferne ein ſtiller Zeuge ihres Glückes zu bleiben.« — — Arme Louiſe! du bebteſt, als der Brief eröffnet wurde — du lachteſt wild auf, als die grauſame Freundin ihn vorlas — du riſſeſt das Blatt aus ihren Händen, erkannteſt die Hand und wollteſt deinen Augen nicht trauen. Welch eine Nacht folgte auf dieſen Abend! welch ein Morgen auf dieſe Nacht! — »Sein Sie doch nicht kindiſch,« ſagte Frau von Wickenfeld, »lernen Sie doch

endlich die Männer kennen, deren ſogenannte Herzen blos in den Augen ſitzen, denn ſobald ſie dieſe wenden, ſo wendet jenes ſich mit. Sie erfahren das zum erſten Male, darum ſchmerzt es noch ſo tief. Ich — die ich mir einbilde, auch noch jung und hübſch zu ſein — habe dergleichen oft erfahren, und keine meiner Bekannten darf ſich eines Vorzugs rühmen.

Die ſchöne Dame kannte weder Louiſen noch die Liebe, wenn ſie ſolchen Troſtſprüchen Kraft zutraute. Freilich konnte und wollte die Verlaſſene den Treuloſen nicht vertheidigen, aber ein geheimer Wunſch regte ſich doch noch immer in ihrer Seele: Ach! daß ich ihn vertheidigen könnte! — folglich haßte ſie ihn nicht. Ja, ſogar auf ihre gereizte Empfindlichkeit, ihre verwundete Eitelkeit, hatte Frau von Wickenfeld — Louiſen nach ſich beurtheilend — vergebens gerechnet, denn auch jetzt noch bezeigte ſie nicht das mindeſte Verlangen, Baronin Frauenthal zu werden, und hätte gern haltbaren Vorwand zu neuem Aufſchub erſonnen. Allein die Mutter deutete mit düſterm Ernſt auf einen Haufen unbezahlter Rechnungen, und erklärte ſeufzend: ſie müſſe Prag beſchimpft verlaſſen, wenn die Tochter ihr Verſprechen nicht erfülle.

Das entſchied. Frau von Wickenfeld ſandte eine Staffette nach Wien; der Baron kam ſchneller als die Staffette zurück, und in wenigen Tagen ſchleppte er ſeine Beute zum Altare. Die Augen des Bräutigams glühten, die der Braut erloſchen; die Augen der Mutter ſchwammen in ſüßen Thränen, die der Freundin frohlockten.

Louiſe war nun eine reiche Frau. Sie konnte ihre Ohrläppchen durch Brillanten um einen halben Zoll verlängern; die Weiße ihres Buſens durch gelbe Spitzen erhöhen; ſie konnte, ſo oft es ihr beliebte, die glänzendſte Equipage anſpannen laſſen; mitten im Winter ihre Treppe mit einem Blumengarten ſchmücken, und was dergleichen beneidete Vorzüge mehr ſein mögen; aber ihre Ruhe, ihr kindlicher Frohſinn waren entwichen. Eiferſüchtig wie — ein Tiger hätte ich faſt geſagt, wenn Verleumdung ſelbſt gegen Tiger zu entſchuldigen wäre; nein, eiferſüchtig wie ein Mann, der da weiß, daß er beinahe dreißig Jahr älter iſt, als ſeine ſchöne Frau, ſo zeigte ſich der Baron gleich nach der Vermählung. Das edle Vertrauen, welches man ihm bewieſen, indem man ihm Louiſens Liebe zu Robert nicht verſchwiegen, wurde jetzt für die Unglückliche eine unerſchöpfliche Quelle von ausgeſuchten Qualen. Täglich neckte und verhöhnte er ſie, bald mit bitterm Schmerz, bald mit unfreundlichem Ernſt. Wenn ſie einmal in Gedanken ſich verlor, ſo bemerkte er hämiſch, Robert ſei vermuthlich der Gegenſtand derſelben. Wenn etwa ein fremder Offizier in einer rothen Uniform ſich blicken ließ, ſo tobte er wie ein Unſinniger, behauptend, ſie habe ihm ſeufzend nachgeſehen. Tauſendmal warf er ihr vor, daß ſie ihm nur eine von Robert verſchmähte Hand gereicht; und wenn ſie ihn demüthig erinnerte, ihm ſei ja nichts verſchwiegen worden, er habe Alles vorher gewußt, ſo erbitterte das Gefühl ſeines Unrechts ihn nur noch heftiger, und riß ihn oft zu den gemeinſten Unanſtändigkeiten hin.

In dieſer traurigen Lage hatte Louiſe keinen andern Troſt, als die Zufriedenheit ihrer Mutter, der ſie ihre Leiden ſo viel möglich verbarg. Schwerlich würde ihr das gelungen ſein, wäre es ihr nicht von der Mutter ſelbſt erleichtert worden; denn die gute Alte, im warmen Neſte ſich behaglich blähend, wollte nun einmal weder ſehen noch hören, und fragte nie. Frau von Wickenfeld tändelte, dem Anſchein nach gedankenlos, um die verblühende Freundin, ſchalt auf die Männer, und ſuchte deren Treuloſigkeit monatlich an Einem derſelben zu rächen. Als das Karneval herbei kam, führte der Baron ſeine Damen nach Wien, größtentheils aus Eitelkeit, um den Wienern ſeine hübſche Frau zu zeigen. Hübſch war ſie freilich noch, und vielleicht hübſcher, als da ihre Wangen noch keine Schminke bedurften. Die für alles Schöne empfänglichen Wiener flüſterten mit ſichtbarem Wohlgefallen einander in die Ohren, ſo oft die Baronin Frauenthal in eine Loge oder einen Tanzſaal trat.

Einſt hatte ſie auf einer glänzenden Maskerade ein ſtilles Plätzchen als Zuſchauerin gewählt, und ſich gleichſam hinter einer Reihe von Damen verſchanzt, als ein Domino ſich der Maske näherte, die gerade vor ihr ſaß, die Larve abnahm und ſich bückte, um mit dieſer zu ſprechen. Louiſe wandte von ungefähr ihren Blick dahin, erkannte Robert, ſchrie laut auf und wurde ohnmächtig. Als ſie wieder zu ſich kam, lag ſie auf einem Sofa in ihrem Schlafzimmer, die Mutter ſaß weinend zu ihren Füßen, Frau von Wickenfeld ſtand lauernd am Fenſter, und der Baron

ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, fluchte, schimpfte, knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste, schien sich nur mit Mühe der Thätlichkeiten zu enthalten. Er sei entehrt! sprudelte er geifernd und kaum der Zunge mächtig, er sei im Angesicht des ganzen Publikums jedem Laffen, jeder Dirne zum Gespött geworden.

So war es nicht. Denn als Louise in Ohnmacht fiel, hatte sich zwar ein Kreis von neugierigen Gaffern um sie gesammelt, durch welchen sich der Baron, hastig herzustürzend, kaum einen Weg zu bahnen vermochte; allein es war Keinem in den Sinn gekommen, diesen Zufall übel zu deuten, denn Louise saß ja mitten unter Damen, mit ihr hatte keine Mannsperson gesprochen; man schob es natürlich auf die Hitze, den Staub. Robert, der Einzige, der die wahre Ursache ahnete, hatte sich sogleich entfernt; doch leider nicht ungesehen von Frau von Wickenfeld, die, als sie mit der Ohnmächtigen und dem Baron nach Hause fuhr, in aller Unschuld ein Wörtchen davon fallen ließ, auch die Vermuthung wenigstens nicht widerlegte, daß Robert mit Louisen selbst gesprochen. Den Inhalt dieses vermeinten Gespräches verlangte der Baron jetzt zu wissen, forderte es in einem harten, gebieterischen Tone, und als Louise ihm, mit wenigen sanften Worten aber hellen Blicken zuschwur, er sei im Irrthum; da schäumte er vor Wuth und stürzte Rache drohend aus dem Zimmer. Louise blieb still liegen. Zwei große Tropfen rollten über ihre bleichen Wangen, aber sie weinte nicht. Gelassen bat sie um Ruhe und Einsamkeit, blieb allein, stützte den Kopf in die Hand, und

ſtarrte bis zum Tages-Anbruch in das Flämmchen des Nachtlichts. Endlich ſtand ſie auf, wankte an den Schreibtiſch, ſchrieb einige Worte, klingelte, gab dem Kammermädchen ein Billet und befahl es ihrem Gemahl zu bringen.

Es enthielt den Wunſch, ſich in ein Kloſter zu begeben. Der Baron lachte dem erſchrockenen Mädchen gräßlich in's Geſicht. »Sage deiner Herrſchaft, ihre Wünſche ſind Befehle für mich; ſie ſoll der tiefſten Einſamkeit ſich bald erfreuen.«

Wahrhaft getröſtet durch dieſe Antwort, harrte nun Louiſe des Beſuches ihrer Mutter, um den gefaßten Entſchluß ihr mitzutheilen; allein der Mittag kam, der Abend erſchien, die Mutter nicht. Aengſtlich wähnte die liebende Tochter, ſie ſei krank, wollte das Mädchen zu ihr ſchicken, wollte ſelbſt hinüber wanken, denn der Mutter Wohnung war in einem Flügel des Hauſes; aber — welch ein Gemiſch von widerlichen Gefühlen beſtürmte ſie plötzlich, als ſie die Thür ihres Vorgemachs verſchloſſen fand, und das Mädchen ihr weinend erklärte: ſie ſei eine Gefangene, Niemand dürfe zu ihr, ſelbſt die Mutter nicht, die ſchon vergebens Alles verſucht habe, um den wüthenden Eidam zu beſänftigen.

Louiſe faltete ihre Hände, ſah gegen Himmel und ſank auf einen Seſſel, den ſie, in düſteres Schweigen verſunken, nicht verließ, bis, nach eingebrochener Nacht, ein Schlüſſel im Vorſaal klirrte, ihr Kerker ſich aufthat, der Baron mit kalter Richtermiene herein trat, und ihr mit den Worten, »kommen Sie, Madame,« den Arm bot. Sie ſtand auf

und ging mit ihm, ohne ihn einer Frage oder eines bittenden Wortes zu würdigen. Er führte sie eine Hintertreppe hinab, ein Reisewagen stand vor der Pforte; ein Bedienter, mit einer Banditen-Physiognomie, öffnete den Schlag, der Baron hob die Schweigende hinein, verschloß die Thür, lachte laut auf, und rief: glückliche Reise! der Bandit schwang sich auf den Bock; in wenigen Minuten befand sich Louise vor den Thoren von Wien.

Es war eine dunkle Nacht. So lange der Wagen über das Straßenpflaster rollte, glaubte sie sich ganz allein; als es aber stiller wurde, hörte sie ein leises Geräusch neben sich, erschrack und rief: »Ist noch Jemand hier?«

Ich, erwiederte eine heisere weibliche Stimme. — »Wer ist dieses Ich?« — Die alte Brigitte, Ew. Gnaden unterthänigste Magd. — Diese Brigitte, die erst kürzlich einem Wiener Maler als Modell zu der Hexe von Endor gesessen hatte, war eine Art von Aufseherin über Wäsche und Silberzeug in des Barons Hause, nachdem sie in frühern Zeiten als Kupplerin gedient. Louise hatte sie kaum zweimal gesehen, und kein Wohlgefallen an ihrer Physiognomie gefunden. — »Wie kommst du hieher? was sollst du hier?«

Ich soll die Ehre haben, Ew. Gnaden als Kammerfrau zu bedienen. —

»An dem Orte, wohin ich gehe, werde ich keiner Kammerfrau bedürfen.« — Die Hexe schwieg, auch Louise, und der Wagen rollte über Stock und Stein. Nach einigen Stunden war die erste Poststation erreicht, die Pferde

wurden gewechſelt, und in wenigen Minuten fuhren ſie weiter. Louiſe ſprach noch immer kein Wort; als aber mit anbrechendem Tage ſchon die dritte Station hinter ihnen lag, da wandte ſie ſich endlich mit der Frage an ihre Begleiterin: »Iſt das Kloſter weit?« — Welches Kloſter? — »Das, wohin man mich führt.« — Hihihi, das wäre wohl Jammerſchade, eine ſo ſchöne Dame in ein Kloſter zu ſperren. Nein, das thut der gnädige Herr nicht; den kenne ich von Kindesbeinen an, der weiß recht gut, daß Augenblicke kommen, wo der Zorn verſchwindet und das Herz nach Verſöhnung ſchmachtet; dazu findet ſich in einem Kloſter gar ſchlechte Gelegenheit. —

»Mein Gott! wohin ſchleppt man mich?« — Schleppen? ei bewahre der Himmel! wir fahren mit Extrapoſt in einem ſchönen bequemen Wagen, und die liebe Sonne ſcheint überall, wo wir hinkommen; wenn Ew. Gnaden nur Vertrauen zu mir haben, ſo wird ſich alles fügen. — In der That ſchien die Hexe nicht abgeneigt, ihr altes Handwerk wieder hervor zu ſuchen. Sie war ſchon längſt mit dem Baron unzufrieden, daß er ihr gleichſam das Gnadenbrot gab, und, nach ſo langen treuen Dienſten, oft in Jahr und Tag nicht ein Wort mit ihr ſprach, mit ihr, die doch ſo gern ſchwatzte, beſonders von vergangenen und folglich beſſern Zeiten. Jetzt freilich hatte er ſie plötzlich rufen laſſen, ſie freundlich und geſprächig empfangen, ihr ſogar das

Ehrenamt einer Duenna vertraut; doch das konnte ihren Groll nicht ganz vertilgen, denn es geſchah doch nur — das merkte ſie wohl — weil der Herr Baron ſie eben nothwendig brauchte, und für ſeine Rache keinen beſſern Satan aufzutreiben wußte. Daher wäre es Louiſen leicht geworden, Frau Brigitten zu gewinnen, wenn ſie nur vom Gipfel der Unſchuld bis in den Pfuhl der Verworfenheit hätte hinabſteigen können. Aber die gemeine Niederträchtigkeit, die aus allen Reden und Erzählungen der Alten hervor ſchäumte, machten ihr das Weib ſo zuwider, daß ſie keine Silbe mehr mit ihm ſprach, und, wenn das Mühlwerk von deſſen Zunge dennoch fortklapperte, ihm wohl gar mit trockenem Ernſt zu ſchweigen gebot. Dadurch verdarb ſie Alles. Frau Brigitte murmelte nur noch in den Bart (denn ſie hatte wirklich einen recht anſehnlichen Bart): »man ſei in ſolcher Lage gewiſſen Leuten Achtung ſchuldig,« und ſchwieg von nun an ſtörriſch. — Das Einzige, was Louiſe von ihr zu wiſſen begehrte, hatte ſie ohnehin nie verrathen, nämlich, wohin die Reiſe gehe? Auch der Bandit auf dem Bocke beantwortete dieſe Frage nicht, die, mehr als Einmal zu wiederholen, die beleidigte Gattin ſich zu ſtolz fühlte. Sie ergab ſich ruhig in ihr Schickſal, beklagte blos mit ſtillen Thränen die Trennung von ihrer Mutter, und ſah, in die Ecke des Wagens gedrückt, Städte, Dörfer und Fluren neben ſich vorüber fliehen.

Endlich erreichten ſie die Ufer des adriatiſchen Meeres, ein neuer, herrlicher Anblick für die Bewohnerin einer Provinz, die nirgend mit der See grenzte. Halbe Tage

lang ruhten ihre Augen auf dem ungeheuren Waſſerſpiegel und verfolgten die Wellen, wie ſie entſtanden, wuchſen, endlich ſchäumend ſich überſtürzten und begruben. So die Hoffnungen in der Bruſt des Menſchen, dachte Louiſe, und fand eine Art von Beruhigung in dem Anblick dieſes ewigen Emporwallens und Verſchlingens. Sie war nun in Dalmatien. Unfern von Raguſa, dieſer, nun auch durch die unbändigen Wellen der Zeit verſchlungenen Republik, ſtand ein altes Schloß auf einem ſchroffen Felſen am Meere, nur von Eulen, Krähen und einem gichtbrüchigen Verwalter bewohnt; ein, dem Baron von mütterlicher Seite angeſtammtes Erbe, jetzt zu Louiſens Kerker beſtimmt. Ein ſchauerliches Gefühl ergriff ſie, als ſie auf den düſtern, begraſten Schloßhof fuhr, und eben eine alte, knarrende Thurmuhr gleich einer Grabesglocke ſchlug. Der Bandit überreichte dem Verwalter einen ſchriftlichen Befehl, der, nachdem er ihn ſchweigend geleſen, ſchweigend mit ſeinen Schlüſſeln raſſelte, den Roſt davon ſchabte, eine ſeufzende Pforte aufthat, und auf einer ſchwitzenden Marmortreppe ſeine Gefangene in die Prunkzimmer führte, in welchen goldlederne Tapeten in zernagten Streifen von den Wänden hingen. — Louiſe nahm ſich zuſammen, ihr entſchlüpfte kein Seufzer.

Es war ſchon dämmrig als ſie ankam, im Schloſſe ſelbſt ſchon dunkel, das vermehrte des Ortes Grauen. Sobald man ihr ein Schlafzimmer angewieſen, begehrte ſie allein zu bleiben, beſtieg, mittelſt eines Stuhles, das hohe, hart gepolſterte Prunkbett, welches einem Sarko-

phag glich, warf unausgekleidet ſich nieder, und weinte, bis der gänzlich erſchöpfte Körper den ſanften Kuß des Schlummers nicht mehr abzuwehren vermochte. Der Sturmwind, der durch die Zimmer der Burg ſauſte, und mit losgeriſſenen Dachziegeln, wie die Schwalbe mit Federn, in der Luft ſpielte, führte ihren halb wachen Sinnen fürchterliche Träume zu, die er auch ſelbſt wiederum zerſtörte, indem er mit der erſten Dämmerung den Schlaf von ihren müden Augen ſcheuchte. Sie ſprang auf und trat an's Fenſter. Es hatte die Ausſicht auf das Meer. Eben zitterte der Sonnenrand wie flüſſiges Gold auf den Wellen. Die Majeſtät des Anblicks beugte die Knie der Unglücklichen, ſie betete mit Inbrunſt, und fühlte ſich geſtärkt. Das Gefühl der Unſchuld gab ihr Kraft zu dem feſten Entſchluß, ihre Leiden ſtill zu tragen, in ihrer Wächter Gegenwart keine Thräne, keine Klage ſich zu verſtatten, und ſo ihrem Henker die Schadenfreude zu vergällen. Sie richtete ſich ein ſo gut ſie konnte. Bücher gab es nicht, Dinte, Feder, Papier wurden ihr verſagt. Allein ſie wußte dennoch mit tauſend kleinen Beſchäftigungen abzuwechſeln. Sie flocht niedliche Körbe von Binſen; ſie machte Roſenkränze von Korallen, die dort herum gefiſcht wurden; ſie ſammelte bunte Steine und Seegras; ſie fütterte die jungen Schwalben in den Neſtern unter ihrem Fenſter, oder ſie ſah den Möwen zu, die ſich tief unter ihr ſpielend in's Meer tauchten.

Ein täglicher Spazirgang an der See war ihr vergönnt, und ſie verſäumte dieſe Stunde nie, obgleich die Hexe von

Endor oder der Bandit ſtets ihre läſtigen Begleiter waren. Glücklicherweiſe wurden dieſe Wächter bald des beſchwerlichen Amtes überdrüſſig; die Alte holte ſich einigemal eine derbe Gicht, und der lüderliche Bandit, dem die Einſamkeit eine größere Marter war, als ſeiner Gefangenen, brachte oft ganze Wochen in den Wirthshäuſern von Raguſa zu, in der ſichern Ueberzeugung, daß, in einem ſo fernen Lande, jeder Weg und jedes Mittel zur Flucht ihr ohnehin verſagt wären.

Er hatte Recht. Auch kam es Louiſen nicht in den Sinn, die Einöde zu verlaſſen, an welche ſie ſich nach und nach gewöhnte. »Es war ja mein Wunſch,« ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, »mich in ein Kloſter zu begraben. Gott iſt überall! warum könnt' ich dieſe Burg mir nicht zum Kloſter umſchaffen? überall erreicht ein kindliches Gebet den Himmel.«

So erwarb ſie ſich in kurzem eine Art von Zufriedenheit. Nur die Trennung von ihrer Mutter und der Gedanke an Robert's Treuloſigkeit entlockten ihr noch Thränen. — Eines Tages hatte ſie am Meeresufer, bald im Sande bunte Muſcheln ſuchend, bald unthätig ihren Gedanken nachhängend, ſich weiter als gewöhnlich entfernt, und wurde es erſt mit Schrecken gewahr, als ein Donnerſchlag ſie aus ihren Träumereien weckte. Sie blickte auf, ſah eine ſchwarze Wolke ſich über das adriatiſche Meer wälzen, und die Burg in ziemlicher Entfernung vor ſich liegen. Alſobald verdoppelte ſie ihre Schritte, mußte jedoch, um des hemmenden Sandes willen, oft ſtill ſtehen und Athem ſchöpfen. In ſolchen Augenblicken hörte ſie den

Donner immer näher rollen; ihre Angſt ſtieg und erreichte bald den höchſten Grad, als ſie, einige hundert Schritte hinter ſich, einen Mann gewahr wurde, der, das Geſicht in einen Mantel verhüllt, ihr nachzueilen ſchien.

Jetzt fing ſie an zu laufen, hielt aber dieſe Anſtrengung nicht lange aus, blickte ſchüchtern rückwärts, und ſah, daß auch der Fremde lief. Ihre Knie wankten, der Schrecken lähmte ihre Glieder, ſie ſank auf einen Stein am Ufer, hörte den Fußtritt ihres Verfolgers ſchon ganz nahe, und im nächſten Augenblick lag mit einem Donnerſchlag — Robert zu ihren Füßen. — Sie zuckte, als habe ſie der Blitz getroffen, und erſtarrte wie ein Marmorbild. Große Regentropfen, die auf ihr Geſicht fielen, gaben ihr die Beſinnung wieder. Noch lag er da zu ihren Füßen, umklammerte ihre Knie, und ſchluchzte und konnte nicht reden. Ihr lieh zuerſt der weibliche Stolz Kraft zu ſprechen.

»Was wollen Sie hier? — ſind Sie gekommen, ſich an meinem Elend zu weiden?« Hören Sie mich! ſtammelte Robert, ich bin unſchuldig! — In dieſem Augenblicke erſcholl Frau Brigittens kreiſchende Stimme in der Ferne. Robert warf ſich hinter den Stein. Louiſe ging ihr entgegen. Sie brachte Regenſchirme und keifte über das ewige Spazirenlaufen. Zum Glück hatte ſie den Weißmantel nicht bemerkt, weil ihr der Regen in's Geſicht ſchlug, und ſie den Schirm, gleich einem Schilde, vor die Augen hielt. — Louiſe erreichte in der heftigſten Bewegung ihr Zimmer. Die Worte: ich bin unſchuldig! dieſe ſo gern geglaubten Worte tönten unaufhörlich in ihren Ohren.

»Gewiß, er iſt unſchuldig!« ſagte ihr Herz, »gewiß, er liebt mich noch! denn warum käme er ſonſt in dieſe Einöde? warum ſuchte er mich in einem unwirthbaren Winkel des venetianiſchen Meerbuſens! was kümmerte ihn mein Schickſal, wenn jener abſcheuliche Brief ſein Werk, ſein Gedanke war?« — Mit welcher Ungeduld erwartete ſie den folgenden Tag! mit welcher Aengſtlichkeit ſah ſie jeden Augenblick nach allen Himmelsgegenden, um zu erſpähen, ob kein böſes Wetter ihr den gewohnten Ufergang verbieten werde. Sie hätte freilich jeder Witterung getrotzt; allein was würde Frau Brigitte, was ihr eigener Stolz dazu ſagen? — Auch bei dem ſchönſten Sonnenſchein, der glücklicherweiſe am folgenden Tage lächelte, konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß es, gelinde ausgedrückt, unſchicklich ſei, ihrem Liebhaber gleichſam entgegen zu kommen, zwar unverabredet, doch d'rum nicht minder gewiß.

Sie kämpfte lange mit dieſen Bedenklichkeiten, und um dieſelben gehörig zu erwägen, ging ſie noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich an das Ufer, weil ein tiefes Nachdenken durch das Murmeln der Wellen begünſtigt wird. Sie könnte ja noch immer, meinte ſie, ſchnell wieder umkehren, wenn ſie den Weißmantel von ferne gewahr würde. Aber — ſie wurde ihn bald gewahr, und kehrte nicht wieder um. Freilich war er auch ſchon gar zu nahe, denn er ſprang plötzlich hinter einem Felſen hervor, und nun — ihre Knie von ihm umfaßt — war an keine Flucht mehr zu denken.

»Aus Barmherzigkeit!« hub Robert an, »hören Sie meine Rechtfertigung. Wir sind beide schrecklich hintergangen worden. Ehe ich Sie sah, hing ich mit leerem Herzen an Frau von Wickenfeld. Sie war jung, hübsch, eitel, kokett, sie zeichnete mich aus, und ich schmiegte mich aus Dankbarkeit mit leichtem Sinn in das leicht gewobene Netz. Es war zerrissen, sobald ich Louisen erblickte. Sie erinnern sich, wie wir am Dorotheen-Stein von ihr überrascht wurden. Ich ahnete ihre Tücke. Allein die Schlaue wußte den Groll so künstlich zu verbergen; so viel Heiterkeit zu lügen; mich so traulich naif zu versichern, daß sie mich keineswegs egoistisch liebe, sondern daß mein Glück, gleichviel durch wen gegründet, auch das ihrige sei; daß sie bald mein ganzes Vertrauen erschlich. Ich sah, wie schwesterlich sie sich zu Ihnen neigte, ich hörte sie täglich von Ihnen mit Entzücken sprechen; ihr verdankten wir so manche schöne Stunde — wie hätt' ich Argwohn schöpfen mögen? — Nur ein paarmal, nur ganz leise schien es, als wolle sie mir Mißtrauen gegen Ihre Beständigkeit einflössen; sie machte mich aufmerksam auf jede kleine Unbedachtsamkeit, die Ihrer kindlichen Munterkeit bisweilen entschlüpfte; sie wollte Eifersucht erregen; auch ließ sie wohl dann und wann ein Wörtchen von Ihrer Armuth fallen, und von den Schwierigkeiten einer Verbindung mit Ihnen; aber alles das geschah so gutmüthig, schien so ganz nur aus zärtlicher Besorgniß für mein Glück zu entspringen, daß ich sie d'rum lieber gewann, und ihr täglich fester ver-

ute.«

»Als nun der Befehl meines Vaters mich von Ihnen trennte, da öffnete ſich der Verleumdung ein freies Feld. Doch nicht ſogleich, nur nach und nach, wagte Frau von Wickenfeld meinen feſten Glauben an Sie zu untergraben. Anfangs waren es nur Unbeſonnenheiten, Leichtſinn, endlich zweideutige Geſchichten, die ſie, mit dem Tone des innigſten Bedaurens, mir vortrug, klagend, daß ihre gewiſſenhafte Freundſchaft ihr die ſaure Pflicht auflege, mir die Wahrheit nicht zu verhehlen. So ſtürzte ſie mich an jedem Poſttag in Kummer und Verzweiflung, und entriß mir Bethörten den Entſchluß, Ihnen zu entſagen. Ich ſchrieb nicht mehr, erhielt auch keinen Brief mehr von Ihnen, bis auf den letzten, der mir den bitterſten Spott zu enthalten ſchien; denn Frau von Wickenfeld hatte mir gemeldet, Sie hätten ſchon längſt mit dem Baron einen verdächtigen Umgang gepflogen, deſſen Folgen Sie jetzt zu einer ſchnellen Verbindung nöthigten.«

»Daher meine unſinnige Erklärung. — Ein halbes Jahr nachher wurde mein Bruder im Duell erſchoſſen, und mein Vater ſtarb kurz darauf aus Gram. Ich war nun Majoratsherr, hatte ein großes Vermögen zu verwalten, nahm deshalb meinen Abſchied und eilte nach Hauſe, wo ich, unter den Papieren meines Vaters, mit ſtarrem Erſtaunen, einen Brief der Frau von Wickenfeld fand, der, aus Karlsbad geſchrieben, ihn von meinem Verhältniß zu Ihnen unterrichtete, Sie mit den gehäſſigſten Farben ſchilderte; und ihn warnend rieth, mich ſo ſchnell als möglich

zu entfernen. Da fiel die Decke mir von den Augen. Des ſchändlichen Weibes Bosheit, Louiſens Unſchuld, mein abſcheuliches Betragen, und mein verſcherztes Glück ſtanden plötzlich vor mir. Ich wankte herum wie ein Träumender oder wüthete wie ein Unſinniger. Als ich wieder eines Gedankens, eines Willens fähig wurde, beſchloß ich, Sie noch einmal zu ſehen, in der Hoffnung ruhiger zu werden, wenn ich Sie glücklich fände; oder auf die Gefahr, an meinem zerriſſenen Herzen zu verbluten, wenn auch Sie ein Opfer der Bosheit Ihr Leben vertrauern müßten.»

»Ich eilte nach Prag, Sie waren nicht mehr dort. Ich flog nach Wien, kam dort gegen Abend an, hörte von einer Maskerade und ließ mir ſogleich einen Domino holen, um Sie vielleicht dort zu finden und im Stillen zu beobachten. O ich fand Sie auch! unter Tauſenden hatte in der erſten Viertelſtunde mein Herz Sie ausgeſpürt, ich folgte Ihnen überall auf dem Fuße, ich ſah Sie ſchöner als jemals, aber der leidende Zug des Grams auf Ihrem Geſicht entging mir nicht, und — ſoll ich es bekennen? — er that mir wohl!»

»Sie ſetzten ſich; da ſtand ich von ferne, und nach und nach drang ſich mir immer heftiger das Verlangen auf, mich Ihnen zu zeigen, um zu erfahren, welchen Eindruck mein plötzliches Erſcheinen hervorbringen würde. Es war ein böſer Dämon, der dieſen Gedanken mir einhauchte, mich marterte, ihn auszuführen, und meine thörichte Keckheit durch den Zufall begünſtigte; denn eine Dame von

meiner Bekanntſchaft ſetzte ſich gerade vor Sie hin. Was nun geſchah wiſſen Sie. Man trug Sie fort, und ich ſank, meiner Sinne kaum noch mächtig, auf denſelben Stuhl, auf dem Sie geſeſſen hatten. Frau von Wickenfeld hatte mich erkannt, und mir im Vorbeigehen blos die Worte zugeflüſtert: Sind Sie raſend? Die Schlange ahnete nicht, daß ſie entlarvt vor mir ſtand. Ich konnte in dieſem Augenblicke ihr nicht antworten; nur die tiefſte Verachtung mochte ſie in meinen Blicken leſen. Sie verſchwand. Ich ſtürzte mich in das Gewühl, hörte überall von Ihnen mit der höchſten Verehrung, mit dem innigſten Bedauern ſprechen, und meine Bruſt wollte mir zerſpringen. In den folgenden Tagen bot ich alles auf, um etwas von Ihnen zu erfahren; es hieß, Sie wären plötzlich abgereiſt, doch Ihr Gemahl und Ihre Mutter zurückgeblieben. Wohin man Sie geführt, wußte mir Niemand zu ſagen. — Ich wählte eine Stunde, in der ich den Baron bei Hofe wußte, ging zu Ihrer Mutter, fand ſie in Thränen, rührte ſie durch die Erzählung meines Schickſals, durch den Jammer meiner Liebe. Ich weinte auf ihre Hand, ſie weinte an meiner Wange; ihr Bedauern war der einzige Troſt, den ſie mir zu geben vermochte, denn auch ſie kannte den Ort Ihrer Verbannung nicht. Aber Frau von Wickenfeld, meinte ſie, der könne er unmöglich verborgen ſein, denn ſie lebe jetzt mit dem Baron auf einem ſehr vertrauten Fuße.“

„Alſobald war mein Entſchluß gefaßt. Ich eilte zu Frau von Wickenfeld, ließ mich nicht bei ihr melden, drang

als ein alter Bekannter bis vor die Thür ihres Kabinets, die ich plötzlich aufriß, und die Dame zum Glück allein fand. Bei meinem ersten Anblick schien sie ein wenig zu erschrecken, faßte sich aber schnell und hieß mich mit ihrem gewöhnlichen leichten Ton willkommen. Bebend vor innerm Grimm zog ich ihren Brief an meinen Vater aus der Tasche, und hielt ihn ihr unter die Augen. Sie erröthete, sah mich aber nach einer Pause mit frechem Blicke an, und sagte gelassen: »Nun? was weiter?« — Ihre Unverschämtheit brachte mich aus aller Fassung, ich stammelte die heftigsten Vorwürfe. »Gemach mein Herr,« sagte sie stolz: »ist es meine Schuld, daß Sie betrogen worden? Erfahrung kauft man stets auf eigene Kosten. Sie haben gelernt, daß man die verlassene Nebenbuhlerin nie zur Vertrauten machen muß. Wenn Ovid, in seiner Kunst zu lieben, diese weise Lehre vergessen hat, so ist das auch nicht meine Schuld.« — Laut lachend wollte sie bei diesen Worten mir entschlüpfen. Ich ergriff sie heftig beim Arm.

»Nicht von der Stelle, Madame!« rief ich wüthend, »bevor Sie mir entdeckt haben, wohin man Louisen entführt.«

»Mein Herr,« stotterte sie erschrocken, »was geht das mich an! ich weiß es nicht.« — Sie wollte sich losreißen, und in ihr Schlafgemach entfliehen. »Sie entrinnen mir nicht,« sagte ich mit kaltem Grimm, und zerrte sie selbst dahin. Sie sah mich von der Seite mit scheuen Blicken an, wie man einen Wahnsinnigen betrachtet.

»Ich werde meine Leute rufen,« sprach sie mit zittern-

der Stimme. Ich verriegelte ſchnell die Thür, zog den Degen und ſchwur bei meiner Ehre, daß ich ſie durchbohren würde, wenn ſie nicht augenblicklich alles bekennte. »Auch die Lehre,« fügte ich hämiſch hinzu, »hat vielleicht Ovid vergeſſen, daß man einen wahrhaft Liebenden nicht zur Verzweiflung treiben muß.«

Ihr Körper bebte heftig. »Wollen Sie ſich auf das Schaffot bringen?« ſtammelte ſie kaum hörbar. Ich ſetzte ihr die Degenſpitze auf die Bruſt, und ſie bekannte. Jetzt ließ ich von ihr ab, mit der ernſtlichen Warnung, daß ſie meiner Rache nicht entrinnen werde, wenn der Baron auch nur eine Silbe von dieſem Auftritte erführe. In wahren oder künſtlichen Krämpfen blieb die Verworfene liegen; ich aber taumelte in meinen Gaſthof, warf mich in den Wagen und flog an dieſe Küſte, wo ich ſeit drei Tagen in einer Fiſcherhütte verborgen, den günſtigen Augenblick erſpähte, um Louiſen meine Unſchuld, meine Liebe zu betheuern.«

»Und mich nur noch elender zu machen!« ſchluchzte ſie. Doch nein, dieſe Klage kam nicht aus ihrem Herzen, denn dieſes Herz fühlte ſich ſanft erleichtert, als es die Unſchuld des Geliebten erkannte. Schöne Tage verlebten ſie nun wieder an der unwirthbaren Küſte; jede Klippe wurde für ſie ein Dorotheen-Stein; täglich fanden ſich die Liebenden auf dem einſamen Spazirgang, wo ſie nur aus einem einzigen Fenſter des Felſenſchloſſes bemerkt werden konnten, Aber dieſes Fenſter, das wußte Louiſe, gehörte zu einer unbewohnten Kammer, die ſeit vielen Jahren nicht auf-

geſchloſſen worden. Indeſſen meinte Robert, es ſei doch möglich, daß Frau Brigitte einmal auf den Einfall gerathen könne, ſie dort zu belauſchen. Die ängſtliche Louiſe fand dieſe Furcht nicht ungegründet, und ließ daher ſich leicht überreden, bis zu der unfern gelegenen Fiſcherhütte mit ihm zu wandeln, wo ſie allen neugierigen Blicken ſich entzogen, auf einer Bank von Seegras Träumen einer glücklichen Zukunft nachhingen, und täglich rathſchlagten durch welche Mittel ſie zu erringen ſei. Natürlich war Robert's erſter Gedanke, Louiſen zu entführen, welches ihm hier ſo leicht wurde. Er durfte nur eine Fiſcherbarke miethen, und ſich mit ihr nach Venedig retten. Allein ſie verſagte beharrlich ihre Einwilligung.»

»Ich bin nun einmal des Barons Gemahlin,« ſagte ſie, »meine Ehre darf ich auch der Liebe nicht opfern.« Weit leichter ſchien es ihr, den Mann, der ohnehin ſie haßte, zu einer Trennung zu überreden, oder deſſen Tod abzuwarten. Das letztere verwarf Robert, als unerträglich weit ausſehend; das erſtere wolle er aus allen Kräften zu bewirken ſuchen. Beide überzeugten ſich ſo gern, von der leichten Ausführung dieſer Maßregel; beiden wurde es täglich gewiſſer, daß ſie, nach überſtandener Prüfung vereinigt, bald ganz einander angehören würden; und — dieſer ſüßen Täuſchung ſich überlaſſend — ſah ein unbewachter Augenblick ſie ſtraucheln — fallen. —

Aber plötzlich fuhr Louiſe jetzt erſchrocken aus dem ſchönen Traum empor! — »Wir haben uns hier zum letzten Mal geſehen!« rief ſie mit bitterer Wehmuth und abge-

wandtem Geſicht. »Reiſen Sie, Robert, und wenn es Ihnen nicht gelingt, meine Bande zu löſen, ſo kehren Sie nie zurück um meine Tage zu vergiften! und mir den einzigen letzten Troſt, das Bewußtſein der Schuldloſigkeit zu rauben!« — Er wagte es nicht, die Verwegenheit der Leidenſchaft zu rechtfertigen, allein er ſchwur Louiſen dem Baron abzutrotzen, abzubetteln, oder zu ſterben! —

So reiſte er ab. Sie weinte und hoffte ihm einſam nach, bald durch Schuldbewußtſein niedergebeugt, bald durch die Möglichkeit erhoben, als Robert's Gattin mit ihren Gewiſſen ſich wieder auszuſöhnen. Aber welche Todesangſt ergriff ſie, als nach und nach die Vermuthung ihr zur ſchrecklichen Gewißheit wurde; jener unſelige Augenblick, in welchem ihr Schutzgeiſt ſie nicht umſchwebte, ſei nicht ohne Folgen geblieben. Sie ſchauderte! — welche Scenen, welches Schickſal harrten ihrer, wenn Robert nicht ſchleunig mit tröſtlicher Botſchaft zurückkehrte! wie konnte ſie ihren Zuſtand der erfahrnen Brigitte verbergen? oder wie ſich herablaſſen, dieſe Kreatur um Mitleid anzuflehen? —

Jetzt bereute ſie der Flucht nach Venedig ſich wiederſetzt zu haben. Jetzt fühlte ſie, ſchnelle Hilfe müſſe ihr werden, oder ſie ſei ohne Rettung verloren! — In dieſer Angſt bediente ſie ſich des Schreibzeugs, welches Robert, auf irgend einen Nothfall, nebſt ſeiner Adreſſe ihr zurückgelaſſen. Sie meldete ihm — ſo deutlich als die Scham ſich auszudrücken verſtattete — ihre grauſame Lage; ſie beſchwur ihn, auf der Stelle herbei zu eilen, und ſich mit ihr in das erſte

lecke Boot zu werfen, um einem drohenden Geſchick ſie zu entreißen. Dieſen Brief vertraute ſie dem ſchlauen Fiſcher, deſſen Hütte den Liebenden zum Obdach gedient, dem ſie zwar nichts zu geben hatte, der aber von Robert ſo oft und reichlich beſchenkt worden war, daß ſie auf ſeine Treue zählen durfte. Nachdem er ihr heilig verſprochen, das Papierchen nach Raguſa auf die Poſt zu tragen, erfreute ſie ſich wieder eines Schimmers von Ruhe und Hoffnung. Sie wußte ja, daß Robert keinen Augenblick ſäumen würde, die Angſt von ihr zu wälzen; ſie zählte die Wochen, die der Brief zu laufen hatte, und die Tage, deren der Geliebte zu einer ſchnellen Reiſe bedurfte; ſie verabredete mit dem Fiſcher, daß er einen weißen Stab unter ihr Fenſter an das Ufer pflanzen ſollte, wenn er irgend eine Nachricht ihr mitzutheilen habe.

Mit welcher Beklommenheit näherte ſie an jedem Morgen ſich dem Fenſter — welche ſcheue Blicke warf ſie hinab — wie unzähligemal kehrte ſie ſeufzend um — bis endlich eines Tages, beim Aufgang einer unbewölkten Sonne, der weiße Stab ihr in die Augen ſchimmerte. Faſt hätte ſie geſchrien. Bebend ſtand ſie da, und konnte den Blick nicht davon wenden; erſchrack, ſo oft die Alte in das Zimmer trat; war ungewöhnlich geſprächig gegen ſie, blos um zu verhüten, daß ſie nicht auch an das Fenſter trete, denn der Stab — meinte Louiſe — müſſe Jedem in die Augen fallen und Jedem verkünden, was er bedeute. Gern wäre ſie gleich hinabgeeilt, der Fiſcherhütte zugeflogen; allein das würde im Schloſſe Aufſehen erregt haben; Vorſicht heiſchte,

die gewöhnliche Stunde des Lustwandelns abzuwarten. Ach! es war eine ewige Ewigkeit bis zu dieser Stunde. — Endlich schlug die alte Thurmuhr. Louise schwebte, mit hochklopfendem Herzen, die Wendeltreppe hinab — kaum berührte ihre Fußspitze den Sand — in wenigen Minuten erreichte sie die Hütte und lag in Robert's Armen.

Unter zärtlichen Klagen, die der tröstende Geliebte in feurigen Umarmungen erstickte, schwand blitzschnell eine schöne Stunde. Robert ermannte sich. »Wir haben keine Zeit zu verlieren,« sprach er hastig. „Alles ist bereit, die Segel sind aufgezogen, nur wenige Schritte bis zur nahen Bucht, und du bist frei.«

»Ich folge dir!« rief Louise und hing sich zitternd an seinen Arm. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen. Mit gespannter Pistole stürzte der Baron herein. Robert griff nach dem Degen — ein Schuß fiel — Louise wurde ohnmächtig — Als sie erwachte, war es Nacht. Eine kleine Lampe brannte dunkel. Sie besann sich, wo sie sei! das Fischergeräth an den Wänden erinnerte sie bald an den letzten Augenblick, dessen sie sich bewußt war. Jetzt fiel ihr Blick auf den Boden — Robert lag zu ihren Füßen mit zerschmettertem Haupte, sein Blut hatte ihr Gewand bespritzt. —

Kreischend fuhr sie empor — unwillkürlich rannte sie nach der Thür, die sie fest verriegelt fand. Der Mörder hatte keine schrecklichere Rache zu ersinnen gewußt, als mit dem Leichnam des Geliebten sie einzusperren. —

Der Fiſcher, deſſen Treue blos Geld erkaufte, hatte Louiſens, von keinem Geſchenk begleiteten Auftrag bedenklich gefunden, und ihren Brief für einige Piaſter an den Banditen verhandelt, der ihn ſeinem würdigen Herrn ſchickte. Der Baron lachte vor Wuth als er ihn las, und beſchloß augenblicklich, ihn zum Werkzeug der gräßlichſten Rache zu benutzen. Er ſandte den Brief wohl verſiegelt an ſeine Adreſſe, und eilte ſelbſt unter fremden Namen voraus nach Raguſa, wo er ſich verborgen hielt, bis der Bandit ihm Robert's Ankunft verkundſchaffte. So gelang es ihm, die Liebenden zu überraſchen. Sein erſter Schuß ſtreckte den verhaßten Nebenbuhler zu Boden, und ſchon hatte er die zweite Piſtole geſpannt, um die Ohnmächtige ihm nachzuſenden, als der Satan ihm zuflüſterte: dieſe Rache ſei nur unvollkommen; durch einen ſchnellen, bewuſtloſen Tod werde er den Wünſchen der Unglücklichen nur zuvor eilen. Da ſetzte er grinſend den Hahn der Piſtole in Ruhe, wandte ſich und verriegelte die Thür. Seine teufliſche Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht. Nach dreiſtündiger Todesangſt wurde Louiſe von einer unzeitigen Frucht entbunden, und ſtarb, indem ſie den Leichnam des Geliebten feſt umklammert hielt.

Erſt Jahre nachher, als eine beklemmende Bruſtkrankheit den Mörder heimſuchte, ergriff ihn auch die Reue. Da riß er die Fiſcherhütte nieder und baute eine Kapelle auf den Platz, wohin er die Ermordeten begrub, auch Seelenmeſſen für ihre und ſeine Ruhe ſtiftete.

Das iſt die Kapelle mit dem vergoldeten Kreuze, die

der Küſtenfahrer erblickt, wenn er von der kleinen Inſel Milete hinüber nach Raguſa ſteuert.

Lamoignon.

Nicht für unſere glücklichen Tage iſt dieſe Skizze geſchrieben, denn Jedermann weiß, daß die neue Ordnung der Dinge vortrefflich iſt. Allein es gab bisweilen in Europa traurige Zeiten (und ſie werden auch wohl künftig nicht immer ausbleiben) wo jede Wahrheit ſo kontreband geweſen, als jetzt die engliſchen Waren — (ſelbſt die mathematiſche Wahrheit nicht ausgenommen, denn ich hätte, zum Exempel, Niemand rathen wollen, auf einem Schlachtfelde richtig zuzählen) — in ſolchen Jammertagen, wo Gewalt und Willkür alle Moralität verſpottend, über einen ſchönen Theil der Welt oft ſchamlos herrſchen; wo jeder ehrliche Mann Sklave, Schmeichler oder Mitverbrecher werden, oder ſeinem Vaterlande den Rücken zukehren, oder in Feſſeln verſchmachten mußte; in ſolchen letzten Zeiten kenne ich keine tröſtlichere Lektüre, als die Biographien ſolcher Männer, die den Grundſatz verabſcheuten: was ich kann, das darf ich auch; die blos, was recht iſt, zu dürfen glaubten; die den Stürmen der willkürlichen Gewalt, unerſchütterliche Tugend, kalten Ernſt entgegen ſtellten; an deren Felſenbruſt jede goldſchwangere Welle zerſtiebte; die kein Verſucher, unter welcher Larve er auch erſchien, vom Pfade der Pflicht zu locken vermochte; die

den Machthabern hohe Achtung abtrotzten, und vom Volke als deſſen Schutzgötter verehrt wurden.

Ein ſolcher Mann war der Parlements-Präſident Lamoignon. Sein Leben erſchien gedruckt zu Paris vor acht und zwanzig Jahren, aus gleichzeitigen Quellen und Familienpapieren geſchöpft. Er war blos Requeten-Meiſter, als er zum erſten Präſidenten erhoben wurde, und dieſe Wahl, noch mehr die Art, wie ſie geſchah, iſt Einer der ſchönſten Züge im Leben des Kardinals Mazarin. Alle Miniſter ſetzten ſich in Bewegung, um für Eine ihrer Kreaturen den erledigten Platz zu erhaſchen. Dem beſcheidenen Lamoignon kam es nicht in die Gedanken, ſich unter die Mitbewerber zu ſtellen. Seine kühnſte Hoffnung war: wenn etwa der ſogenannte Präſident à mortier, Nesmond, hinaufrückte, deſſen bisheriges Amt zu erhalten, welches ſchon ſein Vater bekleidet hatte. Mit dieſer Bitte trat er vor den Kardinal, der ihm nicht einmal Zeit ließ, ſie vorzutragen, ſondern ihm entgegen rief: »Sagen Sie mir nichts, ich denke mehr an Sie, als Sie glauben.«

Bei einem zweiten Beſuch verſchloß Mazarin ſorgfältig die Thüre, ſetzte ſich vertraulich zu ihm, und ſagte: »Ich bitte Sie, Bekanntſchaft mit mir zu machen. Bisher iſt blos Ihr Ruf zu mir gedrungen; Sie ſind einer von Denen, die ich am wenigſten kenne; Sie haben mir nie den Hof gemacht; ich habe Sie nie bei öffentlichen Gelegenheiten oder Schauſpielen geſehen; erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Lebensweiſe.«

Nach dieſer traulichen Befragung fuhr er fort: „Gebeichtet haben Sie, jetzt kommen wir an die Abſolution. Sie werden erſter Präſident, und Gott iſt mein Zeuge, daß, wenn ich einen rechtſchaffenern Mann für dieſe Stelle wüßte, ich ihn gewählt haben würde.“ — Beim Abſchied umarmte ihn der Kardinal, ſprechend: »Ich kenne Ihre Mäßigung; wir ſind ungeduldiger als Sie ſelbſt, in Ihnen den erſten Präſidenten zu begrüßen.“

Bei einem dritten Beſuch ſagte Mazarin: »Ich beharre darauf, Ihnen das Amt zu geben. Ich will es, der König will es, Gott will es; ja Gott! den ich ſelbſt gebeten und durch viele fromme Seelen bitten laſſen, mich über dieſe Wahl zu inſpiriren; er hat mir keinen Andern in die Gedanken gegeben, und ſo beharre ich darauf. Sie werden nach Ehre und Gewiſſen dienen; nie wird man etwas ungerechtes von Ihnen verlangen; könnte ich je dergleichen begehren, ſo ſpreche ich Sie ſchon in dieſem Augenblicke von aller Verbindlichkeit los, mir zu willfahren; ſelbſt wenn der König oder die Königin etwas ungerechtes Ihnen zumutheten, ſo werde ich Ihr Vertreter ſein. Wir wollen zuſammen am Glück des Volks arbeiten.“ — Lamoignon, der dieſe goldenen Worte eines allmächtigen Miniſters ſelbſt aufgezeichnet hat, fügt hinzu: er habe nichts daran geändert.

Noch verzögerte ſich ſeine Ernennung. Ludwig XIV. machte den Feldzug von 1658, und der Kardinal wollte, aus guten Urſachen, ſeine Rückkunft abwarten. Sie erfolgte. »Nun iſt es Zeit,“ ſagte Mazarin, »man hat den König

in große Versuchung geführt; man hat ihm noch vor wenig Tagen hundert und zwanzig tausend Louisd'or geboten; aber so nothwendig er auch das Geld brauchen mag, so sollte er doch lieber, statt es zu empfangen, eben so viel geben, um einen guten Präsidenten zu haben."

Lamoignon erhielt nun wirklich diesen angesehenen Posten, und rechtfertigte ganz des Ministers Vertrauen. Einen schönen Beweis davon gab er in dem berüchtigten Prozeß gegen den ehemaligen Finanzminister Fouquet, einen Mann, der mit Blut und Mark des Staates sich gemästet hatte, Lamoignon stand an der Spitze einer Kommission (Chambre de justice), welche zu Untersuchung dieses Prozesses ausdrücklich ernannt worden war. Der König — äußerst erbittert gegen Fouquet — sprach einst mit Lamoignon länger als eine Stunde über dessen Verbrechen. „Er hat sich zum Herzog von Bretagne und Könige der umliegenden Inseln machen wollen," sagte Ludwig, „er gewann Jedermann durch seine verschwenderische Freigebigkeit, ich konnte mich auf Niemand mehr verlassen."

Je heftiger der König gegen den Angeklagten donnerte, je mehr glaubte Lamoignon mit Mäßigung verfahren zu müssen. Er gab Fouquet einen Vertheidiger, der frei bei ihm aus- und eingehen, und ohne Zeugen mit ihm sprechen durfte. — Colbert, Fouquet's eifrigster Verfolger, wollte einst den Präsidenten über seine Meinung ausholen. „Ein Richter," antwortete dieser, „sagt seine Meinung nur einmal, nämlich auf dem Richterstuhle."

Mehr bedurfte es nicht, um sich Colbert's Feindschaft zuzuziehen. Auf dessen Anstiften gab der König dem rechtschaffenen Präsidenten Merkmahle des Mißvergnügens. Das kränkte ihn tief; er stellte sich mit bescheidener Kühnheit vor den Monarchen, legte sein Amt in dessen Hände nieder, und bediente sich zugleich der Gelegenheit, ihm starke Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde eines Tugendhaften doppelt kräftig wirken, wenn er selbst in diesem Augenblicke als ein Opfer derselben erscheint. Ludwig — zu groß, um sich dadurch beleidigt zu fühlen — nahm seine Abdankung nicht an; machte seine harten Worte durch verbindliche Redensarten wieder gut, die er so schön zu sagen wußte; und schickte noch am selbigen Tage Tellier zu ihm, mit dem Auftrag: »es werde dem Könige Vergnügen machen, wenn Lamoignon das Vorgegangene vergesse, und mit Colbert auf einem freundschaftlichen Fuße lebe.«

Man muß bekennen, daß, wenn Lamoignon die herzlichste Bewunderung verdient, er auch in einem Zeitraum lebte, wo die Tugend noch imponirte. Die geringste Widersetzlichkeit gegen den Willen des Machthabers würde, in andern Zeiten, ihm auch ohne freiwillige Abdankung sein Amt gekostet haben, und es wäre nicht weiter die Rede von ihm gewesen. Ludwig war nicht der größte Feldherr, aber ein wahrhaft großer König.

Als Fouquet erfuhr, daß an der Spitze seiner Richter ein Mann stehe, der zwar einst sein Freund gewesen, den er aber, in den Tagen seiner Gunst, oft gekränkt hatte,

urtheilte er, als Höfling und Minister, von den muthmaßlichen Gründen, durch welche die Höflinge und Minister bewogen worden waren, diesen Mann zu wählen; allein er kannte auch den Präsidenten hinlänglich, um dennoch Vertrauen zu ihm zu fassen. Er ließ ihn bitten, das Unrecht zu vergessen, welches er ihm zugefügt. Lamoignon antwortete: ich erinnere mich blos, daß er mein Freund war, und daß ich sein Richter bin.

Minder treffend beurtheilte Fouquet seine übrigen Richter. Als die Berichterstatter (Referenten) ernannt werden sollten, protestirte er gegen d'Ormesson, der sich doch nachher so vielen Ruhm in dieser Sache durch nachsichtsvolle Mäßigung erworben. Er protestirte auch gegen Cornier de St. Helene, den er freilich besser kannte, denn dieser Cornier stimmte für seine Hinrichtung. — Der König erfuhr, was vorging, ließ den Präsidenten rufen, und befahl ihm, gerade diese Beiden zu Berichterstattern zu ernennen. Lamoignon erwähnte der geschehenen Protestation. »Eben deswegen,« sagte Ludwig, »man fürchtet ihre Rechtschaffenheit.«

Lamoignon gab zu, daß sie rechtschaffene Männer wären, erklärte aber freimüthig, er habe es sich zum Gesetz gemacht, einem Angeklagten niemals, weder erbetene noch verbetene Referenten zu geben.

»So möge,« erwiederte der von seinen Ministern wohl instruirte König, »Fouquet die Gründe seiner Protestation angeben; man wird sie erwägen und darüber entscheiden.«

»Es iſt ein Unterſchied,« verſetzte Lamoignon, »ob von einem Richter oder von einem Referenten die Rede iſt. Jener iſt nothwendig, dieſer wird gewählt; darum muß man gegen einen Richter Gründe angeben; bei einem Referenten iſt das unnöthig. Ueberdies hat, in einem Kriminal-Prozeß, der letztere einen weit entſchiednern Einfluß auf das Schickſal des Angeklagten; er kann ſelbſt durch ſeinen Bericht die Stimmen leiten.« — Als Ludwig nicht mehr wußte, was er entgegnen ſollte, ſagte er echt königlich: ich will es ſo.

Der unerſchrockene Präſident bat ihn, ſich Zeit zu nehmen, ehe er ſeine letzten Befehle ertheile, aber Ludwig erklärte trocken: er habe Alles wohl überlegt, und ſein Wille ſei unwiderruflich.

Lamoignon machte Colbert und Tellier ſehr lebhafte Vorwürfe über dieſen Machtſtreich. Turenne ſagte damals lachend: »Colbert hat große Luſt, Fouquet hängen zu ſehen, und Tellier große Furcht, daß man ihn nicht hängen werde.« — Der Präſident gehorchte endlich. Er hat den Kampf, den er mit ſich ſelbſt darüber beſtand, ſammt den Gründen, die ihn beſtimmten, auch ſelbſt aufgezeichnet. »Ich ſah ein,« ſagt er, »daß die Forderung, die an mich geſchah, nur eine Unregelmäßigkeit, aber nichts geſetzwidriges enthielt. Die höchſte Gewalt beging freilich eine Unklugheit, indem ſie den Argwohn der Parteilichkeit auf ſich lud, aber keine Ungerechtigkeit. Meine längere Weigerung konnte zwei rechtſchaffene Männer beleidi-

gen, deren Einer (Ormeſſon) mein Freund war, ein Mann, der die höchſte Zartheit der Redlichkeit mit dem höchſten Muth der Tugend verband. Ich nutzte vielleicht dem Angeklagten wider ſeinen Willen, indem ich ſein Schickſal in ſo reine, heilige Hände legte.»

Indeſſen hatte dieſer, obgleich nun aufgegebene Widerſtand Fouquet's Feinde doch beunruhigt. Sie meinten, der Präſident begünſtige entweder den Angeklagten, oder ſeine Strenge ſei doch ſehr beſchwerlich; darum wurde kabalirt, ihm den Vorſitz in der Kommiſſion zu nehmen. »Die Sache zieht ſich in die Länge,« ſagte der König zu ihm, »ich will Sie beſchleunigen. Ihre Geſchäfte ſind zu gehäuft, Sie können nicht alles thun. Ich habe dem Kanzler Séguier befohlen, künftig der Kommiſſion beizuwohnen; deswegen können Sie aber doch hingehen, ſo oft Ihre Zeit es erlaubt.»

»Es wird mir jederzeit eine Ehre ſein,« erwiederte Lamoignon, »unter dem Vorſitz des Kanzlers zu dienen. Unter ihm habe ich meine erſten Kenntniſſe geſammelt, und kann auch jetzt noch viel von ihm lernen.»

Der König, der vermuthet hatte, ihn gekränkt zu ſehen, wollte ſein Verfahren durch verbindliche Redensarten verſüßen: »Ich begreife nicht,« ſagte er, »wo Sie Zeit und Geſundheit für die doppelte Arbeit hergenommen haben.»

Am andern Morgen empfing Lamoignon den Kanzler in der Kommiſſion. »Künftig,« erklärte dieſer, als man auseinander ging, »erſuche ich die Herren, ſich früh um neun Uhr einzufinden.»

»In dieſem Falle,« erwiederte der Präſident, »kann

ich nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, denn so früh ist die Parlamentssitzung nicht geendigt.“ — »So werden wir uns nach Ihnen richten,“ sagte der Kanzler sehr höflich, und that es wirklich, aber nur Einmal; denn in der nächsten Sitzung erzählte er, der König habe ihm Trägheit vorgeworfen, man müsse sich also um neun Uhr versammeln.

So wurde der Zweck von Fouquet's Feinden erreicht. Lamoignon erschien nicht mehr, oder doch nur selten Nachmittags. Er zog sich unvermerkt zurück, wobei er jedes Aufsehen zu vermeiden strebte; und wenn man mit ihm davon sprach, führte er ganz unbefangen die Unvereinbarkeit der Arbeitsstunden als die einzige Ursache an. Das war nun Colbert wieder nicht recht; nur den Einfluß des Vorsitzes hatte er ihm rauben wollen. Die gänzliche Entfernung eines solchen Mannes konnte eine Mißbilligung des Verfahrens der Kommission scheinen, darum ließ er ihn freundschaftlich ersuchen, nicht ganz wegzubleiben; er werde bei diesem Geschäfte, in einem einzigen Monat, dem Könige wichtigere Dienste leisten, und besonders den Allerhöchsten Beifall sicherer erwerben, als im Parlament in dreißig Jahren.

Man erbot sich, künftig den Vorsitz zwischen dem Kanzler und dem Präsidenten zu theilen, so, daß Jener ihn des Morgens, dieser Nachmittags führen sollte. — Dann wollte man ihm wieder den Vorsitz allein überlassen, wenn er sich nur entschließen wolle, abgesonderte Konferenzen mit solchen Richtern zu halten, die Colbert's Vertrauen besaßen. — Endlich sollte er ohne alle Bedingung wieder in seine

Rechte treten. Lamoignon aber blieb ſtandhaft bei ſeiner Weigerung, und ſagte zu ſeinen Freunden: »Ich habe meine Hände gewaſchen.«

Im Grunde hielt er Fouquet allerdings für ſchuldig, wenigſtens der Veruntreuung. Allein er ſah, daß die Heftigkeit, mit der man ihn verfolgte, ein Intereſſe, dem der unterdrückten Unſchuld gleich, für ihn erweckte. Daß räuberiſche Finanzminiſter beſtraft und der Raub ihnen entriſſen würde, hielt Lamoignon für ganz recht, und er ſelbſt war der Erſte geweſen, dem Könige ſolche Maßregeln zu rathen, ehe noch an Fouquet's Verhaftung gedacht wurde; nur ſollte, nach ſeiner Meinung, eine ſolche Kommiſſion vom Einfluß des Hofes gänzlich frei bleiben, und kein Werkzeug in den Händen der Miniſter werden, um ihre Feinde zu verderben. Ueberdies erſchwerten ihm zwei Dinge ſein Richteramt in dieſem Falle: ſeine vormalige mit Fouquet gepflogene Freundſchaft, und die nachmalige Erkaltung derſelben. Die Erſtere machte ihn dem Hof verdächtig; die Letztere konnte ihn dem Volke verdächtig machen.

Ich ſchalte hier eine meiſterhafte Schilderung von des berühmten Colbert's Charakter ein, wie Lamoignon ſie ſelbſt entworfen. »Colbert iſt Einer der ſchwürigſten Menſchen für ſolche Leute, die weder Neigung haben, noch in der Lage ſind, ihm gänzlich unterworfen zu ſein. Er meint es nicht böſe, aber ſeine Laune iſt fähig, viel böſes zu ſtiften; denn dieſer folgt er unbedingt, und beſtärkt ſich ſelbſt in ſeinen Fehlern durch ſeine guten Eigenſchaften. Er weiß, welche große Dienſte er leiſtet, Dienſte, die in der That ſo wichtig

sind, daß ich selbst überzeugt bin, Niemand als er kann mit solcher Fähigkeit und Treue, mit solchem Fleiß und glücklichen Erfolg an Verbesserung der Finanzen arbeiten. Dies Bewußtsein machte ihn glauben, daß Jeder, der nicht seiner Meinung ist, eine schlechte Meinung hat, und daß man, ohne unwissend oder boshaft zu sein, ihm nicht widersprechen kann. Die eigene Ueberzeugung von seinen vortrefflichen Absichten macht ihn mißtrauisch gegen Jeden, der nicht ganz unbedingt ihm Beifall gibt. Daher kommt es, daß er kein Mittel verschmäht seinen Willen durchzusetzen, ohne zu bedenken, das schlechte Mittel oft den besten Zweck herabwürdigen können. Er duldet keinen Widerspruch, verschmäht jede Berathung, besonders mit verständigen, erfahrnen Leuten, die wohl ein Recht dazu hätten, ihm Rath zu ertheilen, denn das würde scheinen, als theile er seine Macht mit ihnen: ein unerträglicher Gedanke für sein despotisches Gemüth. Aber eben daraus entspringt ein anderes Extrem, welches ich oft bei Leuten seines Charakters angetroffen habe; nämlich, er ist sehr empfänglich für die Einlispelungen seiner Bedienten und Untergebenen."

Nicht minder ehrwürdig als bei Fouquet's Prozeß erschien Lamoignon's reine Tugend bei einer andern wichtigen Gelegenheit. Es war 1667 von einer königlichen Ordonnanz die Rede, gegen welche das Parlament sich erhob, doch nicht mit der Zustimmung seines Präsidenten. Man hätte glauben sollen, der Hof werde diesen angefeuert haben, die Widerspenstigen im Zaum zu halten? Keinesweges. Im Gegentheil, der Hof wünschte, daß das Par-

lament sich vergessen und schuldig erscheinen möchte, um einen Vorwand zu haben, jetzt, da man sich stark genug fühlte, die Beleidigungen zu rächen, die man zur Zeit der Fronde von diesem stolzen Gerichtshof hatte erdulden müssen. Darum erschöpften die Minister alle Künste, um Lamoignon zu bewegen, daß er den unbesonnenen Eifer des Parlaments durch seine Mäßigung und Klugheit nicht dämpfen möchte. Man bot ihm eine reiche Abtei für einen seiner Söhne, der noch zu jung war, um einen Stand zu wählen. Der Vater schlug es aus, sprechend: mein Sohn könnte leicht in der Folge den Besitz einer Abtei für einen Beruf zum geistlichen Stande halten. Man bot ihm zweimal hundert tausend Livres, wenn er sich in nichts mischen wolle. Vergebens. »Ich mag nicht,« sprach er, »der Mitschuldige eines Hofes werden, der, statt Vergehungen vorzubeugen, wenn er es kann, ihnen lieber freien Lauf läßt, um das Vergnügen zu haben, sie zu bestrafen.« — So stand er zwischen Hof und Parlament, verschmähte dort des Königs Gnadenbezeugungen, wagte hier die Gunst des Volkes, das ihn mit dem Hofe einverstanden glaubte, und blieb stets unerschüttert.

Als Ludwig XIV. 1672 in einen großen Krieg sich verwickelte, brauchte er Geld, viel Geld. Es sollten neue Auflagen gemacht werden. Lamoignon stimmte für einen mildern Ausweg, nämlich für Anleihen. Seine Meinung drang durch, allein die merkwürdigen Worte, die Colbert beim Herausgehen aus dem Zimmer des Königs ihm sagte, sollte jeder Finanzminister in sein Gedächtniß graben, und

Lamoignon selbst mochte fühlen, daß seine gute Absicht ihn irre geleitet hatte.

»Sie haben gesiegt,« sprach Colbert mit einiger Bitterkeit, »Sie glauben als ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben. Mein Gott! wußte ich denn nicht so gut als Sie, daß der König Geld finden würde, wenn er welches borgen wollte? aber ich hütete mich wohl es zu sagen. Da haben wir nun die große Straße der Anleihen geöffnet; welches Mittel bleibt uns künftig, die Verschwendung zu hemmen? Man wird borgen und borgen, und am Ende doch nur Auflagen machen müssen, um die Anleihen wieder zu bezahlen.«

Einst vertraute Jemand, dessen Namen man nicht erfahren hat, dem redlichen Lamoignon ein Depositum von sehr wichtigen Papieren. Der Hof erfuhr es; die Ministerial-Inquisition erwachte: ein Staatssekretär schrieb ihm, der König verlange zu wissen, was die Papiere enthielten. Er antwortete: »ich habe kein Depositum, und wenn ich eines hätte, so würde meine Ehre dieselbe Antwort heischen.« — Darauf ließ der König ihn vor sich fordern. Er fand den Staatssekretär bei dem Monarchen, und bat um eine geheime Audienz. In dieser bekannte er sich zu dem Depositum, betheuernd, er würde sich nie damit befaßt haben, wenn es irgend etwas zum Nachtheil des Staats enthielte. »Ew. Majestät,« sagte er, »würden mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich im Stande wäre, mehr davon zu entdecken.«

»Auch begehre ich nichts mehr davon zu wissen,« erwie-

derte der edle Ludwig, ich bin zufrieden.» Eben trat der Staatssekretär wieder herein. »Sie haben mir da eine schöne Proposition gemacht,» rief der König ihm entgegen, »ich soll einen Mann von Ehre zwingen, sein Wort zu brechen. — Gehen Sie,» schloß er, indem er sich zu Lamoignon wandte, »Sie haben in dieser Sache keine andere Verbindlichkeit, als die Sie selbst sich aufgelegt haben.»

Schon früher war, bei irgend einer Gelegenheit, ihm eine Pension von sechs tausend Livres versprochen worden, aber in den nächsten sechs Monaten war nicht weiter die Rede davon. Der König selbst dachte endlich daran, und sagte eines Tages zu ihm: »Sie sprechen gar nicht von Ihrer Pension?» — »Sire!» versetzte Lamoignon, »ich warte, bis ich sie verdient habe.» — »In diesem Falle,» erwiederte der König schnell, »bin ich Ihnen Nachzahlung schuldig,» und sie wurde auf der Stelle geleistet.

Wem wird nicht das Herz groß, wenn er diese Züge liest? wem thut es nicht wohl, die Tugend so von einem Monarchen geehrt zu sehen?

Pedro de la Gasca.

Es ist so geist- und herzerquickend, das Andenken solcher Männer zu feiern, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, zu dem eben aufgestellten Gemälde noch ein Seitenstück zu liefern.

Im Jahr 1546 fürchtete man in Spanien, der ehrgei-

zige Pizarro möchte sich in Amerika zum Beherrscher von Peru aufwerfen; denn schon hatte er gewagt, sich gegen den Unterkönig zu empören, der in einer blutigen Schlacht sein Leben verlor, und dessen abgehauener Kopf sogar auf den Galgen zur Schau gesteckt wurde. Kaiser Karl V. war damals in einen bedenklichen Krieg mit den schmalkaldischen Bundesgenossen verwickelt; den Aufruhr in Amerika zu dämpfen, mußte er seinem Sohne Philipp überlassen, der in der ersten Hitze das Rachesschwert zucken und ein heilsames Beispiel der Strenge geben wollte. Aber — unzählige Hindernisse kühlten seinen Eifer ab. Um den mächtigen Pizarro zu züchtigen, bedurfte man eines Heeres. Der Kern der spanischen Truppen war in Deutschland; Spanien durch lange Kriege Menschenarm geworden. Eine geringe Macht durfte man nicht senden, und eine ansehnliche in ein so entferntes Land zu schaffen, war fast unmöglich. Pizarro, Meister von der Südsee, konnte den nächsten Weg nach Peru sperren. Zu Lande durch Wüsteneien und wilde Völker zu dringen, schien noch gefährlicher. Der Weg durch die magellanische Straße war allzuweit, unsicher und damals noch wenig bekannt. Es blieb also nichts anders übrig, als der Strenge zu entsagen, und ein milderes Mittel zu versuchen.

Hier kam es nun vor allen Dingen auf die Person des Unterhändlers an. Die kluge Wahl traf Pedro de la Gasca, einen Geistlichen, der zwar noch kein hohes Amt verwaltet, aber doch bei verschiedenen wichtigen Geschäften, wo man sich seiner bediente, so viele Klugheit, Redlichkeit,

Uneigennutz, Vorsicht und Standhaftigkeit bewiesen hatte, daß er dieses Vertrauen vollkommen rechtfertigte. Der Kaiser, mit Gasca's Verdiensten bekannt, billigte die getroffene Wahl, und meldete sie ihm selbst in einem Briefe, der dem Schreiber nicht minder Ehre machte als dem Empfänger. Ein hohes Alter, Kränklichkeit, Furcht vor einer weiten Seereise, einem ungesunden Klima, Alles das schreckte den Mann nicht ab, der seinem Vaterlande nützlich werden konnte. Dieser edle Wunsch allein bestimmte ihn, denn als man, um mit größerem Glanze ihn erscheinen zu lassen, ein Bisthum ihm anbot, lehnte er es ab, begehrte keinen höhern Titel, als den eines Präsidenten des Gerichtshofes zu Lima, schlug sogar ein Jahrgehalt aus, und bat blos, während seiner Abwesenheit für seine arme Familie zu sorgen. Als Friedensbote wollte er kein glänzendes Gefolge, sondern nur einige Bedienten mit sich nehmen.

Nur in Ansehung der Vollmachten, die er verlangte, war er, zum Wohl des Staates, unnachgiebig. »Sie müssen unbegrenzt sein,« sprach er klüglich, »denn das Land ist fern vom Sitz der Regierung; ich kann nicht in jedem Augenblicke neue Verhaltungsbefehle einholen; ich muß Vertrauen zu meiner Macht einflössen, ich muß verzeihen, bestrafen, belohnen dürfen; die Waffen aller Statthalter in den spanischen Niederlassungen müssen mir zu Gebote stehen.«

Eine solche Gewalt schien den Ministern zu groß für einen Unterthan, allein Karl V. dachte größer; er ertheilte sie ihm ohne Bedenken, und Gasca segelte ab, ohne Titel,

ohne Geld, ohne Truppen, um der gefährlichſten Empörung die Spitze zu bieten. — Aber ihn begleitete die angeborne Gewalt erhabener Geiſter und edler Herzen. Zu Nombre de Dios und Panama fand er Befehlshaber, die jeder Landung ſich widerſetzen ſollten. Beim Anblick dieſes Greiſes, deſſen Sanftmuth, Sitteneinfalt und Beruf, Liebe und Ehrfurcht in jeder Bruſt weckten; bei ſeiner Erklärung: er komme mit dem Oelzweig, er wolle nur helfen, verzeihen, Ordnung und Gerechtigkeit in Peru wieder einführen; vergaßen ſie, das ſtrenge Gebot zu erfüllen; er landete und eroberte die Herzen. Pizarro ſchrieb an ſeine Vertrauten, man ſolle ihm fünfzig tauſend Peſos bieten, wenn er abſtehen wolle, wo nicht, ihn vergiften.

Dieſer raſende Befehl empörte die Empfänger, ſie traten öffentlich auf Gaſca's Seite und überlieferten ihm die Flotte. Pizarro, von Wuth verblendet, ließ durch einen feilen Gerichtshof Gaſca des Hochverraths ſchuldig erklären und zum Tode verurtheilen. Dann zog er ſeine Truppen zuſammen, tauſend Mann, damals eine große Macht, trefflich ausgerüſtet.

Aber auch Gaſca bewies, daß er, wenn es gelte, mehr als beten und überreden könne. Er ſammelte Truppen aus den ſpaniſchen Niederlaſſungen, und ſandte ſie, mit einem Geſchwader, an die peruaniſche Küſte, wo ihr Erſcheinen Anfangs Beſtürzung erregte, bald jedoch alle Mißvergnügte, irre Geleitete oder Reuige zu ihren Fahnen ſtrömten. Pizarro ſtutzte, wüthete, blieb unerſchrocken, machte ſein ganzes Heer beritten, und zog mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit dem

Feinde entgegen. Allein jetzt erfuhr er, wie schwach der mächtigste Usurpator ist, wenn seine Macht nicht auf Recht sich gründet. Jeden Morgen beim Aufbruch, wenn Pizarro sein Heer überschaute, fand er dessen Zahl ansehnlich vermindert; während der Nacht waren die Reiter haufenweis entflohen. Er schäumte vor Wuth. Wehe dem Schuldigen oder Unschuldigen, auf den sein Verdacht fiel! er strafte mit unerbittlicher Strenge. Dennoch konnte er die eingerissene Seuche der Desertion nicht hemmen. Ehe er noch den Feind zu Gesicht bekam, war sein Heer auf vier hundert Mann zusammen geschmolzen. Doch diese vier hundert hatten durch Verbrechen ihre Treue verbürgt, hofften keine Verzeihung, sondern mußten ihr letztes Heil in der Tapferkeit der Verzweiflung suchen. Mit ihnen schlug Pizarro einen Haufen der königlichen, machte Beute, ließ die Ueberwundenen grausam behandeln, und alsobald liefen mit dem Glücke viele Anhänger ihm wieder zu.

Doch schon landete Gasca selbst in Peru mit einer Macht, die schnell anwuchs. Noch immer hörte man ihn sanftmüthig den Wunsch erklären, den Streit ohne Blutvergießen zu beenden. Jeden Reuigen empfing er, wie ein Vater das bußfertige Kind. Selbst dem Pizarro bot er Verzeihung an; der vom Glück Berauschte verschmähte sie.

Beide Heere trafen auf einander am 9. April 1548, und gewährten dem Auge einen seltsamen Kontrast. Die Soldaten des Pizarro in seidene, mit Gold und Silber gestickte Stoffe gekleidet, ihre Pferde, Waffen und Fahnen reich verziert; die des Gasca ohne Schimmer, an ihrer Spitze ein Erz-

biſchof, zwei Biſchöfe, und eine Menge von Geiſtlichen, die den Segen ertheilten. Schon ſollte zum Angriff geblaſen werden, als plötzlich mehrere der vornehmſten Offiziere Pizarro's hinüber zu Gaſca ſprengten, und dadurch die ſchrecklichſte Verwirrung in dem verlaſſenen Heer verbreiteten. Angſt und Argwohn griffen ſchnell um ſich. Hier ſchlich ein Trupp ſtill davon; dort warf ein anderer die Gewehre von ſich; vergebens befahl, drohte, bat Pizarro, in einer halben Stunde war ſein ganzes Korps zerſtreut. Da ſtand er eingewurzelt, vor Wuth und Schrecken bebend. »Was iſt nun zu thun?« rief er den Wenigen zu, die noch ſein Schickſal theilten. »Nichts,« erwiederte ein unerſchrockener Spanier, »als in den Feind zu rennen, und den Tod eines Römers zu ſterben.« — Allein von Pizarro waren Muth und Uebermuth gewichen, er ergab ſich. Gaſca befleckte den unblutigen Sieg durch keine Grauſamkeit. Nur Pizarro und einige der vornehmſten Verbrecher wurden enthauptet; alle übrige erhielten Verzeihung.

Jetzt heiſchte Klugheit, die Menge der müßigen Abenteurer zu beſchäftigen. Gaſca ſandte ſie nach Chili, um ferne Länder zu erobern. Das Schwerſte blieb ihm noch übrig: die Getreuen zu belohnen; denn Jeder hielt nur den höchſten Lohn ſeinen Verdienſten angemeſſen. Durch Konfiskation, oder den Tod der vorigen Beſitzer, war der Krone ein Eigenthum zugefallen, welches mehr als zwei Millionen Peſos jährlich abwarf; dennoch nicht hinreichend, um die Habgier zu ſättigen. Gaſca that was er konnte, hörte und prüfte eines Jeden Anſprüche mit kalter Unparteilichkeit,

gab mit vollen Händen, und behielt nichts für ſich. Dennoch machte er nur Undankbare, die ſogar mit Empörung drohten. Durch Strenge und Sanftmuth unterdrückte er jede aufrühreriſche Bewegung; ſtellte Ordnung und Rechtspflege im ganzen Reiche wieder her; ſchützte die armen, unterjochten Indianer vor grauſamer Behandlung; ſorgte für den Unterricht in der Religion; und — nachdem er auf dieſe Weiſe den Zweck ſeiner Sendung erfüllt — legte er freiwillig die Regierung nieder, ſchiffte ſich ein, kam arm in ſein Vaterland zurück, brachte aber dem Hofe eine Million und dreimalhunderttauſend Peſos erſpartes Geld. Seine Ausrüſtung hatte nicht mehr als dreitauſend Dukaten gekoſtet. Ohne Heer, ohne Flotte, ohne Geld war er abgereiſt; Alles hatte er ſich ſelbſt erſchaffen. Reichere Geſchenke hatte er ausgetheilt, als jemals ein Unterthan zu irgend einer Zeit, unter irgend einer Nation zu vergeben hatte; er ſelbſt blieb arm; und in demſelben Augenblicke, in welchem er dreizehnmal hunderttauſend Peſos in die königliche Schatzkammer ſchüttelte, bat er in einem demüthigen Schreiben um eine kleine Summe, zu Bezahlung ſolcher Schulden, die er im Dienſt gemacht. Aber ihm wurde ein ſchönerer Lohn: die hohe Achtung ſeines Kaiſers, die Bewunderung der Nation und der Nachwelt. Er wurde Biſchof von Valencia, und verlebte ſeine noch übrigen Tage in der Stille. Eine nie getrübte Heiterkeit, vom edelſten Bewußtſein erzeugt, begleitete ihn bis zum Grabe.

Lobrede auf das alte Roß des Kaiſers Caligula.

Mögen Andere das glückliche Verbrechen mit Ruhm krönen, um einen Brocken vom Raube zu erhaſchen; mögen Andere die Knie vor dem glänzenden Laſter beugen; ich weihe meine Feder nur dem ſtillen Verdienſt, der unbefleckten Tugend; ich weihe ſie Dir, edler Incitatus!

Dieſen Namen führte das Roß, welches unter der vortrefflichen Regierung des Kaiſers Caligula — (warum wurde ich nicht unter ihr geboren!) — ein Gegenſtand der gerechten Bewunderung des römiſchen Volkes war. Caligula, der unvergeßliche Monarch, der das verborgene Verdienſt hervorzog, ohne auf Rang oder Geburt, am wenigſten auf die äußere Geſtalt Rückſicht zu nehmen, Caligula erhob ſein Pferd zum Oberprieſter, zum Staatsrath, ließ ihm einen Stall von Marmor bauen, Krippen von Elfenbein machen, bedeckte es mit Purpur und hing ihm Perlen um den Hals. Freilich gab es Neider, die ſich unterfingen, die Wahl ihres Kaiſers bitter zu tadeln — allein trotz jener hämiſchen Neider blieb Incitatus dennoch würdig, mit dem Kaiſer die Laſt der ganzen Welt zu tragen.

Es iſt unverzeihlich, daß die Geſchichtſchreiber, welche ſo oft Kleinigkeiten erzählen, die wichtigſten Umſtände in Anſehung meines Helden unberührt gelaſſen haben. Man kennt weder ſeine Herkunft noch ſeine Erziehung; man weiß nicht einmal, ob er ein Kutſchpferd, oder ein

Karrengaul, oder ein Jagdklepper war. Einige boshafte Schriftsteller behaupten, er sei die schlechteste Mähre im ganzen Stalle gewesen, und wollen ihre Behauptung auf den politischen Grundsatz stützen: daß unter einer verderbten Regierung immer die schlechtesten Subjekte zu hohen Ehrenstellen gelangen. Nichts als Verleumdung. Folgende Anekdote wird beweisen, daß Incitatus seine Erhebung einzig und allein seinen Verdiensten verdankte, und daß er ohne allen Zweifel ein Reitpferd war. Denn eines Tages ritt der Kaiser auf ihm, und als die Adjutanten sich in Schmeicheleien über den herrlichen Anstand erschöpften, mit welchem der Kaiser einhertrabte, wurde das Gefühl des edlen Rosses dadurch so sehr empört, daß es beschloß, die faden Höflinge zu beschämen. Plötzlich schlug Incitatus hinten und vorn hinaus, und warf den Herrn der Welt in den Koth.

Ihr möchtet glauben, ein so plötzlicher Glückswandel habe den wackern Houynhen schwindeln gemacht? — keinesweges; er blieb ganz der Alte; kein Fünkchen von dem gewöhnlichen Uebermuth der Parvenus; er allein am kaiserlichen Hofe schien seine Superiorität nicht zu ahnen. Nie ließ er sich zu kleinen Intriguen herab, um die Gunst seines Herrn zu fesseln; nie machte er ihm die Unterthanen verdächtig, oder verschloß dessen Ohr vor ihren gerechten Klagen; oder verleitete ihn, sie blos als Werkzeuge eines unersättlichen Ehrgeizes von einer Schlachtbank zur andern zu führen. Nie begehrte Incitatus alle hohe und einträgliche Aemter in seiner Person zu vereinigen, obgleich er

durch seine Talente gerechtern Anspruch darauf machen konnte, als die meisten seiner Nachfolger. Seine Bescheidenheit duldete nicht, daß die Patricier stundenlang in seinem Vorzimmer standen, ohne vor ihm gelassen zu werden, obgleich der römische Adel damals so tief gesunken war, daß die ersten und ältesten Familien sich für hochgeehrt würden gehalten haben, wenn sie ihn hätten striegeln und seinen Stall reinigen dürfen. — Ein großer Feind der Schmeichelei, verschmähte er alle Lobgedichte, Oden, Hymnen u. s. w., welche Tag für Tag in so großer Anzahl bei ihm einliefen, daß man ihm an jeden Abend eine frische Streu davon hätte zubereiten können. Eben so war auch Uneigennutz ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte sonder Zweifel eine große Familie, allein nie kam es ihm in den Sinn, verdienstlose Kreaturen aus ihrem Element, dem Staube, hervor zu wühlen; sie mußten ihren Karren oder ihren Pflug fort ziehen, statt blühende Provinzen mit ihrem plumpen Hufe zu zertreten.

Seine Mäßigkeit war so groß, daß er nie mehr begehrte, als satt zu werden. Welch ein erhabenes Muster für die unersättlichen Machthaber! — Einst lud Caligula ihn zum Abendessen, ließ ihm vergoldete Gerste und Wein in goldenen Bechern vorsetzen; — aber man staune! — auch das Gold reizte den Günstling nicht; er bestand darauf, daß man ihm gewöhnlichen Hafer bringen mußte.

Mit eben der Nachlässigkeit, mit welcher die Geschichtschreiber über seine Herkunft hinweg geschlüpft sind, ver-

ſchweigen ſie uns auch, ob das edle Pferd ein Hengſt oder ein Wallach war. Vermuthlich das Letztere, denn man hat nie von ſeinen galanten Abenteuern etwas erfahren, welche doch ſicher nicht unbekannt geblieben wären, da man auf einem ſo erhabenen Poſten die Leidenſchaften eben nicht zu zügeln pflegt. Wenigſtens wurden ſeine Maitreſſen — wenn er deren hatte — nicht durch ihn mit Schätzen überhäuft.

Ueberhaupt beweiſt das Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber über ſeine Fehler, daß er deren keine beſaß; denn man weiß, daß die Fehler der Parvenus nie vergeſſen werden. Unwiſſenheit und Dummheit wirft die Verleumdung ihm vor; aber man beurtheile ihn nach ſeinen Handlungen, ſeiner Lebensweiſe. Er hat nie etwas Anderes als Hafer geſpeiſt, und zwar ſolchen, den er nicht geſtohlen hatte; er war nie ſtolz auf ſeine Purpurdecke noch auf ſeine ſilbernen Hufeiſen; ſtolperte nie mit ſeinem Herrn; hat ihm auch nicht zu der berüchtigten Brücke gerathen, die Caligula über das Meer ſchlagen wollte, auch wirklich zu ſchlagen anfing, und die ich noch einſt vollendet zu ſehen hoffe; kurz, ich zweifle nicht, daß die gerechte Nachwelt, bei dieſer ungeſchminkten Darſtellung der Verdienſte des edlen Incitatus, jedes Vorurtheil fahren laſſen, und bekennen wird, daß kein Nachkömmling desſelben, ſoviele ihrer auch noch täglich zu hohen Würden gelangen, mit ſeinem tugendhaften Ahnherrn ſich meſſen darf.

Die Feengrotte.

Jedermann weiß, daß in der Provinz Languedok Gebirge befindlich ſind, welche die Cevennen heißen; aber nicht Jedermann weiß — (es wäre denn, daß im Muſeum des Wundervollen etwas davon ſtünde) — daß auf dem Gipfel eines dieſer Berge, der Fels von Taurach genannt, von düſterm Wald begrenzt, eine Grotte gähnt, deren bloßer Name dem einſamen Ziegenhirten das Haar lüpft, wenn er bis in dieſe Gegend ſich verirrt: die Feengrotte (La baume de las dommoiselles). Die Sage geht, es habe zu den Zeiten der Religionskriege eine unglückliche Familie ſich dahin geflüchtet, um dem Tode zu entrinnen; oft habe man Abends in der Dämmerung einige dieſer Unglücklichen, Geſpenſtern gleich, herum klimmen ſehen, um Ziegen zu ſtehlen; denn nur von ſolchem ungewiſſen Raube und von Wurzeln und Kräutern hätten ſie gelebt. Man erzählt ferner, es wären einige Kinder in dieſen Höhlen geboren worden, die, nach dem Tode ihrer Eltern, in gänzliche Wildheit verſunken, ohne Kleider, ohne Sprache herum geirrt. Erſchrockene Bewohner des Landes, welche zufällig eine dieſer unglücklichen Kreaturen erblickten, thaten mit erhitzter Einbildungskraft noch manches Wunderbare hinzu, und ſo entſtanden Geiſter, deren Wohnungen kein Sterblicher ſich zu nähern wagte. Allein dieſe Elenden konnten, bei einer ſolchen Lebensweiſe, ihren Rang unter den Unſterblichen nicht lange behaupten. Sie

verschwanden nach und nach. Man hat eine Menge Knochen gefunden, auch einige grobe Werkzeuge, deren diese Knochen, als sie noch belebt waren, sich bedient haben mögen.

Es ist eine traurige aber wahre Bemerkung, daß die, das menschliche Leben verbitternden Empfindungen länger nachwirken als die versüßenden. So auch die Furcht. Längst schon waren die Gespenster verschwunden; längst flatterte ihr Mähnen gleiches Haar nicht mehr im Sturmwind auf Felsengipfeln, als noch immer die Bewohner der umliegenden Gegend nur mit scheuen Schritten den Berg umkreisten, und jeder Verwogene angestaunt wurde, der sich in die Feengrotte wagte. Ein solcher Wagehals war ein gewisser Herr Lonjon, der ein Amt in einer kleinen Stadt am Fuß der Gebirge bekleidete. Nur einen einzigen flinken Bauerburschen konnte er überreden, sein Gefährte zu sein. Sie erreichten das Ziel ungehindert und befanden sich in einer geräumigen Höhle. Im Hintergrunde derselben erblickte Lonjon eine Oeffnung, allein sie war so eng, daß er höchstens den Kopf durchstecken konnte. Er schleuderte eine brennende Fackel hinein, schaute nach und konnte mit seinen Blicken den Umfang nicht fassen, den sie erleuchtete.

Seine Neubegier wuchs. Er holte Pulver, unterminirte die Oeffnung, sprengte einen Theil derselben, kroch hindurch, stand an fürchterlichen Abgründen, und kehrte mit dem Vorsatz zurück, bei einer andern Gelegenheit mit Werkzeugen und Hilfsmitteln versehen, sich wieder einzufinden.

Mehrere Jahre verſtrichen. Zufällig erzählte er in Montpellier ſein Abenteuer einem Herrn Marſollier, der alſobald, von gleicher Wißbegier ergriffen, ſich auf den Weg machte. Ihn begleiteten ein munterer Student, Namens Brunet (vielleicht ein Verwandter von dem drolligen Brunet auf dem Theatre de Montanſier), zwei rüſtige Bauern und ſein Bedienter. Sie verſahen ſich mit einer fünfzig Fuß langen Strickleiter, mehrern Seilen, Fackeln und Lebensmitteln. Nur Waſſer hatten ſie vergeſſen; einige Kirſchen löſchten ihren Durſt. Auf des Berges Mitte ſtehen kleine bewohnte Häuſer, wo ſie ihre Caravane noch durch einen braven Kerl mit einer Leiter vermehrten. Bald ſtanden ſie vor dem Eingang der Höhle, der von immergrünen Eichen verſteckt und beſchattet wird. Er hat die Geſtalt eines Trichters, etwa dreißig Fuß hoch und zwanzig im Durchſchnitt, mit wilden Reben und allerlei Pflanzen maleriſch bewachſen, dennoch ſo ſchauerlich, daß Brunet's getreuer Hund ſeinem Herrn nicht folgen wollte, ſondern lieber acht Stunden lang davor liegen blieb und gräßlich heulte.

Mit Hilfe der Leitern ſtiegen ſie nun in den erſten Saal hinab. Ihn ſchmückte eine Tapete von Frauenhaarkraut (Capillaire, aus dem der bekannte Syrup gemacht wird). Eine Höhle rechter Hand führte nicht weit. Vier prächtige Säulen von Tropfſtein, wie Palmbäume geſtaltet, wohl dreißig Fuß hoch, erhuben ſich im Hintergrunde, reichten aber nicht bis an das Gewölbe, und waren ungewöhnlicherweiſe oben dicker als unten. In dieſem Saale

wurde Feuer angezündet und gefrühstückt. — In einem zweiten Saale konnte man nur auf dem Bauche kriechen und hinab schurren, denn er lag um zwanzig Klafter tiefer als der erste, von unermeßlichem Umfang, die Wände flimmernd, als habe ein geschickter Künstler Diamanten zu Mosaik verarbeitet; versteinerte Wasserfälle, weiß wie Email, oder gelblichte Tropfen, die herab zu fallen schienen, und im Fallen sich verhärteten. Der Anblick ergriff gewaltig. Es war, als sei vormals hier alles belebt gewesen, und plötzlich durch einen Zauberschlag, in der Bewegung gehemmt, zu Eis geronnen.

Sie gingen weiter aus einem Gewölbe in das andere, überall wurde ihr Auge durch die mannigfaltigste Pracht entzückt. Säulen, Obelisken, durchsichtige Guirlanden, die aus Kristall, Porzellan und Diamanten gewebt schienen, Alles rechtfertigte den Namen Feengrotte. Einmal mußten sie durch ein enges, wie ein Backofen gestaltetes Loch sich drängen, welches sie abermals in eine Höhle führte, deren Wände ganz aus dem kleinen überzogenen Zuckerwerk zu bestehen schienen, welches die Franzosen (und ich glaube auch die Deutschen) dragées nennen. Hier sah es überhaupt aus wie bei einem Berliner Conditor am Weihnachtsabend; kein Fürst der Oberwelt besitzt einen solchen Dessertaufsatz. Hingegen lieferte die nächste Höhle zu diesem freundlichen Anblick einen furchtbaren Kontrast; da sah man nichts als gesprengte, hingerollte, überhangende Felsenstücke, Alles deutete auf Krämpfe im

sen der Mutter Erde; still und schüchtern schlüpften die

Menſchenkinder zwiſchen und unter den gewaltigen Maſſen durch, zitternd, daß eine derſelben ſich losreißen und ſie auf ewig begraben werde.

Endlich gelangten ſie an den Ort, wo Lonjon den Felſen geſprengt hatte. Sie zwängten ſich durch die noch immer enge Oeffnung, und befanden ſich nun auf einem Platze, wo ungefähr zwölf Perſonen ſtehen konnten. Hinter drei kleinen Pfeilern war ein Loch voll ſchlammigen Waſſers; Fledermäuſe flatterten umher; pflanzengleiche Kriſtalliſationen ſchimmerten auf ſchwarzem Grunde. Dem Eingang gegenüber war dieſe Höhle unbegrenzt. Vergebens wurden die Fackeln hoch über die Häupter gehalten, das Auge konnte den Raum nicht meſſen, und um weiter zu gelangen, gab es keinen andern Weg, als einen ſteilen, fünfzig Fuß hohen Felſen. Hier mußte man hinunter. Die Strickleiter wurde an einem Tropfſtein befeſtigt. Man ſah einander an. Jeder ſchien zu erwarten, daß ſein Nachbar vor ihm herklettern ſolle. Von allen Seiten Abgründe, Steine wurden hinab geworfen; ſie fielen lange, bis man ſie endlich aufprallen und dann von Felſen zu Felſen weiter ſpringen hörte. Was war zu thun? die Höhle da unten glich, ſo viel man gewahren konnte, einem Marktplatz an Größe; Neubegier überwand die Furcht. Ein Bauer kletterte voran, Brunet folgte. In einer Entfernung von drei Klaftern konnte man nichts mehr von den Hinabſteigenden ſehen, und die Zeit, die ſie auf ihrer Fahrt zubrachten, ſchien entſetzlich lang zu ſein. Schon in einer Tiefe von zwanzig Fuß bog ſich der Felſen ſo ſehr einwärts, daß die

Strickleiter frei hängen blieb und sich drehte. Man nehme dazu die tiefe Stille; das schwache Licht, das gleichsam nur die Finsterniß sichtbar machte; das Grauen der Einöde; das Fallen einiger Tropfsteine, die sich lösten und mit dumpfen Gemurmel hinab rollten; Alles trug bei, die Lustpartie in ein schauerliches Abenteuer zu verwandeln.

Marsollier war der dritte, der sich auf die Leiter schwang, die durch seine beiden Vorgänger schon sehr beschwert sein mußte. Auch die Sprossen bestanden blos aus Stricken, waren zu weit von einander entfernt, und, was das Schlimmste, das Gewicht von drei Menschen verursachte natürlich, daß die ganze Leiter in der Breite sich verengte, während sie in der Länge sich ausdehnte; dadurch wurden denn auch die Sprossen schlaff. Zuerst mußte man sich oben mit den Händen anklammern, unten mit den Füßen die Leiter suchen und vom Felsen entfernen, um den Fuß in die Sprosse setzen zu können; dann konnte man, wegen der Entfernung der Sprossen, sich immer nur mit Einer Hand fest halten, denn wenn man die andere nicht los ließ, so erreichte der Fuß die folgende Sprosse nicht. Alles das erweckte bei Marsollier eine Angst, die ihn plötzlich kraftlos machte; auf einem Drittel des Weges versagte ihm der linke Arm den Dienst; die Leiter umklammernd blieb er hängen, mit einem Fuß in der Sprosse, mit dem andern in der Luft, und konnte weder rückwärts noch vorwärts. Da hing er eine Viertelstunde in der grausamsten Verlegenheit; unter sich erblickte er den Abgrund, der blos vermieden werden konnte, wenn er ganz gerade auf einem

schmalen, schlüpfrigen Felsen hinab klimmte; er ächzte laut, und beklagte zugleich seine Gefährten, die durch seinen Zustand gleichfalls in die unangenehmste Lage kamen. Er hörte sie unten rathschlagen, und ihr flüsterndes Gespräch verrieth ihm seine dringende Gefahr. Endlich ermannte er sich wieder, glitschte auf gut Glück mehrere Sprossen hinab, bis er die stützenden Arme seiner Gefährten, und mit ihrer Hilfe den Boden erreichte, wo er schwitzend und erschöpft auf einen nassen Felsen sank, der ihn ein wollüstiger Sofa dünkte. Sein Beispiel schreckte die übrigen ab, die oben zurück blieben.

Unten flimmerte Alles in unermeßlichem Umfang von mannigfach gestaltetem, schneeweißen Tropfstein und Warzenstein. Aber noch waren mehr als fünfzig Fuß hinab zu steigen, und wie? an steilen Felsen, wo keine Fußspitze Platz greifen, keine Hand sich anklammern konnte; jeder Versuch schien ein gewisser Tod. Es fehlten Stricke, es fehlten eiserne Klammern, mehrere Hammer, Menschen, Kräfte, Muth. Sie kehrten um. Marsollier zitterte, die Strickleiter noch einmal zu betreten; er wand sich ein starkes Seil unter den Armen um die Brust, welches oben von zwei Menschen gehalten wurde; so kam er, halb kletternd, halb empor gezogen, glücklich wieder hinauf. Seine Gefährten folgten rasch und munter. Kaum war der Anblick der Gefahr ihren Augen entrückt, als auch, wie oft geschieht, die Gefahr selbst vergessen wurde. Man machte sich Vorwürfe unter einander über Zaghaftigkeit, über Mangel an Vorsicht und gehöriger Vorbereitung; man

schämte sich, nicht Alles gesehen zu haben, und beschloß, besser ausgerüstet, nächstens wieder zu kommen. Es geschah, und zwar in sehr vermehrter Gesellschaft, unter welcher nun auch Marquis und Parlaments-Präsidenten sich befanden. Alle gaben sich das Wort, allen Gefahren zum Trotz, nicht eher abzulassen, bis sie in das innerste Heiligthum dieses Wundertempels der Natur gedrungen wären. Die möglichste Vorsicht war genommen; mit Leitern, Geräthschaften aller Art, Fackeln, Feuertöpfen, Thermometern, Instrumenten u. s. w., besonders aber mit Muth und Fröhlichkeit gerüstet, trat man den Weg an, und gelangte ohne Zufall wiederum bis an den Platz, auf dem das vorige Mal die Unternehmung ihr Ziel fand. Sie nannten ihn des Teufels Ziehbrunnen, denn auch noch jetzt, mit allen Hilfsmitteln versehen, nach langer, beschwerlicher Arbeit, war durch Hammer und Meißel dem steilen Felsen kaum so viel Raum abzugewinnen, daß eine Fußspitze Sekunden lang verweilen konnte; man mußte mit kalter Besonnenheit neben einem Abgrund an Seilen hinab glitschen.

Da standen sie und bewunderten eine fünf und zwanzig Fuß hohe, durchsichtige Pyramide, die aus lauter Blumenkohl von Alabaster zusammen gesetzt schien. Doch hier fanden sie auch schon wieder ein neues Hinderniß. Man mußte nothwendig auf einem sehr schlüpfrigen Pfade weiter gehen, der zwar abhängig, aber doch nicht so steil war, daß man der Leiter sich bedienen konnte. Wer hier ausglitschte, mußte ganz gerade vor sich hin fallen, sonst stürzte er zur

Seite in ein tiefes Loch oder zerſchmetterte ſein Gehirn an den Felſen. Eine gute Stunde brauchten die Arbeiter um Klammern, Haſpen, Seile zu befeſtigen, während die nicht Arbeitenden mit den Hammern an die Felſen ſchlugen, um ihre Glieder in Bewegung zu erhalten und ihre Einbildungskraft zu betäuben. Als Alles fertig war, kehrten dennoch zwei von der Geſellſchaft wieder um, denn die Art von Eisbahn, die man, im Vertrauen auf einen einzigen, mit der linken Hand umfaßten Strick hinabklitſchen mußte, ſchreckte ſie ab. Indeſſen war es die letzte Gefahr, welche man zu überwinden hatte, und die ſtandhaften Wagehälſe befanden ſich nunmehr in einem unterirdiſchen Tempel, wo man, zwar nicht bequem, aber doch ſicher wandeln konnte. Bei jedem Schritte ſtießen ſie auf neue Wunder. Hier ein Altar, wie vom feinſten weißen Porzellan, vollkommen oval, mit regelmäßigen Stufen; dort vier gewundene, gelblichte, durchſichtige Säulen, ſo dick, daß vier Männer ſie nicht umfaſſen, und ſo hoch, daß die Beobachter nicht unterſcheiden konnten, ob ſie das im Dunkel ſich verlierende Gewölbe berührten. Die ganze Grotte ſchätzten ſie ſo groß, wie die Hälfte der, in der Nachbarſchaft gelegenen Stadt Ganges. Hin und wieder gab es Kluften, in welche zu dringen unmöglich war. Sie ſetzten ſich auf den Altar, zündeten eine Menge Feuer an, und verloren ſich in ſtaunender Bewunderung. Bald ruhte ihr Auge auf einem röthlichen, vollkommen runden, ſpitzzulaufenden Obelisk, der von oben bis unten mit der feinſten Bildhauerarbeit geziert ſchien; bald auf gewal-

tigen Massen, welche hier einer Kirche, dort einem Wasserfall glichen, oder wie versteinerte Wolken in der Ferne schwebten. Gebrochene Pfeiler lagen auf einander gethürmt, desgleichen künstliche Artischocken, Blumenkohl, allerlei Confituren. Die Einbildungskraft hatte freien Spielraum.

Plötzlich zog ein Todtenkopf, ein wirklicher Todtenkopf, Aller Blicke auf sich. Wie war er dahin gekommen? Hatte doch Lonjon erst den Felsen sprengen müssen, um für menschliche Kreaturen einen Eingang zu verschaffen? einen Ausgang gab es nirgends. Sie muthmaßten, da im Winter die Höhle überschwemmt wird, daß dieses Wasser den Schädel dahin gespült, und bekümmerten sich nicht weiter darum. — Eine kolossale Statue beschäftigte ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie glich vollkommen einem Weibe, welches zwei Kinder in die Arme schließt. Der Erzähler versichert, daß weder er noch seine Gefährten durch Einbildungskraft getäuscht worden, und daß diese Statue würdig sei, unter den Kunstschätzen des größten Monarchen in Europa zu prangen. Ihre Umgebungen bildeten Draperien, Fransen, Baldachine, Spitzen, Bänder, alles so zart gearbeitet, als wäre es von der geschicktesten Künstlerhand hervorgezaubert worden. Die ganze runde Grotte war einer, von Kapellen umgebenen Basilica zu vergleichen; der mittlere Dom mochte fünfzig Faden messen. Der Boden ist feucht. In einigen Grotten war die Erde schwarz und weich. Eine derselben hatte vollkommene Aehnlichkeit mit einer Reitbahn, auch stand ein Pfeiler in der Mitte.

Unmöglich läßt ſich alles beſchreiben, was die Neugierigen während zehn Stunden ſahen und bewunderten. Sie brachen auch manches ſchöne Stück ab, um es mit zu nehmen, und bereuten es nachher ſelbſt; denn natürlich gab theils die unterirdiſche Feuchtigkeit, theils der Fackelſchein, dieſen Dingen an Ort und Stelle einen beſonders friſchen Glanz, der am Tageslicht verſchwand. Sie waren jetzt ſo tief geſtiegen, daß die ſtärkſten Fackeln oben bei der Strickleiter ihnen vorkamen wie gewöhnliche Lichter. Die Statue des Weibes mit den beiden Kindern ſahen ſie von mehrern Seiten, nah und fern, und immer blieb die Aehnlichkeit ſo auffallend, daß ſelbſt die Bauern ſie unerinnert fanden, und einer derſelben, von allen dieſen Wundern ergriffen, ausrief: »Man bringe mir Brot und ich bleibe einen ganzen Monat hier. — Die Geſellſchaft ſpeiſte unten zu Mittag; dann wurde ein Protokoll von der ganzen unterirdiſchen Reiſe aufgezeichnet, in eine wohl verſiegelte Flaſche verſchloſſen, und dieſe Flaſche ſo geſtellt, daß ſie nicht zerbrochen werden konnte. Ferner legte man die Namen aller dieſer Wagehälſe in eine blecherne Büchſe, und — um nichts zu verabſäumen, ſie auf die Nachwelt zu bringen — grub man ſie auch noch auf eine blecherne Platte, die an einem, beſonders in die Augen fallenden Orte aufgehangen wurde. So belohnte ſich die Eitelkeit für überſtandene Gefahren.

Die Fackeln brannten faſt zu Ende. Mit Bedauern entſchloß man ſich zum Rückzug; denn — ſo verſichert der Erzähler — die berühmte Höhle von Antiparos, deren

Beſchreibung durch Tournefort man für ein Märchen hielt, und ſelbſt dem Grafen Choiſeul Gouffier nicht ganz glaubte — iſt nur ein ſchwaches Seitenſtück zu dieſer mit Recht ſo genannten Feengrotte. Jeder Reiſende kann ſich nun mit leichterer Mühe als jene Wagehälſe, welche die Bahn gebrochen, ſelbſt davon überzeugen, denn überall ſind jetzt die nöthigen Haken und Klammern bereits befeſtigt; die unerſchrockenen Bauern zittern nicht mehr vor Geſpenſtern, und dienen gern, für ein kleines Trinkgeld, als erfahrne Wegweiſer.

Die Ziffern.

Man glaubt gemeiniglich, unſere gewöhnlichen Ziffern wären arabiſchen Urſprungs, und zwar ſoll Gerbert, der nachmals unter dem Namen Silveſter II. Papſt wurde, ſie zuerſt von den Arabern, den damaligen Herren von Spanien entlehnt haben. Allein Boetius bediente ſich ihrer ſchon im fünften Jahrhundert, wie Silveſter ſelbſt bezeugt; und der ungenannte Verfaſſer einer Abhandlung, welche im acht und vierzigſten Theile der, zu Venedig erſchienenen, Raccolta di opusculi scientifici e filologici enthalten iſt, beweiſt mit vieler Gelehrſamkeit, daß unſere Ziffern von den Römern herſtammen, welche Anfangs Worte damit bezeichneten, dann Silben, Gewichte, Maße und endlich Zahlen. In Rechnungen wurde ihr Gebrauch nach und nach allgemein, nur auf öffentlichen Denkmäh-

lern behielt man die großen, sogenannten römischen Zahlen bei.

Warum heißen denn nun aber jene arabische Ziffern? — Weil sie aus Italien nach dem Orient sich verbreiteten, Europa hingegen sie vergaß; bei Wiederbelebung der Wissenschaften sie auf's neue von den Arabern empfing und diese folglich zu Erfindern derselben machte. Die Araber hingegen nennen sie indische Ziffern.

Ihre ursprüngliche Gestalt war — wenigstens bei den meisten — sehr von der heutigen verschieden, und das ist eben nicht zu verwundern, wenn man sich z. B. erinnert, daß die lateinischen Buchstaben nach den griechischen geformt sind, die griechischen hinwiederum nach den phönicischen, die Cadmus nach Griechenland brachte, und die phönicischen nach den althebräischen, wie sie, bis zur babilonischen Gefangenschaft im Gebrauch waren (denn nach derselben bediente man sich der assirischen oder jetzigen hebräischen). Jenes althebräische oder samaritanische (wovon Scaliger in seinen Noten zum Eusebius spricht) soll das häßlichste, unförmlichste Alphabet auf dem ganzen Erdboden gewesen sein; obgleich die Propheten damit geschrieben haben. Von wie vielen tausend Gelehrten mag daran geschnitzelt und gebrechselt worden sein, ehe es die Form der lateinischen Buchstaben erhielt.

OXFORD TAYLOR INST.

Empfehlungswürdiges Beiſpiel für zankſüchtige Schriftſteller.

Den Leſern von Voltaire's Schriften iſt bekannt, daß er den Abbé Trublet, einen ſeiner gründlichſten Kunſtrichter, nicht leiden konnte, und oft die ganze Lauge ſeines Witzes über ihn ausgoß. Nun aber wurde dieſer Trublet 1761 zum Mitglied der Akademie erwählt, hielt, wie gewöhnlich, ſeine Antrittsrede, und ſandte ſie mit einem höflichen Briefe an ſeinen neuen Mitbruder, Voltaire, welcher ſchon zu Ferney wohnte. Hier deſſen Antwort:

»Ihr Brief, mein Herr, und Ihr großmüthiges Verfahren beweiſen, daß Sie nicht mein Feind ſind, wie doch Ihr Buch argwöhnen ließ. Ich mag lieber Ihrem Briefe als Ihrem Buche glauben. Sie haben drucken laſſen, daß ich ſie gähnen machte, ich habe drucken laſſen, daß Sie mich zum Lachen reizten; was folgt aus dem Allen? Sie ſind ſchwer zu amüſiren, und ich bin ein ſchlechter Spaßmacher. Indeſſen ſind wir nun gähnend und lachend Mitbrüder geworden, und es ziemt ſich, daß wir als gute Chriſten und als gute Akademiker alles vergeſſen. Ich bin ſehr zufrieden mit Ihrer Antrittsrede, und ſehr dankbar für die Güte, mir ſelbige überſandt zu haben. Ihren Brief betreffend, nardi parvus onix eliciet catum. Verzeihung, daß ich Ihnen den Horaz citire, den Ihre Helden, Fontenelle und La Motte, nicht zu citiren pflegten.«

»Ich fühle mich in meinem Gewiſſen verbunden, Ihnen zu ſagen, daß ich um kein Haar boshafter als Sie, und im Grunde eine recht gute Menſchenhaut bin. Freilich hatte ich mir ſeit einigen Jahren ausgeklügelt, daß man nichts dabei gewinne, und daß es beſſer ſei, ſich ein wenig luſtig zu machen, weil das der Geſundheit Vortheil bringt. Uebrigens war ich von meiner eigenen Wichtigkeit nicht ſo ſehr eingenommen, daß ich gewiſſe berühmte Feinde immer hätte verachten können, die, ſeit etwa vierzig Jahren, ſtets meine Perſon antaſteten, und Einer nach dem Andern mich zu vernichten ſtrebten, als hätte ich ihnen ein Bisthum oder den Poſten eines Generalpächters ſtreitig gemacht. Es geſchah alſo aus purer Beſcheidenheit, daß ich ſie endlich ein wenig auf die Finger geklopft habe. Sein Sie verſichert, mein Herr, daß ich zwiſchen ſolchen Leuten und Ihnen ſehr gut einen Unterſchied zu machen weiß. Aber ich erinnere mich, daß meine Nebenbuhler ſowohl als ich, zu der Zeit meines Aufenthalts in Paris, ſehr wenig bedeuteten; das heißt: wir waren ſämmtlich arme Schüler aus dem Jahrhundert Ludwig des XIV., die Einen in Verſen, die andern in Proſa, Einige halb in Verſen, halb in Proſa, zu welcher Zahl zu gehören auch ich die Ehre hatte; unermüdete Schriftſteller von mittelmäßigen Schauſpielen; große Fabrikanten von Kleinigkeiten, ſehr ernſthaft Mückeneier in Wagſchalen von Spinnegewebe wiegend; kurz, ich habe faſt nichts als Marktſchreierei gefunden.«

»Ich erkenne vollkommen die Nichtigkeit dieſer Dinge; aber da ich zu gleicher Zeit auch die Nichtigkeit alles übrigen erkenne, ſo ahme ich den Vajanius des Horaz nach:

Vajanius armis
Herculis ad postum fixis latet abditus agro.«

»Aus dieſer Zurückgezogenheit rufe ich Ihnen, mein Herr, mit aufrichtigem Herzen zu: daß ich viel Nützliches und Angenehmes in Allem, was Sie hervorgebracht haben, finde; daß ich Ihnen herzlich verzeihe, mich gezwickt zu haben; daß es mir leid thut, wenn Sie dagegen von mir ein wenig gekratzt worden ſind; daß Gutmüthigkeit beſſer iſt als Spaßmacherei; daß Ihr jetziges Verfahren mich für immer entwaffnet, und daß ich, mein lieber Mitbruder, von ganzem Herzen, mit wahrer Hochachtung, als ob gar nichts vorgefallen wäre, mich nenne

Ihren ergebenen Voltaire.«

Antwort des Abbé Trublet.

Tauſend Dank, mein Herr und ſehr berühmter Mitbruder, für die Antwort, mit welcher Sie mich beehrt haben. Sie iſt ſo fein als verbindlich und, was noch beſſer, ſehr gut gelaunt. Das iſt ein Beweis von Ihrer Geſundheit, das Einzige, was Ihnen zu beweiſen übrig blieb. Möchten Sie deren noch recht lange genießen, und mit ihr alles Feuer und alle Annehmlichkeiten Ihres Geiſtes erhalten. Das wünſchen ſelbſt Ihre Feinde, denn wer Ihre Perſon nicht liebt, der liebt doch Ihre Werke, davon gilt ine Ausnahme, und wehe dem, den man ausnehmen

müßte. Was mich betrifft, ich liebe ſowohl die Schriften, als den Verfaſſer und bin, u. ſ. w.

Die Kniffgenies.

(Eine Begebenheit, welche die engliſchen Zeitungen im Jahre 1719 erzählten.)

Vier Kniffgenies kamen nach London, beſahen ſich eine Zeit lang das Terrain in einem Viertel der Stadt, und beſchloſſen endlich, ihr Probeſtück in dem Hauſe eines alten Doktors, Namens Robert Ledleton, zu machen. Der Mann war ſehr reich, unverheirathet, fünf und ſiebzig Jahre alt, und brachte die letzten drei Sommermonate auf dem Lande, dreißig Meilen von London zu. Eine Haushälterin, faſt eben ſo alt als er, bewachte, während ſeiner Abweſenheit, die ſtille Wohnung treulich, ohne eine andere Geſellſchaft als ihre Katze, ohne andern Zeitvertreib als ein frommes Lied.

Eines Morgens wird an die Thür geklopft, ſie ſchaut mit bewaffneter Naſe zum Fenſter hinaus, erblickt zwei Herrn in Trauer, begleitet von einer Gerichtsperſon und einem Schreiber. Sie öffnet die Thür, die Fremden begrüßen ſie wehmüthig, verkündigen ihr den Tod ihres alten Herrn, geben ſich als deſſen Erben zu erkennen, und ziehen ein wohl beſiegeltes Teſtament aus der Taſche. Die Alte heult, die Katze heult mit, beide ſind untröſtlich; die Nachbarn eilen herbei — was gibt's? — der alte Dok-

tor iſt geſtorben, ſein Teſtament ſoll eröffnet werden; das findet man ſehr natürlich. Die Gerichtsperſon ſchüttelt ihren Stab, das Teſtament wird verleſen; der Schmerz der Alten ſcheint gemäſſigter, als ſie vernimmt, daß ihr ein anſehnliches Legat vermacht worden. Die Nachbarn wünſchen ihr Glück und gehen nach Hauſe, ohne den Verluſt des ſeligen Geizhalſes zu beklagen.

Jetzt fragen die Erben die Gerichtsperſon, wie ſie ſich zu verhalten haben, um, den Geſetzen gemäß, die Erbſchaft in Empfang zu nehmen? — Mit großem Ernſt wird ihnen geantwortet: man müſſe vor allen Dingen zur Verſiegelung der Habſeligkeiten des Verſtorbenen ſchreiten. Man fordert die Schlüſſel von der Alten, die ſie willig ausliefert. Alle Schränke und Kaſten werden geöffnet, man fängt an ein Inventarium aufzunehmen.

»Das kann ziemlich lange währen,« flüſtert Einer der Erben der Haushälterin in's Ohr, »wir müſſen den Herrn doch einige Erfriſchungen vorſetzen.« Er ſteckt ihr eine Guinee in die Hand, um herbei zu ſchaffen, was in der Nähe zu haben iſt. Sie trippelt fort. Alſobald wird Alles zuſammen gepackt, was ſich von barem Gelde und Kleinodien vorfindet. Die Alte trägt auf, ſchenkt ein, wird geſprächig; man trinkt ihr zu, man rühmt ihre vieljährige Treue; man verſiegelt in ihrer Gegenwart und ſcheidet endlich von ihr mit der freundlichen Vermahnung, nach wie vor auf Alles im Hauſe wohl zu achten, bis das Teſtament förmlich in Erfüllung geſetzt werde. Die Alte be-

gleitet die Herren mit vielen Knixen bis an die Hausthür, und schließt sorgfältig hinter ihnen zu.

Eine Woche verstreicht und noch eine zweite, kein Erbe läßt sich blicken. Eines Abends in der Dämmerung, gegen Ende der dritten Woche, reitet der alte Herr Doktor steif und wohlgemuth die Straße herauf. Die Nachbarn an ihren Fenstern kreuzigen sich und sprechen: der Geizhals hat keine Ruhe im Grabe. Er klopft an seine Thür, die Alte ruft wer da! er gibt sich zu erkennen, sie hält ihn für den Satan. Ihr Gewissen erinnert sie plötzlich, daß vor vierzig Jahren, als die Frau des Doktors noch lebte, sie den Rechten derselben bisweilen Eintrag gethan; jetzt, meint sie, komme der Teufel, um sie dafür zu holen, und will durchaus die Thür nicht öffnen. Er schimpft, er lärmt, sie versichert ihn aber, er sei todt. Ein paar muthige Nachbarn eilen ihm endlich zu Hilfe, betasten ihn und bezeugen seine Lebendigkeit. Doch selbst diesen würde die Alte schwerlich geglaubt haben, wenn nicht die Katze sich an der Hausthür hin und her gestrichen und hinaus verlangt hätte, um ihren Herrn zu bewillkommen. Frau Sibylle wußte, daß Thiere eine sichere Witterung von Gespenstern haben, sich verkriechen und heulen, wenn es spukt. Da nun der dicke Murner nicht die mindeste Furcht äußerte, so wagte sie endlich mit zitternden Knochen die Hausthür aufzuthun. Ehe der Doktor noch die Treppe erreicht, weiß er schon Alles, eilt auf sein Zimmer, reißt die Siegel ab, die Schränke auf, findet lauter leere Nester, geräth in Wuth, vergißt seiner ehemaligen zärtlichen Verbindungen

mit der ehrwürdigen Haushälterin, ergreift sie bei ihren letzten sechs Haaren, mißhandelt sie und läßt sie in's Gefängniß werfen. Sie beruft sich auf das Zeugniß der Nachbarn und fordert Genugthuung. Den Doktor rührt indessen der Schlag. Die Alte wird auf freien Fuß gestellt, und ihr, zum Ersatz der ausgestandenen Leiden, das Legat wirklich zugesprochen, zu welchem das Spitzbuben-Testament ihr Hoffnung gemacht hatte. Sie theilte es noch einige Jahre in frommer Eingezogenheit mit ihrer dicken Katze.

Ein Vorbericht.

Duclos, Historiograph von Frankreich, hat in dem Vorbericht zu der Geschichte, an welcher er arbeitete, so viel Geistreiches und Denkwürdiges gesagt, daß es in unsern Zeiten, wo die Geschichte aus Zeitungen zusammen geschrieben wird, wohl der Mühe verlohnt, einige Fragmente aus jener Vorrede wieder in's Gedächtniß zu bringen.

Nachdem er über seine Quellen gesprochen, fährt er fort: »Die Grundsätze der Politik sind von Zeit, Umständen und dem veränderlichen Vortheil der verschiedenen Mächte abhängig. (Dann sind es ja aber keine Grundsätze!) Ein guter Unterhändler (Negociateur) braucht eben nicht über den Büchern grau geworden zu sein. Wenn er nur gesunden Menschenverstand, Beobachtungsgeist und Uebung in den Geschäften besitzt; wenn er nur aufmerksam, vorsichtig, thätig oder unthätig, fest oder geschmeidig ist, je nachdem die

Umſtände es fordern; wenn er ohne Launen, und vor allen Dingen als ein gerader ehrlicher Mann bekannt iſt, ſo fehlt ihm keine nothwendige Eigenſchaft. Es iſt genug, daß er die jetzige Lage der Sachen kenne, die Wiſſenſchaft des Vergangenen kann er ſo ziemlich entbehren. In jeder Unterhandlung iſt unabweichlich der ſicherſte Grundſatz: Man zeige denen, mit welchen man unterhandelt, daß ihr Vortheil mit dem unſrigen übereinſtimmt.» —

»Um rühmlich Krieg zu führen, bedarf derjenige, der das Genie der Kriegskunſt beſitzt, nichts weiter, als ihn ſchon geführt zu haben. — Allein ganz anders verhält es ſich mit der Staatswirthſchaft, den Finanzen, ein Regierungszweig, der bei den verſchiedenen Völkern mehr oder minder unvollkommen, bei keinem vollkommen gefunden wird. Es wäre um ſo heilſamer, die Grundſätze der Staatsökonomie in der Geſchichte nieder zu legen, da, wie man ſagt, die Finanzen der Nerve aller Unternehmungen ſind; ein unbezweifelter Satz, wenn man unter Finanzen die Kunſt verſteht, Nationalwohlſtand zu ſchaffen, der eben ſowohl das allgemeine Elend als den theilweiſen Luxus ausſchließt, und ſich eben ſo wenig mit der Erſchöpfung des Volks als mit der Ueberfüllung einiger Wenigen verträgt; kurz, die Kunſt, eine ſchnelle und leichte Circulation zu bewirken, die Alles vom Volke Erhobene unter das Volk zurückfließen läßt. Bis jetzt hat es alſo nur Finanzminiſter, aber keine Finanzen gegeben. Die Geſchichtſchreiber aller Länder und Zeiten lehren uns nichts davon. Sie erzählen uns wohl von Aufruhr und Empörung bei Gelegenheit der

Auflagen, aber sie setzen uns nicht in den Stand zu beurtheilen, ob wirklich das Uebermaß derselben, oder eine fehlerhafte Administration Schuld daran waren?»

»Wo sollten sie auch solche Kenntnisse schöpfen? — Politiker haben uns ihre Unterhandlungen, Krieger ihre Feldzüge beschrieben; aber noch keinen Verwalter der Finanzen hat sein Gewissen zu einer öffentlichen Beichte getrieben. (Duclos kannte Necker's Compte rendu nicht.) Aus ihren Memoiren würde man zwar auch nicht die echten Grundsätze der Finanzverwaltung kennen lernen, aber doch die Irrthümer, welche man vermeiden müßte. Der Platz, auf welchen man bauen will, muß zuvor gereinigt werden. — Aber das Geheimniß der Finanzen ist mit einem Schleier bedeckt, den jeder Vortheilhaber noch dichter zusammen zieht.»

»Jeder Minister, blind gegen seine eigene Unwissenheit, oder fürchtend sie aufzudecken, wenn er Belehrung suchte, will das Volk im Dunkeln erhalten, und nur Blinde zu Zeugen seiner Maßregeln haben. Ist er klug, so fürchtet er die Klugen. Man verbindet dem die Augen, der das Mühlenrath dreht; denn die Machthaber wissen, daß der verwegenste Despot früh oder spät einem aufgeklärten Volke unterliegt.»

»Dieser Geist der Knechtschaft, den man einer Nation einhauchen will, ist keine der geringsten Ursachen der Sittenverderbniß, und diese hinwiederum, wenn sie einmal eingerissen, befestigt den Despotismus, der sie schuf und begünstigte. Die Liebe zum Ruhme erlischt, um jener Be-

gierde nach Reichthümern Platz zu machen, welche ein Glück gewähren, deſſen man in der Erniedrigung genießt. Unſere Vorfahren trachteten einzig nach Ruhm; ihr Zeitalter war freilich nicht das der Aufklärung, aber das der Ehre. Jetzt will man nur Geld. Die wahren Ehrgeizigen werden ſelten. Man ſucht Poſten zu erhaſchen, die — man weiß es vorher — man nicht lange behaupten wird; allein was kümmert dem die Ungnade, der ſich bereichert und gemäſtet zurückzieht?» — —

»Man pflegt zu behaupten, die Geſchichte müſſe erſt lange Zeit nach dem Tode derjenigen erſcheinen, deren Leben und Thaten ſie ſchildert, weil ſonſt der Geſchichtſchreiber, aus Furcht vor den Lebenden, der Wahrheit untreu zu werden pflege. Ich glaube im Gegentheil, daß die Geſchichte, um Nutzen zu ſtiften, nicht früh genug auftreten kann. Es wäre zu wünſchen, daß die Machthaber ſchon bei ihren Lebzeiten die Stimme der Nachwelt vernähmen, vor ihrem Richterſtuhl ſich beugten, im klaren Spiegel der Geſchichte ihre Geſtalt erblickten.» (Ja wohl wäre das zu wünſchen, aber — — guter Duclos!) — — »Darf ich nicht zu meinen Zeitgenoſſen ſprechen, ſo will ich wenigſtens den Söhnen verkünden, was ihre Väter waren, damit ſie, bei jeder öffentlichen Handlung, ſich ſagen mögen: in dieſem Augenblicke wird ſie nieder geſchrieben; ich ſelbſt werde vielleicht das Urtheil noch leſen. So wird Mancher den Ruhm ſeines Vaters zu verdienen, den Tadel, der ihn traf, zu vermeiden ſuchen.»

»Denn es iſt ein ganz anderes Intereſſe, welches man

an Voreltern nimmt, die vor mehrern Jahrhunderten lebten. Man rühmt ſich, ohne zu erröthen, eines entfernten Ahnherrn, der eine Geißel der Menſchheit war. Ich habe ehrliche Pariſer Bürger gekannt, die der Monarchie ſehr ergeben waren, und es ſich dennoch zur Ehre rechneten, von Leuten abzuſtammen, die zu den Zeiten der Ligue gehangen wurden. — Es gibt über dieſen Punkt noch eine ganz beſondere Verkehrtheit: die meiſten Menſchen nämlich, wenn ſie ihre Ahnherrn wählen dürften, würden lieber einen berühmten, glücklichen Räuber, als einen Mann wählen, der blos durch ſeine Tugenden bekannt iſt, lieber einen Attila als einen Ariſtides. Scheint es nicht, daß der Tempel des Ruhms von Feigherzigen errichtet worden, die blos ſolche Männer hinein ſtellen, welche ſie fürchten?» —

Preisfragen.

Folgende Begebenheit trug ſich vor mehreren Jahren in einem berühmten Bade, in der Nachbarſchaft eines Landes zu, deſſen Adel ſich in ganz Deutſchland durch Ahnenſtolz ausgezeichnet und oft lächerlich gemacht hat. Ein junger, verdienſtvoller Arzt nämlich gab eine Beſchreibung jenes Bades heraus, in welcher er den adelichen Uebermuth gewiſſer Badegäſte aus der Nachbarſchaft rügte. Diejenigen, die ſich getroffen fühlten — beſonders die Damen, die bekanntlich den Ahnenſtolz immer weiter treiben als die Herren — ſpien Feuer und Flammen. Eine dieſer Da-

men, Frau v. *** — ſie verdiente wohl näher bezeichnet zu werden — warf in allem Ernſt gegen den Prinzen von* (einen aufgeklärten, liebenswürdigen Fürſten, der jetzt regierender Herzog iſt) die Frage auf: ob es wohl einem Bürgerlichen erlaubt ſei, und noch obendrein einem Jüngling, ſich dermaßen über den Adel heraus zu laſſen, geſetzt auch daß dieſer dann und wann Veranlaſſung dazu gegeben? —

Ich wiederhole nochmals, weil es unglaublich ſcheinen möchte, die Frage wurde in allem Ernſt gethan, und zwar von einer Dame, die ſonſt wohl gar im Rufe eines ſchönen Geiſtes ſtand. Der Prinz, aus deſſen eigenem Munde ich die Anekdote habe, lächelte und antwortete blos mit einem Achſelzucken, welches die Dame nach Gefallen deuten mochte. Mit mir ſcherzte er darüber, und meinte: die Frage der Frau v. *** qualifizire ſich zu einer Preisfrage, die ungefähr folgendermaßen zu ſtellen wäre: Erſtens: darf ein Bürgerlicher ſich unterfangen, über den Adel zu ſchreiben, deſſen Art zu denken und zu fühlen ihm gänzlich unbekannt iſt? oder ſollte dieſes Recht nicht vielmehr blos dem Adel vorbehalten bleiben? — Wenn für das Letztere, wie nicht zu zweifeln ſteht, entſchieden wird, ſo fragt es ſich zweitens: wie viele Ahnen muß ein Edelmann haben, um eine Satyre ſchreiben zu dürfen? denn einem Neugebackenen kann ſolches doch auch nicht wohl vergönnt werden. Geſetzt aber die nothwendigen Ahnen wären vorhanden, ſo entſteht drittens die

Frage: wenn ein ſolcher turnierfähiger Edelmann etwa nicht leſen und ſchreiben könnte, darf er ſeine Satyre einem bürgerlichen Sekretär oder Kammerdiener diktiren? — Viertens: wäre dieſer Sekretär oder Kammerdiener nicht in ſeinem Gewiſſen verbunden, ſeinem Herrn den Gehorſam aufzuſagen, wenn ein ſolches Verbrechen von ihm gefordert würde?

Außer dieſen Hauptfragen wären etwa noch folgende Nebenfragen zu erörtern: iſt der ſchreibende Edelmann verbunden gut zu ſchreiben? (daß ihm erlaubt iſt, gar nicht ſchreiben zu können, iſt bekannt.) — Ferner: darf ein Edelmann auch über das bürgerliche Recht ſchreiben? — Endlich: auf welche Art läßt ſich den Bürgerlichen am beſten begreiflich machen, daß das Himmelreich ein Stift iſt, in welchem, nach abgelegter Ahnenprobe, nur die Würdigen an Gottes Tafel ſitzen werden?

Es verſteht ſich, daß nur Adeliche bei Beantwortung dieſer Fragen konkurriren dürfen. Den mit einer Schildbeviſe verſehenen Abhandlungen müßte ein verſiegelter Zettel, oder beſſer ein Pergament, beigelegt werden, welches den Namen und das Wapen des Verfaſſers enthielte. Das zu der gekrönten Abhandlung gehörige Pergament würde Frau v. *** ſelbſt eröffnen. Der Preis wäre eine Medaille (wenn auch nur von Blei, denn auf den innern Werth kommt es ihr gar nicht an), auf einer Seite mit dem Bruſtbild der Frau v. ***, auf der andern mit deren Stammbaum geziert. Die Abhandlungen dürften

aber nur in französischer Sprache geschrieben werden, denn Frau v. *** ist eine Deutsche. — —

Derselbe liebenswürdige Fürst, der hier, trotz seines eigenen alten Adels, die Thorheit der Frau v. *** persiflirte, gab zu derselben Zeit auch einer Fürstin eine gute Lehre. Diese Dame (noch jung und schön, auch sonst mit Geist und Herz begabt, doch keineswegs mit einer Krone geziert, die von irgend einigem Gewicht in der europäischen Wagschale wäre) äußerte auf einem Spazirgange: »Die Reisen inkognito gehörten zu den angenehmen Fürstenrechten.» — Wir wußten, daß sie selbst sich dieses Rechtes mit einiger Affektation bediente. »Madame,» antwortete der Fürst ihr lächelnd, »nous autres petits princes nous n'avons pas besoin de cela.» Die schöne Fürstin erröthete, der Hofstaat erblaßte, aber das nous autres machte ja den Prinzen zum Mitopfer seiner eigenen kleinen Bosheit, und so durfte man nicht zürnen, mußte wenigstens den Zorn hinter ein süßliches Lächeln verbergen.

Der Prätendent.

Die Deutschen haben sich für das Schicksal Eduard's in Schottland auf unsern Bühnen lebhaft interessirt. Bekanntlich erregte auch in Paris dieses Schauspiel von Duval ein so bedenkliches Interesse, daß man für nöthig fand, es nach der zweiten Vorstellung zu verbieten. Wäre der französische Dichter nicht so streng an die löblichen Ein-

heiten gebunden, so hätte er im ersten Akt seinen Helden in einer früheren, nicht minder Angst und Mitleid erweckenden Lage zeigen, und zugleich seiner Nation ein verdientes Kompliment machen können. Hier ist die Anekdote.

Eduard war in Frankreich, und sollte von Chaillot, wo man ihn versteckt hatte, nach Bretagne reisen, um nach Schottland überzuschiffen, und sich dort an die Spitze seiner Partei zu stellen. Das erfuhr der Graf Stair, englischer Gesandter in Frankreich, und wandte sich augenblicklich an den damaligen Regenten, um die Verhaftnehmung des unglücklichen Prinzen zu Chateau Thierry, wo er durchreisen mußte, zu bewirken. Der Regent kam in Verlegenheit. Er hätte gern die Unruhen in Schottland unterhalten und doch auch gern dem neuen Könige von England guten Willen gezeigt. Er befahl also seinem Gardemajor Contades, in Gegenwart des Gesandten, den Prätendenten zu Chateau Thierry zu verhaften, gab ihm aber vermuthlich zugleich einen leisen Wink, es nicht zu thun, denn Contades reiste mit dem festen Vorsatz ab, den königlichen Flüchtling nicht zu finden. Aber der schlaue Stair merkte das, und beschloß, den Nebenbuhler seines Herrn durch ein Verbrechen aus dem Wege zu schaffen. Douglas, ein irländischer Oberst in französischen Diensten, erhielt von ihm den Auftrag, sich bei Nouancourt mit drei Meuchelmördern in einen Hinterhalt zu legen. Das Mordgesindel reiste ab, kam nach Nouancourt und erkundigte sich sehr hastig, ob schon eine gewisse Postchaise, die so und so aussehe, durchpassirt sei. Die Posthalterin, ein kluges, entschlossenes Weib, hatte

von dem Verſchwinden des Prätendenten und ſeiner muthmaßlichen Reiſe durch ihre Gegend ſchon gehört; die Haſtigkeit der fremden Männer gab ihr Argwohn. »Nein,« ſagte ſie, »noch iſt Niemand paſſirt, und es kann auch nicht geſchehen, ohne hier die Pferde zu wechſeln.«

Auf dieſe willkommene Nachricht poſtirte ſich Douglas in die Hausthür; nachdem er aber lange vergebens gewartet und in die Ferne geſchaut hatte, ritt er mit einem ſeiner Helfershelfer voraus auf die Straße, welche nach Bretagne führt. Alſobald ließ die Poſthalterin (ſie hieß Madame l'Hopital) einen Poſtillion durch eine Hinterpforte auf die Pariſer Straße eilen, um die erwartete Chaiſe vom geraden Wege ab zu einer ihrer Freundinnen zu geleiten. Unterdeſſen ſtand einer von den Zurückgebliebenen Schildwach an der Hausthür, der Andere hatte ſich auf ein Bett geworfen. Dem Erſteren brachte die wackere Frau ſtarken Wein, und gab einem andern Poſtillon, auf den ſie ſich verlaſſen konnte, einen Wink, ihm tüchtig zuzutrinken. Dann ſchloß ſie den Schlafenden ein, ſchickte ſchnell nach den Gerichten, und beide Engländer ſtaunten nicht wenig, als ſie plötzlich arretirt wurden. Sie beriefen ſich auf ihren Geſandten. »Sehr wohl,« antwortete man ihnen, »allein ſo lange bis man erfährt, ob auch der Geſandte euch anerkennt, bleibt ihr hier verhaftet.«

Indeſſen langte der Prätendent wirklich in dem Hauſe an, wohin ſeine unbekannte Beſchützerin ihn gewieſen hatte. Hier kam ſie ſelbſt zu ihm und erzählte was vorgegangen.

Er, von Dankbarkeit durchdrungen, verhehlte ihr nichts, und blieb verborgen zu Nouancourt, bis auch gegen die andern beiden Meuchelmörder Maßregeln getroffen waren. Douglas bekam Wind davon und eilte nach Paris zurück. Madame l'Hopital verschaffte ihrem Schützling eine andere Postchaise, in welcher er, als Geistlicher verkleidet, seinen Verfolgern glücklich entrann. Vor seiner Abreise gab er seiner Retterin einen Brief an die Königin von England, die sich zu St. Germain aufhielt. Dort erfuhr sie die Begebenheit aus dem eigenen Munde der braven Posthalterin, und schenkte ihr ihr Bildniß, mehr hatte sie damals nicht zu geben. Auch der arme Prätendent schickte ihr das seinige. Mehr verlangte auch Madame l'Hopital nicht. Sie war noch fünf und zwanzig Jahre lang Posthalterin zu Nouancourt, und vererbte die durch ihren Edelmuth gesegnete Stelle auf ihren Sohn. — Der verwegene Stair wollte Lärm machen, allein der Regent ließ ihm rathen zu schweigen — und er schwieg.

Eine alberne Supplik.

Zu welchen seltsamen Mißdeutungen oft die weisesten Maßregeln kriegführender Mächte Veranlassung geben, möge folgende Supplik beweisen, die vor Kurzem einen Minister in allem Ernst überreicht wurde.

»Ew. Excellenz werden die Gnade haben sich zu erinnern, daß ich bereits zu verschiedenen Diensten untauglich

befunden worden, theils wegen meiner wenigen Kenntniſſe, die ich mir, Gott ſei Dank, erworben, theils wegen meiner löblichen Begierde, ſchnell reich zu werden. Da ſich nun jetzt eine treffliche Gelegenheit darbietet, das letztere auf eine ehrenvolle und meinem Vaterlande zugleich ſehr nützliche Weiſe zu erlangen, ſo zweifle ich keineswegs, Ew. Excellenz werden mein Geſuch zu Dero patriotiſchen Herzen nehmen. Ich bitte nämlich, mir ſo bald als möglich einen Kaperbrief ausfertigen zu laſſen. Ich habe zwar kein Schiff, bin auch kein Seemann, allein ich bitte nur um einen Landkaperbrief. Meine Freunde haben mich zwar überreden wollen, ſolche würden nicht ausgetheilt, ſie ſind aber ſicher in einem groben Irrthum. Denn wenn ich den Zweck der Kaperbriefe überhaupt betrachte, ſo iſt derſelbe offenbar zweifach oder dreifach. Einmal ſoll verhütet werden, dem Feinde Kontrebande zuzuführen; zweitens ſoll dadurch überhaupt dem Gegner ſo viel Schaden als möglich zugefügt werden. Der dritte Zweck iſt vielleicht, geſchickte, verwegene Matroſen zu bilden. Nummer eins und zwei läßt ſich eben ſowohl durch Landkaperei erreichen. Die Landſtraße iſt ſo gut als das Fahrwaſſer; Kontrebande wird per Ax wie per mare geführt, und Schaden kann man, Gott ſei Dank, auf dem Lande auch reichlich ſtiften. Selbſt wenn man einwenden wollte, daß die Landkaperei für Inſeln, z. B. für England unſchädlich bliebe, ſo muß ja doch Alles, was auf eine Inſel übergeſchifft werden ſoll, vorher am Lande ſich befinden, folglich wird ein

ehrlicher Landkaper beſtändig vollauf zu thun haben, und ſeinen Herren Brüdern, den Zollbeamten, manche Mühe erſparen. Matroſen wird er freilich nicht bilden, hingegen verwegene Kerls genug, die nachher gleichfalls zum Dienſt des Vaterlandes die Muskete tragen, und beſonders bei dem beliebten Plündern den ausgezeichneteſten Beiſtand leiſten können.“

»Meine Freunde, die ein wenig dumm ſind, führen mir zwar zu Gemüthe, daß ich auf dieſe Weiſe nichts mehr und nichts weniger als ein Straßenräuber werden wolle; allein dazu lache ich. Auf den Namen kommt es hier an, und nicht auf die Sache. Worauf der Krieg ſeinen Stempel ſetzt, das wird ehrlich, es ſei übrigens was es wolle. Ich bitte mir ein Patent als Landkaper aus und nicht als Straßenräuber. Werden doch Seekaper auch nicht Seeräuber genannt. Kurz, ich bleibe dabei, es wäre eine gewaltige Inkonſequenz aller Regierungen, wenn ſie die Seekaperei durch Patente honorirten, und die Landkaperei nicht auf gleiche Weiſe begünſtigten.“

»Da ich nun überzeugt bin, daß unſere reſpektable Regierung ſich keiner Inkonſequenz ſchuldig machen wird, ſo wiederhole ich auf das demüthigſte mein Geſuch um ein Privilegium, auf dem Lande eben ſo gut zu rauben und zu plündern, wie ein Anderer auf der See. Ich darf kühn verſichern, daß ich alle erforderlichen Eigenſchaften eines braven Landkapers beſitze. Ich führe eine tüchtige Fauſt, ein gepanzertes Herz. Ich mache mir den Henker daraus,

ich einem armen Fuhrmann — der mit dem Kriege ſo

wenig zu thun hat als mein Urgroßvater — seinen letzten Bissen Brot wegnehme, wenn er nur ein feindlicher Unterthan ist; denn ich verstehe meinen Horaz auch: quicquid delirant reges plectuntur Achivi. Kurz, Niemand soll sich darüber zu beschweren haben, daß ich dem feindlichen Handel nicht Schaden genug zufügte. Zugleich bitte ich aber auch um Bestimmung einer guten Marktstadt, wo ich meine Beute unter öffentlicher Autorität verkaufen kann."

»Mein Beispiel wird sonder Zweifel Nachfolger erwecken, und in Kurzem wird der Staat eine vortreffliche Pflanzschule von Landkapern erhalten. In der zuversichtlichen Erwartung der baldigen Ausfertigung meiner Patente, verharre ich u. s. w.

Warnung für politische Journalisten.

Ich bitte euch, meine Herren, nehmt euch in Acht! laßt euch nie auf Prophezeiungen, nie auf Behauptungen ein, von dem was künftig geschehen, oder ganz gewiß nicht geschehen werde. Il ne faut jurer de rien. Ihr könnt in große Verlegenheiten gerathen, wenn ihr es wagt — auf die Autorität feierlich ausgesprochener, geschriebener oder gedruckter Grundsätze (und wären sie auch in einem Gesetzbuch gedruckt) — eine Meinung zu äußern, die ihr über kurz oder lang zurück nehmen müßt. Gewöhnlich habt ihr dann zuvor diese eure geborgte Meinung herausgestrichen, bis in den Himmel erhoben, und damit ein gnädi-

ges Kopfnicken zu gewinnen gehofft. Aber plötzlich hat dieser Kopf, der da nicken sollte, sein Sistem verändert; nun schüttelt er, und ihr seid verloren.

Auf diese Betrachtung leitet mich das Novemberstück des politischen Journals 1807, welches mir zufällig in die Hände fällt. Da heißt es, pag. 1060: »Auch die baldige allgemeine Verbreitung der napoleonischen Gesetzbücher ist ein Beweis, wie wenig Napoleon an Wiederherstellung aller ehemaligen Hauptanstalten des europäischen Civilsistems denkt; wer nur einige Kapitel vom Civilgesetzbuch gelesen hat, muß darüber lachen — (ich warne euch, lacht nicht mit!) Wenn gewisse Leute von Wiedereinsetzung des ehemaligen Adels in seine erbliche und andere gegen revolutionäre Privilegien sprechen. Abschaffung gewisser Auswüchse dieser Art liegt ja wesentlich im Geiste des napoleonischen legislativen Sistems, und wer ein wenig Ueberlegung hat, wird sich leicht erklären können, warum es ein künftiger reiner Grundsatz in der Erziehung deutscher Güterbesitzer sein muß, daß erbliche Vorzüge, die außer dem moralischen Gesichtskreise liegen, weiter nichts als künftige trübe Stunden und schmerzliche Rückblicke verschaffen werden, und daß es besser ist, ein reicher Mann als ein Edelmann zu sein, und ehrenvoller, Präsident eines Justizraths in einem Königreich, als Direktor eines Ritterkantons zu werden.«

Pagina 1061 ist von einer Schrift über die Magistratur in Frankreich die Rede. »Wenn, wie es scheint, diese Broschüre unter den Augen der Regierung, vielleicht gar

auf ihre Veranlaſſung erſchienen iſt, ſo iſt ſie ein weiterer Beweis gegen die künftigen erblichen Adelsvorzüge, welche der Verfaſſer für unwiederherſtellbar erklärt.» (!)

Pagina 1086 erzählt der Journaliſt mit großem Wohlgefallen, daß Mirabeau geſagt: »Nichts befördert eine gefährlichere Ariſtokratie mehr, als das Geſetz zur Begünſtigung der Primogenitur, indem es, einem Sohne alle Güter zutheilend, eine ungerechte und gehäſſige Ungleichheit des Eigenthums einführt.» —

»Durch den Artikel 745 (des napoleoniſchen Geſetzbuchs) heißt es ferner, iſt aller Unterſchied des Geſchlechts oder der Erſtgeburt, ſelbſt dann, wenn die Kinder aus verſchiedenen Ehen herſtammen, aufgehoben.»

Nun gibt es aber bekanntlich wieder, trotz dem Artikel 745, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter in großer Menge in Frankreich, und Majorate werden geſtiftet die Hülle und die Fülle. In welcher Verlegenheit mag der vorlaute Journaliſt ſich jetzt befinden? Zwar nicht über das, was ihm zu thun obliegt (denn er wird loben, das verſteht ſich von ſelbſt), allein über die Einleitung zu dieſem Lobe, die Wendung, die er der Sache geben ſoll, nachdem er ſich zuvor ſo beſtimmt ausgeſprochen. Nun muß er ja die ehemaligen Hauptanſtalten des europäiſchen Civilſiſtems wieder einführen? nun darf er ja nicht mehr über diejenigen lachen, die von Wiedereinſetzung des Erbadels ſprechen? nun muß er ſich wieder vor ſeinen ſogenannten Auswüchſen bücken; muß mit ein wenig Ueberlegung ſeinen künftigen reinen

Grundſatz der Erziehung fahren laſſen; muß bekennen, daß die erblichen Vorzüge nicht außer dem moraliſchen Geſichtskreiſe liegen u. ſ. w.

Seht Ihr nun, meine Herren, daß es beſſer iſt zu ſchweigen? Habt Ihr nun gelernt, daß man ſeit neunzehn Jahren ſich nie für den gegenwärtigen Augenblick erklären darf? denn — il ne faut jurer de rien.

Thamas Kuli Chan.

In dem vierten Bande der erbaulichen und merkwürdigen Briefe fremder Miſſionen (Paris 1781) ſteht eine intereſſante Schilderung der perſiſchen Revolutionen unter Thamas Kuli Chan, bis zu deſſen Zug nach Indien. Dieſer zufolge gab es, im Anfang, nie einen ſchlauern und glücklichern Uſurpator. Verwegenheit, Geſchicklichkeit und Glück vereinten ſich, ihn zu erheben. Die Krieger, welche er faſt immer zum Siege anführte, und bei denen er ſich beliebt zu machen wußte, wetteiferten gern, einen Mann auf den Thron zu ſetzen, der das Glück an ſeinen Triumphwagen gefeſſelt zu haben ſchien. Vielleicht war ſein Betragen minder politiſch, als er einmal feſt auf dem Throne zu ſitzen glaubte.

»Kein Fürſt,« ſo ſagen die Miſſionäre, die in den Zeiten ſeines Glückes und Glanzes ihn ſahen, »kein Fürſt hat jemals Perſien ſo deſpotiſch beherrſcht. Sein Wille allein war heilig. Religion, Geſetze, Gewohnheiten mußten

vor dieſem ſich beugen.“ — Der Pater Saigne erzählt: er habe nur mit ſechzig tauſend Mann Indien erobert und ſich zu Delhi krönen laſſen. Gleich darauf ſchlug er neue Rupien mit ſeinem Bildniß und der Umſchrift: »Er iſt geboren zum König der Welt. Wer iſt König der Könige? Naderſchah.“ — Er verließ jedoch den Thron von Indien freiwillig, ſetzte den alten Beherrſcher wieder ein, und kehrte mit unermeßlichen Reichthümern nach Perſien zurück.

Wie ging es denn aber nun am Ende dieſem König der Könige? — Obgleich ſeine Tirannei ihn allgemein verhaßt machte, ſo blieben doch, wie gewöhnlich, die unterjochten Völker ruhig, denn Handel und Wandel wurden ungehindert getrieben, und wenn die Menſchen nur Geld gewinnen können, ſo ſind ſie zufrieden. Aber eine geheime Verſchwörung unter ſeinen eigenen Kreaturen ſpann ſich gegen ihn an, und er wurde, nach einer dreizehnjährigen Regierung, ermordet. Welch ein Glück für die ſeufzende Menſchheit, daß ein Tirann keine Freunde hat, ſelbſt unter denen nicht, die er aus dem Staube hervorzog, und mit denen er ſeinen Raub theilte. — Nach Thamas Kuli Chan's Tode wurden ſeine eroberten Schätze nach Maſchet gebracht, in Kiſten, deren je zwei eine Kameelladung ausmachten. Dort wurden dieſe Kiſten, nach der Verſicherung des Miſſionärs, der Augenzeuge war, auf dem Markte in einen Haufen gethürmt, und bildeten einen Berg, ſo hoch als der Palaſt zu Maſchet. — Was half nun dem Wüthrich der gehäufte, mit Blut und Thränen

befleckte Raub? — Es ist merkwürdig, daß auch Nero gerade dreizehn Jahre regierte. Es scheint, daß die Zahl dreizehn den Tirannen gefährlich ist.

Fragmente aus der Geschichte der Etikette.

Am vormaligen französischen Hofe war das Recht, dem Könige das Hemd zu überreichen (wenn er nämlich ein reines anziehen wollte), eine gewaltig große Ehre, die nur dem vornehmsten Prinzen zukam, der sich eben bei Sr. Majestät Toilette gegenwärtig befand; vor allen dem Dauphin. Aber diese Ehre war auch zugleich eine Pflicht. Die Herzogin von Berry, Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, hatte nicht Lust, ihrer Schwägerin, der Herzogin von Bourgogne, das Hemd zu reichen, allein der König gab in dieser wichtigen Sache einen ausdrücklichen Befehl. — War der König schon behembet, so gab es auch noch andere Dinge, die dem überreichenden Prinzen gleiche Ehre brachten, zum Exempel das Schnupftuch, die Dose, oder, bei der Tafel, die Serviette.

Im Jahr 1661 — so erzählt Madame de Motteville in ihren Memoiren — mußte der König einen sehr heftigen Streit schlichten, der sich zwischen der Frau Oberhofmeisterin und der Ehrendame wegen mehrerer solcher höchst wichtigen Dinge erhoben hatte, und der schon lange mit der hartnäckigsten Erbitterung von beiden Seiten war geführt worden. Se. Majestät entschieden selbst folgender-

maßen: Die Frau Oberhofmeisterin soll das Hemd und die Serviette überreichen, auch das Nadelkissen halten, die Ehrendame hingegen soll bei der Tafel aufwarten, im Wagen den obern Platz einnehmen u. s. w. Leider stellte diese weise allerhöchste Entscheidung die Ruhe noch nicht wieder her. Die Ehrendame fand sich entsetzlich beleidigt. »Ich kann nicht bei Tische aufwarten,« sagte sie, »wenn ich nicht auch die Serviette reichen darf.« Sie forderte ihren Abschied. Der König, erschrocken, gab eine mildernde Erklärung. Die Serviette wurde zugestanden, und sogar das Hemd, wenn sie es einmal zwischen den Fingern hätte. Nun war sie zufrieden, aber nun schrie die Frau Oberhofmeisterin Ach und Weh! und der Gemahl der Frau Oberhofmeisterin forderte den Gemahl der Ehrendame auf ein paar Pistolen, und wurde dafür vom Hofe verbannt. Der ganze Hof theilte sich in zwei kriegslustige Parteien. Der Friede mit seinen Feinden wurde dem Könige leichter zu schließen, als der zwischen zwei Damen, deren vier Brüste einen so edlen Ehrgeiz nährten. — Schon seine Mutter, Anna von Oesterreich, hatte einen ähnlichen großen Handel zu schlichten, wegen eines Bänkchens (tabouret), auf welchem sie, in ihrer Gegenwart, der Gräfin von Flex zu sitzen verwilligt hatte. Alle Damen, die sich für eben so vornehm hielten, als die Gräfin Flex, bestürmten sie mit Bittschriften um ein Bänkchen. Der Kardinal Mazarin mußte seine ganze Weisheit aufbieten, um die Murrenden zu besänftigen. Ein anderes Mal versammelte sich der ganze hohe Adel wegen eines solchen Bänk-

chens, welches der Prinzessin Marsillac war zugestanden worden; man wählte einen Wortführer, den Marschall de l'Hopital, der an der Spitze der ganzen Versammlung sich zu der Königin begab, die nicht wenig erstaunte, den Adel in corpore herein treten zu sehen, und natürlich vermuthen mußte, daß der Thron in Gefahr sei. Es wurden auch acht Deputirte an die Prinzen von Geblüt abgefertigt, und als ihr Gesuch nicht sogleich ein günstiges Gehör fand, schwuren sie feierlich untereinander, sich nie zu verlassen. Nun hielten auch die Prinzen ihre Versammlungen gegen den Adel. Der ganze Hof war in der schrecklichsten Verwirrung. Die Prinzessin von Marsillac setzte sich aber durchaus auf keinen Lehnstuhl.

Wenn man dergleichen liest, so kann man nicht anders als Hochachtung für den Charakter der (damaligen) Franzosen empfinden.

Aber auch am spanischen Hofe wußte man die wahre Ehre zu schätzen. Dort genoß der Oberkammerherr den Vorzug, dem Könige das Waschbecken zu reichen, und sogar dessen geheiligte Hände abzutrocknen. Pimentel, Graf von Benevent, beklagte sich bitterlich, als Philipp V. ihm aus Achtung die Ausübung dieses herrlichen Dienstes ersparen wollte. —

Das abgeschnittene Haar der Morgenländer.

Der arabische Geschichtschreiber Abulfeda erzählt in dem Leben Saladins, daß, als im Jahr 1169 die Franken

in Egypten den Meiſter ſpielten, der erſchrockene Kaliph den Sultan Nuraddin um Hilfe anflehte, und ſeinem ängſtlichen Schreiben die abgeſchnittenen Haarlocken ſeiner Weiber beifügte. Dieſe Stelle hat die Gelehrten bisweilen verlegen gemacht; man muß ſie aus den Sitten der Morgenländer erklären.

Schon in den älteſten Zeiten wurden das Haupthaar und der Bart für heilig gehalten. Bei den Juden, Türken, Ruſſen ſteht der Bart noch jetzt in großem Anſehen. Wenn die Egyptier, nach Pocock's Bericht, ihren Sklaven erlaubten, ſich den Bart wachſen zu laſſen, ſo ertheilten ſie durch dieſe Erlaubniß ihnen zugleich die Freiheit. Einem dem Bart abſchneiden, hieß ihn grauſam beſchimpfen. Verluſt des Haupthaares und Bartes war ein Zeichen der Knechtſchaft. Dieſe Ehrfurcht artete ſogar in Aberglauben aus; Simſon ſchrieb ſeinen Haaren eine übernatürliche Kraft zu.

Die Griechen pflegten zwar ihr Haar zu verſchneiden, und es nicht länger als bis auf die Schultern wachſen zu laſſen; damit aber Niemand glauben möchte, ſie begäben ſich dadurch unter die Herrſchaft irgend eines Menſchen, ſo opferten ſie den erſten Raub ihrer Haare einer Gottheit. Stolze Griechen ließen auch wohl ihr Haar lang wachſen, und weit über die Schultern herabwallen, daher man, ſtatt: er iſt hoffärtig, zu ſagen pflegte: er trägt langes Haar. Die erſten Chriſten hingegen, um ihre Demuth zu beweiſen, ließen ſich gerade ſo ſcheren, wie man die thraciſchen Sklaven zu ſcheren pflegte, das

heißt, es blieb nur eine Haarkrone auf dem Haupte, und das ist der Ursprung der Mönchstonsur.

Auch bei den Arabern war das Haar ein Zeichen der Freiheit. Wer einen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld entließ, schnitt ihm zuvor einen Haarzopf von der Stirn, und verwahrte diesen in seinem Köcher, zum Zeichen, daß es in seiner Gewalt gestanden, den Gefangenen zu tödten, oder zum Leibeigenen zu machen. — Man pflegte vormals bei der Taufe jedem Taufpathen ein wenig Haar von dem Täufling zu geben, vermuthlich auch, um dadurch anzuzeigen, daß man ihn der Gewalt und dem Schutze seiner Pathen überliefere. Daher die Ceremonie des Haarabschneidens, welche in der griechischen Kirche acht Tage nach der Taufe geschieht, und vormals auch in der lateinischen Kirche geschah. Unter die verschiedenen, ehemals üblichen Arten, ein Kind zu adoptiren, gehörte auch die, ihm das Haar abzuschneiden. Karl Martel schickte seinen Sohn Pipin dem longobardischen Könige Leutprand, mit der Bitte, ihm das Haar abzuschneiden, das hieß so viel, als ihn zu adoptiren. Karl Martel befand sich in der nämlichen Verlegenheit, wie jener Kaliph beim Abulfeda; die Saracenen waren in die Provence eingebrochen, und er suchte Hilfe bei dem Könige der Longobarden. Als Bormund, der Fürst von Antiochien, von einem türkischen Feldherrn gefangen wurde, schickte er heimlich einen Boten an Balduin, den nachmaligen König von Jerusalem, dem er, zum Beweis seiner Gefangenschaft, einen Haarzopf [illegible]t gab. Als die Sachsen sich gegen Chlotarius empörten,

und dessen Sohn Dagobert in Holland von ihnen geschlagen wurde, schickte er seinen Leibschützen mit einem abgeschnittenen Haarzopf an den Vater, um schleunige Hilfe zu erlangen.

Aus alle dem wird klar, daß, wenn der Kaliph, der sich als einen Oberherrn aller Fürsten betrachtete, dem Sultan Nuraddin die Haarlocken seiner Weiber sandte, er dadurch das Bekenntniß ablegte, daß er sich in der äußersten Noth befinde, und fürchten müßte, das Liebste auf der Welt in feindliche Sklaverei fallen zu sehen. — Als, den Zeitungen zufolge, eine fliehende deutsche Fürstin im vorigen Jahre, in einer Kirche zu Saalfeld, den Leichnam des glücklichen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen sich zeigen ließ, da schnitt sie ihm eine Haarlocke ab, vermuthlich ohne zu wissen, welche passende Bedeutung in dieser Handlung lag. Wäre der alte Gebrauch ihr bekannt gewesen, sie würde die blutige Haarlocke, als die sprechendste Bitte um Hilfe, an den einzigen unbesiegten deutschen Helden gesandt haben. Muß ich ihn nennen? — ist es so weit mit den Deutschen gekommen, daß sie auch den Namen Karl vergessen? —

Fragmente aus der Geschichte der spanischen Dichtkunst.

— — Als unsre Väter noch mit Auerochsen kämpften und aus Hirnschädeln tranken, da hatten die Spanier schon

berühmte Dichter. Bekanntlich sammelte Kaiser August, gleich Ludwig dem XIV., die besten Köpfe um sich her, ob sie gleich keine Akademie bildeten. Unter ihnen befand sich auch Hyginus, ein Freigelassener des Kaisers, ein Spanier von Geburt, ein vertrauter Freund Ovid's, den Sueton eine Zierde des Jahrhunderts nennt. Er hat viel geschrieben, unter andern eine Sternkunde in Versen. Auch sein Landsmann Hena war berühmt, obgleich Seneca von ihm behauptet, er sei blos ein witziger Kopf gewesen. — Man weiß, daß die Römer das saubere Sistem aufgebracht haben, die Kunstschätze ihrer besiegten Feinde zu entführen, ja sie trieben es noch weiter als jetzt geschieht, denn sie versetzten auch die lebendigen Kunstwerke nach Rom. Als Metellus den Sertorius überwunden hatte, mußten ganze Scharen kordubensischer Dichter ihm folgen, die in Rom, wenigstens unter den Gelehrten, keine sonderliche Aufnahme fanden, denn Cicero, in einer seiner Reden, wirft ihnen Schwerfälligkeit vor.

Allein unter Nero's Regierung brachte Corduba drei große Männer hervor, die beiden Seneca, den Redner und den Weltweisen (deren Trauerspiele ganz allein von den alten lateinischen Tragödien bis auf uns gekommen) und den Lucan, dessen Gedicht vom bürgerlichen Kriege (Pharsalia) uns noch übrig ist. — Unter Kaiser Domitian blühte der witzige, und von uns noch oft geplünderte Epigrammendichter Martial, auch ein Spanier von Bilbilis. Durch ihn lernt man noch mehrere Namen seiner dichtenden Zeitgenossen kennen, deren Schriften aber nicht,

wie die seinigen, auf dem Strom der Zeiten bis zu uns geschwommen. Nun aber entstand, wenigstens für uns, eine lange Pause in der spanischen Dichtkunst; denn bis auf Konstantin den Großen hat keine spanische Leier zu uns herüber geklungen. Ueberdies spielte nun das Christenthum mit seinen undichterischen Mythen eine große Rolle in allen Produkten des menschlichen Geistes. Der erste, von uns gekannte Spanier, der sich wieder bis zum Fuße des Parnasses wagte, war ein Priester Namens Juvencus. Er gab sich die undankbare Mühe, das Evangelium in Hexameter zu bringen! Leider fand er bald genug Nachfolger in allen Gattungen von geistlicher Versemacherei. — In einer Lobrede auf den Kaiser Theodos, sagt ein gewisser Latinus Pacatus, es gebe jetzt brave Soldaten, gute Redner und treffliche Dichter in Spanien; aber man weiß, daß den Lobreden nicht viel zu trauen ist.

Aquilinus Severus, ein Spanier zu Valentinian's Zeiten, beschrieb sein eigenes Leben in jener widerlichen Zwittergattung halb in Prosa halb in Versen. Der heilige Hieronimus thut ihm die Ehre an davon zu reden. — Im vierten Jahrhunderte dichtete (wenn man es so nennen will) der Spanier Aurelius Prudentius, dessen Gedichte aber blos einen Werth für die Kirchengeschichte haben. — Verschiedene Inschriften, die aus Sinngedichten bestehen (an der Brücke zu Alcantura u. s. w.), scheinen, wenn sie von Spanien herrühren, den Geschmack der Nation an dieser Gattung zu beweisen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts wurde Spanien von den Gothen und andern nordiſchen Völkern überſchwemmt, unter deren Joch die Muſe ſeufzte. Nun erſchienen nur noch geiſtliche Lieder, Grabſchriften und dergleichen, deren Verfaſſer zugleich ſehr ernſtlich die Gläubigen vermahnten, keine heidniſchen Dichter zu leſen; vermuthlich im Gefühl ihres weiten Abſtandes von dieſen. Ein gewiſſer Drakontius brachte die Schöpfung in Verſe, die eben ſo ſchlecht waren, als die welche Haidn komponirt hat. Der Biſchof Caponius erzählte die Fabel von Phaeton, als ein Seitenſtück zu Satans Fall aus dem Himmel. Im ſechſten Jahrhundert ſchrieb Oratius ein langweiliges Ermahnungsgedicht. Im ſiebenten buhlten die Heiligen mit den Muſen. Der heilige Ildephons machte Grabſchriften; der heilige Eugenius ſetzte des Drakontius Schöpfung fort; der heilige Valerian griff auch in die Leier.

Im achten Jahrhundert fielen die Araber in Spanien ein, da verſtummten die Dichter. Im neunten gab es einen Alvaro von Corduba (von dem noch einige lateiniſche Gedichte vorhanden ſind); einen heiligen Elogius, der durch ſein Märtirerthum bekannter geworden, als durch die Früchte ſeiner Muſe u. ſ. w. Aber jener Alvaro hielt ſelbſt ſeine edle Kunſt für einen eitlen Zeitvertreib, für Jugendſünden, deren er und der heilige Eulogius ſich oft ſchuldig gemacht hätten. — Doch nun führten die Araber, welche faſt achthundert Jahre in Spanien herrſch-
n, ihre Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften dort ein.

Das Lateiniſche wurde, nach desſelben Alvaro Zeugniß, in Spanien ſo ganz vergeſſen, daß unter Tauſenden kaum Einer noch einen lateiniſchen Brief ſchreiben konnte. (Wehe den Deutſchen, wenn ſie ein gleiches Schickſal erfahren ſollten!) Hingegen las man ſehr geläufig chaldäiſche Bücher und machte arabiſche Verſe. Jetzt traten nach und nach eine Menge ſpaniſche Araber als Dichter auf. Ebn Tahum aus Sevilla ſchuf den Menſchen und die Seele, und beſchrieb den Tempel zu Mecca. Oſialdni Alkharag beſchenkte die Welt mit einem Poetenſchatz. Andere, die nicht ſelbſt dichten konnten (die Merkel's jener Zeit) bellten die Dichter an, oder machten Noten zu ihrem Text.

Auch die ſpaniſchen Damen, beſonders die Schönen von Andaluſien, machten viele Verſe, und eine unter ihnen, Maria Alphaiſuli, wurde die arabiſche Sappho genannt. Unter den Handſchriften des Eſcurial befinden ſich noch eine Menge weibliche Herzensergießungen in gebundener Rede. Kurz, die arabiſche Dichtkunſt wandelte auf Spaniens Fluren, ſo lange die Saracenen ſelbſt darauf wandeln dürften.

Vom eilften oder zwölften Jahrhundert an verbreitete ſich die Gaya Ciencia, die luſtige Wiſſenſchaft der Troubadours in Spanien, und viele der Vornehmſten dichteten nun in der Provinzialſprache. Alphons I. hat einen verliebten Streit hinterlaſſen, der noch unter den Handſchriften des Vaticans aufbewahrt wird. Moſſen Jaime im dreizehnten Jahrhundert beſchrieb unter an-

dern einen Sturm, den die nach dem gelobten Lande segelnde Flotte des Königs von Arragonien auszustehen hatte. Wilhelm de Berghuedan verfertigte Spottgedichte; Ugo von Metaplana warf verliebte Fragen auf; Apremundo Motaner besang einen Feldzug in Sardinien und Corsica. Der berühmte Raimund Lullius lebte auch damals, und gab sich auch mit Versemachen ab. Don Pedro III. und Don Juan I. von Arragonien verschmähten den Besuch der Musen nicht. Im fünfzehnten Jahrhundert frevelte ein gewisser Jayme Roig gegen das schöne Geschlecht durch seinen Frauenspiegel, der lauter verzerrte Gestalten zurückwarf, und von dem unser liebenswürdiger Tiedge schwerlich die Idee zu dem seinigen entlehnt hat. Es gab noch eine Menge andere, die alle vergessen sind, obgleich ihre Geisteskinder in der Bibliothek des heiligen Vaters begraben liegen.

Der angenehmste Zeitvertreib der Troubadours war die Verfertigung der Tenzones, sinnreiche Fragen, die Liebe betreffend. Daraus entsprang jener berühmte Gerichtshof der Liebe, wo es denn freilich bisweilen ein wenig toll herging. Der Hof bediente sich damals zu seiner Belustigung der Märchen-Erzähler, Gaukler, Sänger und Possenreisser. Darüber spotteten bisweilen Jene seiner Gebildeten sehr bitter, verschonten sogar die Königin nicht, und setzten sich nach und nach in solches Ansehen, daß die Könige selbst ihren Versammlungen beiwohnten. Hier wurden die Gedichte und Schauspiele geprüft, verworfen er gekrönt, und nur die letztern durften öffentlich vorge-

ſtellt oder abgeſungen werden. Cervantes wünſchte ſehr, daß dieſer Gebrauch wieder aufkommen möchte, wogegen doch mit Recht ſich vieles einwenden ließe. — Als im vierzehnten Jahrhundert Alphons IV. von Arragonien gekrönt wurde, da verherrlichte der Infant Don Pedro dieſes Feſt durch Lieder, Geſpräche und Gaſſenhauer; jene beiden wurden durch die vornehmſten Herren des Hofes in vermummten Tänzen geſungen und geſprochen; die letztern durch Gaukler abgeleiert. Die Liebe zur Dichtkunſt erhielt ſich an dieſem Hofe bis auf Enkel und Urenkel.

Als Ferdinand durch ſeine Vermählung mit Iſabellen die Krone von Arragonien und Caſtilien vereinte, da gerieth die Provinzial-Poeſie in Verfall, und ihr herziger Ausdruck wurde durch die neue Hofſprache, die caſtilianiſche, verdrängt.

In Portugal pflegten die Muſen ſeit dem zwölften Jahrhundert beſonders die Könige zu beſuchen; viele gekrönte Häupter buhlten dort mit ihnen, wenn ſie gleich meiſtens Sterblinge erzeugten. Im ſechzehnten Jahrhundert gab es in Portugal einen berühmten Luſtſpieldichter, Chil Vicentee, dem ſeine Tochter Paulla dichten half. Ich ſchweige von Camoens, man braucht ihn nur zu nennen. Minder bekannt iſt Franzesko Lobo, der doch in Portugal um den Lorbeer mit ihm wetteiferte. — König Alphons der Weiſe reimte Kirchengeſänge in gallicischer Sprache, welche noch zu Toledo aufbewahrt werden. — Ein gewiſſer Maſias war, wie es einem Dichter ziemt, ſo entſetzlich verliebt, daß dieſe Eigenſchaft ihn berühmter

gemacht hat, als seine Verse. Alle seine dichtenden Zeitgenossen reden von seinen verliebten Streichen; ein gewisser del Padron in einem Buche von dem Vergnügen der Liebe; Sanchez in seiner Hölle der Liebe u. s. w.

Auch in der biscayischen Sprache versuchten sich einige Dichter, doch kaum gibt es noch Spuren davon. Ein gewisser Echeverry, ein Doktor der Theologie, hat das Leben Christi und die Religionsgeheimnisse darin besungen.

Die arabische Dichtkunst liebte Wortspiele, Doppelsinn, Anspielungen, Gleichnisse; die provenzialische leichten Scherz, beißenden Witz, schmelzende Zärtlichkeit; die portugiesische schien sich blos nach der Letztern zu bilden, bis Camoens erschien; die gallicische war andächtig und plump; die castilianische endlich machte sich von jeder etwas zu eigen. Ihre Sprache war eine Mischung der lateinischen, gothischen, arabischen. Diese Dichtkunst entstand zu Ende des zwölften Jahrhunderts, wo ein Mönch, Gonzalo, das Leben einiger Heiligen, auch eine Schlacht gegen die Mauren beschrieb. Er fing damit an, seine Leser zu versichern, er sei zwar nicht gelehrt genug, lateinisch zu schreiben, aber doch müßt er sich sehr irren, wenn seine Verse nicht ein gutes Glas Wein verdienten. Alphons der Weise besang darin sehr unweise Alexander den Großen, den er übrigens zu seiner Ehre nicht nachahmte. Versemachen war damals ein Lieblingszeitvertreib der Großen, und wollte Gott, er wäre es noch, denn Verse sind keine Kanonen. — In der Tolenischen Bibliothek werden die Handschriften eines Priesters Johann Ruiz aus dem vierzehnten Jahrhundert

aufbewahrt; der gute Mann warnt die Damen vor unzüchtiger Liebe, vor geheimen Umgang mit Männern, und beſonders vor den Kuppeleien alter Weiber. Er rühmt ſich, die Geſchichte eines verliebten Mädchens geſchrieben zu haben, verſichert aber ſehr ehrbar, ſie enthalte keinen Zug aus ſeinem eigenen Leben. Dann beſchreibt er ſeine Reiſe über einen hohen Berg, wo er ein kleines Abenteuer mit einem hübſchen Bauernmädchen hatte. Dann liefert er die drollige Geſchichte eines Krieges zwiſchen Don Carneval und Don Faſten. Don Carneval wird in der Nacht vor Aſchermittwoch überwunden, und liegt krank bis zur ſtillen Woche. Mit Hilfe ſeines Freundes, des Don Frühſtück, kommt er wieder zu einigen Kräften, und fordert nun den Don Faſten auf den erſten Oſtertag heraus. Don Faſten überlegt weislich, daß er zu ſchwach ſei, dieſen Kampf zu beſtehen, beſchließt, als Pilgrim nach Jeruſalem zu wallfahrten, ſpringt über die Mauer des heiligen Abends und entwiſcht. (Auch in Flandern und beſonders zu Lille, wurden noch vor nicht langer Zeit Carneval und Faſten perſonifizirt. Faſten ging geſund und friſch mit einem Gefolge von Fiſchern herum. Je näher aber das Oſterfeſt rückte, je magerer wurde Faſten; ſein Hofſtaat verlor ſich nach und nach; endlich ſchlich es nur noch in einer Nachtmütze, von einem Apotheker begleitet, umher, bis zum Oſterabend, da ſtarb es gegen Mittag, und wurde unter großem Volksjubel verbrannt.)

Doch wieder auf das ſinnreiche Gedicht des Johann Ruiz zu kommen: Zwei mächtige Kaiſer werden geboren,

Don Wolluſt und Don Liebe. Jener hält ſeinen Einzug unter lautem Frohlocken, dieſer unter dem ſanften Klang muſikaliſcher Inſtrumente. Jedermann wetteiferte, der Liebe eine Wohnung anzubieten; auch ein Dichter, der ſich auf ſeine langen, ihr ſchon geleiſteten Dienſte beruft. Bei dieſem zieht ſie auch wirklich ein, da ſie aber ſein Haus, nach Art der Dichterwohnungen, etwas eng findet, ſo wird auf freiem Felde ein anmuthiges Zelt aufgeſchlagen. Der Dichter fragt ſie vertraulich: wo ſie ſich herum getrieben? —

»Ich war,« antwortete ſie, »den Winter über in Andaluſien. Zu Anfang der Faſten kam ich nach Toledo, meinte da Zeitvertreib zu finden, wurde aber von frommen, alten, magern Weibern mit Roſenkränzen zum Thore hinausgejagt. In einigen Klöſtern wurde ich abgewieſen, (?) in der Stadt Caſtro hingegen wohl aufgenommen; da blieb ich die Faſten über, und nun gehe ich nach Alcala zum Jahrmarkt, wo ich mir etwas zu gute thun will.« — Sie ging und ließ den Dichter betrübt zurück.

Er wendet ſich an die alte Frau Kloſterläuferin, die zwiſchen ihm und einer Nonne, Namens Garoza, einen Liebeshandel anſpinnt, der jedoch die Grenzen der Ehrbarkeit nicht überſchreitet. Garoza ſtirbt nach zwei Monaten. Frau Kloſterläuferin ſucht ihn nun mit einer Araberin zu verbinden, ſtirbt jedoch ſelbſt und wird von dem Dichter mehr betrauert, als die junge, ſchöne Garoza. Er verfertigt ſogar eine Grabſchrift auf ſie. Uebrigens muß ein Liebhaber von kleinen Frauenzimmern geweſen die er folgender Geſtalt vertheidigt: »Unter zwei

Uebeln ſoll man das kleinſte wählen, folglich iſt ein kleines Frauenzimmer beſſer als ein großes.“ — Nachdem er noch einige Abenteuer, beſonders mit dem Don Sünde, beſtanden, entſchließt er ſich zur Lebensbeſſerung, und zwar im Jahr 1368. Der Schluß lautet wie folgt: »So biſt du nun fertig, du kleines Buch. Deine Worte ſind nicht ſo viel werth als dein Geiſt. Wer dich verſteht, wird dich loben, denn deine Fabeln verhüllen wichtige Dinge.“ Vermuthlich wollte der gute Prieſter, der als der Patron der kaſtilianiſchen Poeſie betrachtet wird, die Sitten ſeiner Zeit züchtigen.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts pflegte Don Juan II. die Blüte der Dichtkunſt. Er las nicht allein viel und unterhielt ſich gern mit Gelehrten, ſondern machte auch ſelbſt bisweilen Verſe. Natürlich verwandelten ſich alle ſeine Höflinge, ſo gut ſie konnten, in Poeten. Don Villena, ein berühmter Gelehrter, dem man, wegen ſeiner phyſikaliſchen Kenntniſſe, die Ehre anthat, ihn für einen Zauberer zu halten, dichtete eine Epopee, die Arbeiten des Herkules, überſetzte auch die Aeneide. Gusmann zimmerte Sittenſprüche, ſchilderte Tugenden und Laſter. Der Marquis de Santillana ſchrieb ein Buch von den Sprichwörtern und mehrere Gedichte. Garcia de Santa Maria war zugleich Dichter und Geſchichtſchreiber. Rodrigo von Cota lieferte eine berühmte Tragikomödie, Calixtus und Möliböa; auch eine Satyre auf den König, den er, unter dem Namen Mingo Rebulgo, lächerlich machte. Rodriguez del Pedron intereſſirt durch ſeinen rüh-

renden Kummer über den Tod eines Freundes, dessen Verlust ihn bewog, ein Franziskaner zu werden. Diego de S. Pedro widmete dem Könige ein Bändchen gereimter Thränen. Man könnte diese Namen- und Bücherliste noch sehr verlängern, denn Alles dichtete um Don Juan den Zweiten her, sogar sein Leibarzt. Am meisten schätzte der König den Johann de Mena von Corduba, vielleicht mehr als diesem Dichter selbst lieb war: denn Seine Majestät, welche — so wie später unser Rammler einen gewaltigen Drang fühlten, alle Gedichte, die Ihnen unter die Hände kamen, zu verbessern, geruhten, besonders die des Mena nach ihrer Art auszufeilen. Dieser Mena lieferte auch einen Auszug aus Homer's Iliade.

Nur noch Einen aus diesem Jahrhundert will ich nennen, um sein Andenken den Damen zu empfehlen; Garcias Sanchez de Budajoz, ein Dichter der Liebe, der seinen schönen Beruf durch seinen Tod besiegelte, denn er starb aus Liebe zu einer grausamen Cousine.

Unter der Regierung Ferdinand's und Isabellens wird dem Cezina nachgerühmt, er habe die reine Dichtkunst (vermuthlich Schlegel's Poesie der Poesie) wiederum an's Licht gebracht. Er wallfahrtete nach Jerusalem, und beschrieb diese Wallfahrt. Er übersetzte auch Virgil's Hirtenlieder, die er besonders sinnreich auf die Thaten Ferdinand's und Isabellens zu deuten wußte. Ein Schmeichler findet überall Stoff. Man hat auch noch viele Theaterstücke von ihm.

Im vierzehnten Jahrhundert, als die Musen aus den

Morgenländern nach Italien geflüchtet waren, holten sich die Spanier dort Funken von ihrem himmlischen Feuer. Viele derselben mochten, wohl zu sklavisch, die Italiener, besonders den Petrarch, nachahmen, denn man nannte sie spottweise die Petrarchisten. Unter diesen zeichnete Juan Boscan sich aus, der Kling- und Strafgedichte, Lieder und Hirtenlieder schrieb, des Musäus Leander und Hero, und ein Trauerspiel des Euripides übersetzte, sich aber vielleicht das größte Verdienst durch eine Sammlung der Schriften seines Freundes, des berühmten Garcilasso de la Vega, erwarb; denn dieser auf vielen Reisen gebildete große Dichter galt, ohne Spott, für den Petrarch seiner Nation. — Mendoza, ein Gesandter Kaiser Karl V., zu Rom, zeichnete sich als ein witziger Kopf aus; er besang unter andern die Ente und den Floh. — Pedilla wetteiferte mit Garcilasso de la Vega. — Velasco übersetzte die Aeneide, Guzmann die Bücher vom Feldbaue und Virgil's zehnte Ekloge. — Bermudez, unter dem angenommenen Namen Antonio de Silva, beschenkte die Bühne mit zwei beliebten Trauerspielen: die weinende Nisa und die gekrönte Nisa. Lope de Rueda schrieb gern gesehene Lustspiele, die er selbst darstellte. Auch Naharro und la Cueva glänzten als dramatische Dichter. — Mediano war ein glücklicher Nachahmer des Horaz, und würde vermuthlich noch jetzt allgemein gekannt und gepriesen sein, wenn sein Gedicht: Mittel gegen die Liebe, wirklich diese gefährliche Krankheit zu heilen vermöchte. — Fernando de Herrera, mit dem Beinamen der Göttliche, soll doch

etwas holprichte Verſe gemacht haben, ob er gleich nie zu feilen aufhörte; Villegas hingegen wurde wegen ſeiner leichten Verſifikation geſchätzt. Er überſetzte den Boethius. — Ludwig von Leon gab ſeiner Nation treffliche Ueberſetzungen des Homer, Pindar, Virgil, Tibull, Petrarch und Bembo. — Die Brüder Argenſolas wurden die ſpaniſchen Horaze genannt. — Gonzalo Perez lieferte eine Odyſſee, die faſt dem Original gleich geachtet wurde; ein Erzbiſchof von Tarragona Ovid's Verwandlungen. Gegen das Ende des Jahrhunderts ſank die caſtilianiſche Dichtkunſt wieder, obgleich Espinel die Vorſchriften des Horaz trefflich in ſeine Sprache übertrug. Chriſtoph de Mezo wollte ſich vergebens zum epiſchen Dichter aufſchwingen, ob er gleich zu Rom fünf Jahre lang mit Torquato Taſſo vertrauten Umgang gepflogen. Einige andere zeigten noch hie und da Spuren des Genies, allein das goldene Zeitalter der ſpaniſchen Poeſie war verſchwunden. Ein verdorbener Geſchmack verbreitete ſich aus Italien herüber. Falſcher Schimmer, ſeltſame Gleichniſſe, erzwungene Anſpielungen, hochtrabende, myſtiſche Redensarten, kurz, alle Blähungen der Poeſie, wie die Herren Schlegel und Conſorten ſie auch unter uns von ſich geben, würdigten dieſe holde Kunſt herab. Als dramatiſche Schriftſteller ſind Lopez de Vega und Pedro Calderon die bekannteſten. An der Spitze derer, die einen gewiſſen, erhabenen Unſinn für Poeſie ausgaben, und mitten in Spanien eine neue, nur von ihren Jüngern verſtandene Sprache ſchufen, and ein gewiſſer Don Ludwig de Gongara, dem zu viel

Ehre geſchieht, daß er hier genennt wird. Aber es ging damals wirklich in Spanien, wie es vor Kurzem bei uns in Deutſchland gegangen iſt; denn alſo ſpricht das ſpaniſche Journal der Gelehrten, T. IV. Art. 6:

»Die meiſten guten Köpfe wurden durch Gongara verführt, ahmten ihm nach, und wurden zugleich mit ihm ein Gegenſtand des Spottes und der allgemeinen Verachtung.« — Sollte man nicht glauben, die ſpaniſchen Gelehrten hätten unſere Gebrüder Gongara's im Sinne gehabt? —

Scudery.

Zu allen Zeiten haben Dichter ihr Talent durch feile Lobſprüche entehrt, doch ſchwerlich gab es irgend einen Jahrzehend, welches dieſen Mißbrauch höher getrieben hätte, als das unſrige. Alle die unglücklichen Fürſten, welche, ihres Purpurs beraubt, herum irren, wurden tauſendmal aus demſelben Tintenfaſſe hoch geprieſen, aus dem, gleich nach ihrem Sturz, ihren Beſiegern Honigſtröme floſſen. Iſt es wohl ein Wunder, wenn ein Fürſt die Menſchen, beſonders die Dichter verachtet? und iſt es nicht ein weit größeres Wunder, daß es noch immer Fürſten gibt, die ſich gern von Dichtern loben hören?

Heil und Ruhm dem braven Scudery! nicht wegen ſeines vergeſſenen Trauerſpiels l'amour tirannique, auch nicht wegen ſeines langweiligen Gedichtes Alarich; ſondern wegen des folgenden, edlen Charakterzuges.

Er hatte der Königin Chriſtine ſeinen Alarich dedicirt, und es wurde ihm dafür eine goldene Kette, tauſend Louis-d'or an Werth, zum Geſchenk beſtimmt; allein die Königin machte die Bedingung, er ſolle den Namen des Grafen de Lagardie ausſtreichen, eines ihrer Günſtlinge, der unterdeſſen in Ungnade gefallen war. Scudery antwortete: »und wenn die goldene Kette ſo groß und ſchwer wäre, als diejenige, deren in der Geſchichte der Incas erwähnt wird, ſo wollte ich doch nie den Altar umſtürzen, auf dem ich einmal geopfert habe.« — Statt das Geſchenk zu verdoppeln, war Chriſtine ſchwach genug, ihm nun die goldene Kette nicht zu ſchicken.

Cui bono?

Das iſt der Titel eines engliſchen Büchleins, welches 1781 erſchien, einen gewiſſen Tucker zum Verfaſſer hat, und ſich mit der Unterſuchung beſchäftigt, welche Vortheile die kriegführenden Nationen (in dem damaligen amerikaniſchen Kriege) aus ihren glänzendſten Siegen etwa künftig ziehen könnten. Es ſind Briefe an Necker gerichtet, und es ſteht manches darin, was auch noch jetzt nach ſieben und zwanzig Jahren, Aufmerkſamkeit verdient, beſonders da es nicht mehr erlaubt iſt zu ſagen, was man im Jahr 1808 denkt, ſo gewährt es einigen Troſt, ſagen zu dürfen, wie man 1781 gedacht hat.

Der erſte Brief iſt die Einleitung. Im zweiten erwägt Herr Tucker, was daraus entſtehen würde, wenn es der

vereinten Macht Frankreichs und ſeiner Alliirten gelänge, England zu unterjochen.

»Es kann geſchehen,« ſagt er, »daß England, kein unabhängiger Staat mehr, als eine franzöſiſche Provinz durch einen Vicekönig des großen Monarchen regiert wird. Welche Folgen wird das für den Handel und für das politiſche Syſtem haben? — Was den Handel betrifft, ſo iſt doch wohl klar, daß, wenn man einen Kaufmann befragte, ob er wünſche, daß ſeine reichſten, beſten Kunden bankerott machen, zu Bettlern werden ſollten? er antworten würde: Sie wollen mich zum Beſten haben. Aber faſt ſcheint es, daß handelnde Nationen ganz andere Grundſätze befolgen zu müſſen glauben, als handelnde Individuen. Die Nationen müſſen vorher alle ihre Kräfte anſtrengen, um ihre Kundleute arm zu machen, und dann müſſen ſie mit ihnen handeln. Was alſo in dem einen Falle thöricht und abgeſchmackt ſein würde, iſt in dem andern klug und weiſe. Laßt uns nun die Schuldbücher handelnder Nationen gegen einander öffnen. Als die Engländer noch ein großes, reiches Volk waren, kauften ſie in Frankreich ungeheure Quantitäten von Wein und Franzbranntwein, bezahlten bar und oft zum voraus. Natürlich werden ſie, wenn ſie arm geworden ſind, noch mehr Wein und Franzbranntwein kaufen, und noch beſſer bezahlen. Welche Weisheit! welche Penetration! — Ferner: als die Engländer noch im Ueberfluß ſchwammen, waren ſie eitel und prächtig; beſonders ihre Weiber putzten ſich gern. Sie kauften die herrlichſten Sammete

und reichſten Seidenwaren aus den Lyoner Fabriken. Nichts war zu theuer, wenn es nur aus Frankreich kam. Die guten Tafeln hatten franzöſiſche Köche. Modehändler, Schneider, Friſeurs und Tanzmeiſter ſchrieben die Geſetze des Wohlſtandes und der Artigkeit vor. Sobald nun die erwünſchte Zeit von Englands Vernichtung gekommen ſein wird, ſo werden ohne Zweifel die Lyoner Fabriken noch beſſern Abſatz haben u. ſ. w. Welche Weisheit! welche Penetration!»

Im dritten Briefe bemüht ſich Herr Tucker zu beweiſen, daß England und Frankreich, um ihres Handels willen, ſehr wohl thun werden, ſich wechſelsweiſe zu begünſtigen. Der vierte Brief ſchildert den Handelsneid, den er ſehr übel begründet zwiſchen dieſen beiden Nationen findet. »Der Charakter des Franzoſen zum Exempel,» ſagt er, »iſt lebhaft, fröhlich, leichtſinnig, veränderlich; der des Engländers tief, ſcharfſichtig, methodiſch und korrekt. Bei jenem herrſcht die Einbildungskraft, bei dieſem die Urtheilskraft. Daher excellirt der Franzoſe in allem, was zur Zierde und zum Putz, der Engländer in allem, was zum nützlichen Gebrauch und zur Bequemlichkeit gehört; folglich ſollte Jeder in ſeiner Sphäre bleiben ohne Nebenbuhlerei.» — Im fünften Briefe entwirft er einen Vertrag zwiſchen England und Amerika, im Fall nämlich das erſtere ſiegreich bliebe. Am Schluß dieſes Briefes bemerkt er, daß, als die Engländer aus Frankreich vertrieben wurden, ſie dieſen Verluſt für unerſetzlich hielten, bis ſie endlich einſahen, daß ihre Niederlage ein Glück für

sie gewesen, indem sie blos die Wohlfahrt ihres Vaterlandes der eitlen Ehre, Eroberungen zu machen, aufopferten. Diese Betrachtung führt ihn nun im sechsten Briefe auf die Möglichkeit, Amerika zu verlieren, und auf die Frage: was doch aus Amerika werden würde, wenn es ihm gelänge, seine Unabhängigkeit zu erfechten? Hier nun zeigt sich Herr Tucker als einen sehr schlechten Propheten, indem er dem armen Amerika folgendes Schicksal prophezeit: »Die künftige Größe von Amerika, sei es unter einer republikanischen oder monarchischen Regierung, ist der thörichtste Traum, den man nur einem Romanen-Schmied verzeiht. Der Charakter des Volkes, die Lage des Landes, das verschiedene Klima, alles widerspricht einer solchen Voraussetzung. Wenn man hingegen die wechselseitige Antipathie der Staaten, ihr entgegen gesetztes Interesse, die Verschiedenheit der Regierung, der Sitten und Gewohnheiten betrachtet; so sieht man klar, daß die Amerikaner nie einen Vereinigungspunkt, nie ein gemeinschaftliches Interesse haben werden. Ihr durchschnittenes, durch große Baien, Flüsse, Seen, Bergketten getrenntes Land, so wie die hinter ihnen liegenden Völkerschaften, zu denen sie noch gar nicht gedrungen sind, werden für immer hindern, daß Amerika, es sei unter welcher Regierungsform es wolle, vereinigt werde. Ihr Schicksal wird sein: ein uneiniges Volk bis an's Ende der Zeiten darzustellen. Eifersucht, Argwohn, Mißtrauen werden sie peinigen; sie werden sich in kleine Gesellschaften oder Fürstenthümer

theilen, nach den natürlichen Grenzen des Landes, und jede dieſer kleinen Abtheilungen wird blos mit den innern Zänkereien ſich beſchäftigen, ohne ſich um auswärtige Kriege und Eroberungen zu bekümmern. Die Amerikaner werden weder Zeit noch Luſt, noch Geſchicklichkeit zu dergleichen Unternehmungen haben.» —

Wenn Herr Tucker noch lebt, wie wird er ſich in unſern Tagen wundern, daß das zu ſchnellem Flor emporgeſtiegene, nach ſeiner Meinung uneinige Volk, das einzige auf der Welt war, welches wohl eigentlich wußte, was es wollte, und in dem jetzigen Vertilgungskriege eine ſo vortreffliche, ganze Maßregel ergriff, daß es den größten jetzt lebenden Liebhaber von ganzen Maßregeln ſtutzig machte, und vielleicht dazu beitrug, den erſeufzten Frieden von Europa zu erzwingen. Herr Tucker wird ſich ferner wundern, wenn er bemerkt, daß eigentlich gar keine Handelseiferſucht zwiſchen England und Frankreich exiſtirt, ſondern daß einzig und allein um Herrſchaft der Meere geſtritten wird. Dieſe möge zufallen, welchem Theile ſie wolle, ſo wird es immer eine Herrſchaft bleiben; denn die Freiheit der Meere ſcheint mir ein Unding, weil (philoſophiſch davon zu ſprechen) der Sieger nie ſich mäßigen, und Macht nie ohne Mißbrauch bleiben wird. Der Kampf möge endigen wie er wolle: das Meer wird entweder ſeinen alten Herrn behalten, oder ihn blos gegen einen neuen, anfangs milden, in der Folge vielleicht noch ſtrengern vertauſchen.

Der ſiebente und letzte Brief enthält einen

Plan zum allgemeinen Frieden, der freilich auf unſere Zeiten ganz und gar nicht paßt. Doch wenn auch die Göttin der Staatskunſt ſelbſt herabſtiege, ſo würde ſie für unſere Zeiten — (geſchrieben am 3. Auguſt 1808) — keinen Plan entwerfen können; da der gordiſche Knoten dermaßen verworren iſt, daß auch nicht einmal ein Alexander-Schwert, ſondern einzig und allein des Todes Senſe ihn zerhauen kann. Nach jenem Plan des Herrn Tucker ſollte England unter andern Gibraltar an Spanien abtreten, gegen die Inſel Portorico, und dem Hauſe Oeſterreich wird Minorca als Freihafen zugedacht.

TAYLOR - OXFORD

Der Ackerbau in Spanien.

Es iſt bekannt, daß dieſe nützlichſte und edelſte aller Beſchäftigungen in Spanien noch vor Kurzem ſehr vernachläßigt worden; wenigſtens gab ſich ſo leicht kein Edelmann damit ab. Indeſſen gab es dort, wie überall, aufgeklärte Köpfe, die dieſen Schimpf ihres Vaterlandes längſt einſahen und dagegen eiferten. Vor vielen Jahren ſchon erſchienen zu Madrid discursos economicos von Don Leys, die in allen zur Landwirthſchaft gehörigen Dingen Unterricht ertheilten, auch in manchen, die nicht dazu gehörten. Der Verfaſſer ſcheint nicht blos ein guter Landwirth, ſondern zugleich ein vortrefflicher Staatsmann geweſen zu ſein. Hier einige ſeiner Ideen über den Ackerbau.

»Wie iſt es doch zugegangen,« ruft er aus, »daß die Ausübung einer Wiſſenſchaft, die eben ſo nützlich und angenehm als geſund iſt; die mit uns geboren zu ſein ſcheint, und die Beſchäftigung aller Erdbewohner der erſten Jahrhunderte war (?) wie iſt es zugegangen, daß ſie blos der ärmſten, und, durch die Undankbarkeit der Menſchen, verachteteſten Volksklaſſe überlaſſen worden? — Unſere Mitbürger, die mit Rang und Ehrentitel, oder gar mit dem Zufall ihrer Geburt prunken, dieſer zahlloſe, unnütze Haufe von Edelleuten, die gar nichts für das Vaterland thun, dem ſie zur Laſt fallen, wie haben ſie jemals bis zu dieſer niedrigſten Stufe von Hochmuth und Dummheit herabſteigen können, den Ackerbau zu verachten? — Sie würden ihre hochadelichen Arme entehrt glauben, wenn ſie den Pflug anrührten, während der Beherrſcher eines großen Reiches (China) jährlich einen Tag heiligt, indem er in Gegenwart ſeines Hofes, der Abgeordneten aus den Provinzen, und einer Menge von Ackersleuten, welchen er ein erhabenes Beiſpiel gibt, die Erde pflügt und beſäet. — Wie mag unſer fauler Adel eine Kunſt gering ſchätzen, die im Alterthum von den größten Männern geliebt und geübt wurde? — Cyrus, der berühmte König von Perſien, der wenigſtens ein eben ſo guter Edelmann war, als unſere hochadelichen Herumtreiber, pflanzte ſeine Bäume ſelbſt zu Sardes; und Curius, der römiſche General, fand höhern Ruhm darin, ſein Feld gut anzubauen, als in ſeinen Triumphen über den Pyrrhus, die Samniter und Sabiner.« — — Ich kenne manches Land und manche Provinz, wo man dem Adel

dasſelbe zurufen könnte. Selbſt die ſogenannten Landwirthe laſſen ſich höchſtens zu einem Spazirgang um ihre Felder und zu einem Geſpräch mit ihren Wirthſchaftsbeamten herab.

Alte fromme Märchen.

(Sie wurden in Frankreich von Le Grand, unter dem Titel Contes devots u. ſ. w., geſammelt.)

Unter den Fabeln der Maria de france gibt es eine, die Machiavel jedem Staatsmann, jedem Fürſten, der drückende Friedensbedingungen eingeht, oder ſich einiger Anſprüche begibt, würde empfohlen haben: »Es war einmal ein Wolf, der, in einer Anwandlung von Frömmigkeit, ein Gelübde that, vierzig Tage zu faſten, wenigſtens kein Fleiſch zu eſſen. Kaum hatte er das Gelübde ausgeſprochen, als ihm ein zartes, fettes Lamm begegnete. Ha! welch ein Leckerbiſſen! wenn ich nicht geſchworen hätte. Indeſſen — wenn ich das dumme Vieh nicht verzehre, ſo thut es ein Anderer und lacht mich aus. Ueberdies habe ich mir vorbehalten, Fiſche zu eſſen; ich darf alſo nur dieſes Lamm einen Lachs nennen, ſo hab' ich mein Gelübde nicht gebrochen. Er ſprang zu und verzehrte den in Wolle gekleideten Lachs.

Eben jene Marie de france erzählt ein drolliges Geſchichtchen, welches der bekannten Anekdote gleicht, wo ein

Liebender seine Geliebte in den Armen eines Nebenbuhlers findet, und nicht wenig erstaunt, als die Schöne, seinen Augen zum Trotz, ihm das Faktum geradezu wegläugnet. »Aber seh' ich denn nicht?« ruft er aus. — Treuloser!« schluchzt sie dagegen, »du liebst mich nicht mehr; du glaubst deinen Augen mehr, als dem, was ich dir sage.« (Ja so wollen die Weiber geliebt sein, und oft werden sie auch wirklich so geliebt.)

Ich kenne einen unglücklichen Fürsten, der folgende Fabel vermuthlich nicht gelesen, oder nicht beherzigt hatte. »Ein Wolf wurde von Hunden gejagt. Er lief, doch plötzlich hemmte ein breiter, reißender Strom seine Flucht. Zum Glück wurde er einen Menschen mit einem Boote gewahr, den er anflehte ihn überzusetzen. Was gibst du mir? fragte der Fährmann. — Herr, ich habe kein Geld, erwiederte der Wolf, aber ich will dir drei herrliche, goldene Lebensregeln vertrauen, und damit du siehst, daß ich nicht willens bin dich zu betrügen, so höre gleich die erste: Thue stets das Gute, ohne dich um die Folgen zu bekümmern. Diese Maxime in dem Rachen eines Wolfes rührte den Fährmann dergestalt, daß er ihn ohne Bedenken in sein Boot aufnahm. In der Mitte des Stromes gab der Wolf seine zweite Lebensregel zum besten: Vertraue nie auf das Wort eines Betrügers. Und als das Boot am jenseitigen Ufer landete, rief der Gerettete, indem er davon lief: Betrachte stets als verloren, was für einen Bösewicht gethan.

Noch eine letzte Fabel der Marie de france möge hier

ſtehen, weil ſie, beſonders für unſere Zeiten, einen großen Sinn in ſich ſchließt. »Eine Heerde Schafe ging auf der Weide, und da dieſe Weide umzäunt war, ſo hatte man keinen Hirten dazu geſetzt. Ein Dieb benutzte dieſe Sicherheit und ſtahl ein Schaf, morgen wieder eines, übermorgen das dritte. So trieb er es lange. Die Schafe wollten Anfangs ihren Herrn davon benachrichtigen, unterließen es aber aus Empfindlichkeit, da ſie, ihrer Schafsmeinung nach, von ihm vernachläßigt wurden. Ohne einen Mucks zu thun ließ Eines nach dem Andern ſich fortſchleppen, bis endlich nur noch ein einziges Lamm übrig blieb, welches erſchrocken zu dem Eigenthümer der Heerde lief, und ihm das Unglück berichtete. »Wir haben einen albernen Entſchluß gefaßt,« bekannte es reumüthig, »aber wundert Euch darüber nicht, unſerer waren viele.« — (Es gab vormals eine Staatsverfaſſung, welche dieſer Schafheerde glich.)

Ein alter Roman, **Parténopex**, liefert ein drolliges Gemiſch von Frömmigkeit, ſinnlicher Liebe und Ehrfurcht vor dem ſchönen Geſchlecht. Der Graf von Blois, der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit, verirrt ſich auf der Jagd, befindet ſich plötzlich auf offenem Meere in einem bezauberten Schiffe, dann wieder in einem prächtigen Schloſſe, wo er von Genien bedient wird; endlich liegt er gar ſchon in dem Bette einer Fee, die ſich ſehr verwundert ſtellt, ihn ausſchilt, ihm verzeiht. »So iſt das Herz der Weiber,« ſagt der Verfaſſer, »zwiſchen Himmel und Erde iſt nichts ſo gut, wenn Gott ihnen Liebe einhaucht. Möchten ſie Alle lieben, aber auch Jede nur Einem ihre Zärtlichkeit

ſchenken.“ — Der ſchöne Jüngling wurde verwegen, er gab und brach Blumen (fleur lui donna fleur lui prit.) Die Fee verſprach, ihn zu beglücken, wenn er dagegen gelobe, ſie zwei und ein halbes Jahr unerkannt zu lieben. Damit er ſie aber nicht etwa für einen verlarvten Dämon, eine Biondetta halten möchte, ſo erklärte ſie ſehr beſtimmt, daß ſie an Jeſum Chriſtum glaube, legte auf der Stelle ein zierliches Glaubensbekenntniß ab, und ſchwur ihm ewige Liebe, wenn er die Gebote Gottes erfülle, auch vor allen Dingen die Privilegien der Kirche in Ehren halte.

Nach einiger Zeit wollte der Biſchof von Paris ihn vermählen, und beunruhigte ſein Gewiſſen durch jenen ſtrafbaren Umgang, ermahnte ihn auch ſehr ernſtlich, ſeine Geliebte, die doch wohl der Teufel ſein könnte, zu ſehen; zu welchem Behuf er ihm eine Blendlaterne empfahl, die er unter der Bettdecke bereit halten könnte. Der Graf befolgte den Rath, zog in der nächſten Nacht plötzlich die Blendlaterne hervor, und ſah die Fee nackend vor ſich liegen, denn man ſchlief damals ohne Hemden. Sie fiel in Ohnmacht. Er erkannte, voll Scham und Reue, eine Dame von hohem Rang. Er hatte ſein Wort und die ſchuldige Ehrfurcht verletzt. Der ganze Hofſtaat erſchien bei dieſer Scene. Er wurde fort gejagt. In Verzweiflung beſchloß er zu ſterben, und zwar wählte er eine ſehr langſame Todesart: er aß nämlich nur viermal wöchentlich Haferbrot. Bart und Nägel ließ er wachſen, wuſch das Geſicht nicht, und wechſelte die Kleider nie. Dieſe Buße währte ein Jahr.

So,“ rief er aus, »müſſe Jeder ſterben, der ſein Liebchen

betrogen hat. Alle, die von den Damen übel reden, müssen auf der ganzen Erde mit Schande bedeckt werden, und Gott nimmer in seinem Paradiese schauen. Denn Gott selber, der die Weiber so schön, zart und sanft schuf, hat gewollt, daß wir sie lieben sollten. Jedes seiner Geschöpfe begabte er, den Hirsch mit Schnelligkeit, den Stier mit Kraft, die Weiber mit Schönheit. Ihr Herz bildete er nicht aus Erde, sondern aus dem reinsten Honig. Darum liebt er sie; darum liebe ich sie auch, und wenn in seinem Paradiese keine Weiber wären, so würde ich danken für sein Paradies.»

Endlich ward ein Turnier ausgerufen. Der zu erkämpfende Preis ist die schöne Dame selbst. Natürlich verrichtet der Graf von Blois wundergleiche Heldenthaten, und sein Liebchen wird ihm, sammt dem Kaiserthum, zu Theil. So wurde er glücklich, »aber,» fügt der fromme Verfasser hinzu, »es gibt kein vollkommenes Glück, außer demjenigen, welches Gott seinen Auserwählten zubereitet.»

Eine nachahmungswerthe Preisaufgabe.

Im Jahre 1781 empfing die französische Akademie folgendes anonyme Schreiben:

»Meine Herren! — Ein Bürger, der die Wissenschaften liebt, und sie der Menschheit nützlich glaubt, wünscht einen Preis für dasjenige Werk zu stiften, welches der menschlichen Gesellschaft den größten Nutzen bringen kann;

es sei Predigt, Schauspiel, Roman, in Prosa oder in Versen; es sei Geschichte, Jurisprudenz, moralische Betrachtung, politische Abhandlung, Memoire über Wissenschaften und Künste, gelehrte Nachforschung — kurz, keine Gattung ist ausgeschlossen. Ungefordert soll dieser Preis errungen werden; es ist genug, wenn die Richter erklären unter allen, im verflossenen Jahre erschienenen Werken, die ihnen bekannt geworden, werde muthmaßlich dieses am meisten zum Glück der Menschheit beitragen. Die Akademie möge selbst entscheiden, ob ihre Mitglieder konkurriren dürfen.

Es wird hiemit eine Summe von zwölftausend Livres niedergelegt. Der Preis ist eine goldene Medaille, die für die Zinsen jener Summe angeschafft wird.

»Die Gründe dieser Veranstaltung sind folgende: Ein Geometer verachtete einst ein viel beklatschtes Schauspiel, weil — es nichts bewies. Er hatte Unrecht. Aber ein Bürger hat wohl Recht, wenn er, um seine Achtung für ein Buch abzumessen, fragt: wozu nutzt es? Diese Frage thue ich heute an die Akademie. Man hat die Schriftstellerei als eine von den Geißeln der Menschheit dargestellt; sie mag sich selbst vertheidigen. Man behauptet, unsere Nation sei leichtsinnig, frivol; ich kann darüber nicht entscheiden; aber ich sehe täglich ein müßiges Volk, welches den Denkmählern des Genies den Rücken kehrt, und nach Possenspielen in der Vorstadt rennt; ich sehe mehrere Ausgaben von mittelmäßigen Romanen erscheinen; ein ernstes, durchdachtes Buch wird geschätzt aber nicht gelesen; ich sehe, daß

Schriftsteller, die würdig sind, auf die Nachwelt zu kommen, blos gekannt, gesucht und gerühmt werden, um einiger Auswüchse ihres Geistes willen, vor denen sie selbst erröthen. Während die Pressen unter Broschüren seufzen, mangelt uns eine lesbare Geschichte von Frankreich, ein Gesetzbuch, eine Sammlung von Erfahrungen auf unser Klima gegründet u. s. w. In diesem Wirrwar, dünket mich, sollten die Häupter der Literatur auftreten, sprechend zu Jedem, der diese Laufbahn wählt: Siehe, das ist der Zweck! und zu der Nation: Sehet, diesen Schriftstellern seid ihr am meisten verpflichtet."

Die Akademie nahm diesen Vorschlag mit Achtung und Erkenntlichkeit auf, und empfing die bestimmte Summe unter folgenden Bedingungen:

Erstens: Unter den, der Menschheit nützlichen Werken, die im Laufe jedes Jahres erscheinen, wird sie den Vorzug demjenigen ertheilen, welches zugleich am besten abgefaßt und geschrieben ist, weil es dadurch mehr Leser findet, und folglich den Zweck des Stifters sicherer erreicht.

Zweitens: Theologische oder juristische Streitfragen, oder politische, von der Regierung nicht gebilligte Abhandlungen bleiben vom Konkurs ausgeschlossen.

Drittens: Die Werke müssen französisch, der Verfasser kann aber auch ein Fremder sein.

Viertens: Nach Umständen kann die Austheilung des Preises verschoben, der Preis getheilt oder auch verdoppelt werden.

Fünftens: Die Mitglieder der Akademie selbst können nicht konkurriren.

Der Stifter billigte diese Einschränkungen und die Preisaufgabe wurde bekannt gemacht. Es ist merkwürdig und rühmlich für das schöne Geschlecht, daß eine Dame die Erste war, welche diesen rühmlichen Preis verdiente. Den Conversations d'Emilie, von Madame d'Epinay, wurde 1782 die goldene Medaille zugesprochen. 1783 empfing sie Berquin für seinen Ami des enfans. Der Kinderfreund unsers Weisse hätte wohl auch eine goldene Medaille verdient. Aber wir fragen nicht nach dem Nutzen eines Buches, sondern wir lernen von unsern Aesthetikern und Transscendental-Philosophen, daß ein blos nützlicher Schriftsteller nur ein gemeiner, oder, wie sie es ausdrücken, ein ökonomischer Mensch ist.

Das Kameel und der Esel.

(Eine Fabel nach dem Persischen.)

Ein Kameel und ein Esel reisten mit einander und kamen an einen breiten Fluß. Das Kameel wagte sich zuerst hinein, und da ihm das Wasser nur bis an den Bauch ging, so schrie es dem Esel zu: »Du kannst mir sicher folgen, das Wasser erreicht nicht einmal meinen Höcker.«

»Gehorsamer Diener,« erwiederte der Esel, »geht es dir bis an den Bauch, so geht es mir über beide Ohren.« — Moral: Erkenne dich selbst! und wenn ein fremder, schmei-

chelnd oder unwiſſend, dich über deinen wahren Werth ſchätzt, ſo miß deine Kräfte und bleib in deinen Schranken.

(Ja, wenn nur alle Eſel ſo viele Selbſterkenntniß beſäſſen, als jener perſiſche Eſel.)

Ein galantes Abenteuer.

Die Königin Anna von Oeſterreich war bekanntlich eine ſehr ſtrenge Dame, und dennoch ging es an ihrem Hofe zu, wie es an vielen Höfen zugeht, auch bisweilen noch etwas ſchlimmer. Unter ihren eigenen Hofdamen befand ſich eine Mademoiſelle de Guerchy, der ein Herzog von Vitry das Feuer ſeiner Liebe allzuthätig bewies. Das arme Fräulein wurde durch dieſen unangenehmen Zufall in die grauſamſte Verlegenheit geſetzt, denn ſie ſollte die Königin auf einer Reiſe begleiten. Sie wandte ſich daher an eine berühmte Hebamme, Namens Conſtantie, die ihr ſo ungeſchickt Hilfe leiſtete, daß nicht blos die Frucht, ſondern auch die Hülle, in welcher ſie lag, durchbohrt wurde, und die gewiſſenloſe Mutter ſelbſt nicht mehr zu retten war. Sie litt unſägliche Schmerzen. Vitry, in Verzweiflung, ſandte nach einem Beichtvater, und kaum hatte ſeine Geliebte die Abſolution empfangen, als er, um ihre Leiden zu enden, ihr ſelbſt den Kopf zerſchmetterte, und dann nach Baiern floh. Die Hebamme wurde gehangen, wie ſich's gebührte; Vitry hingegen begnadigt, wie ſich's nicht gebührte. — O wenn man die verführenden Wollüſtlinge, und nicht ihre

verführten Schlachtopfer verantwortlich für jeden Kindermord machte, wie manches ſolches Verbrechen würde verhütet werden!

Ein Bruchſtück von Voltaire.

(In ſeinen Werken nicht abgedruckt.)

Voltaire überſandte der königlichen Maitreſſe, Madame de Pompadour, ein geſchriebenes Exemplar ſeiner Geſchichte des Krieges, welcher 1748 durch den Aachner Frieden geendigt wurde, und in dieſer Handſchrift lautete der Schluß folgender Geſtalt:

Seit dieſem Frieden zählt Europa die Tage ſeines Glückes. Man wird erſtaunen, zu vernehmen, daß eine junge Dame von hohem Range, berühmt durch ihre Reize, durch Geiſt und Herz und durch einen beneideten Platz jenen Frieden errungen hat. Es war das Schickſal von Europa in dieſem langen Kampfe, daß eine Frau ihn beginnen, eine Frau ihn endigen mußte. Die letztere hat eben ſo viel Gutes, als die erſtere Böſes geſtiftet, wenn es wahr iſt, daß der Krieg die ſchrecklichſte Weltgeißel, und der Friede das ſüßeſte Gut iſt.“

(Hätte Voltaire immerhin als Dichter ſchmeicheln mögen — das iſt leider nun einmal Herkommens — aber als Geſchichtſchreiber! — auch ſchämte er ſich ſelbſt dieſer Kriecherei, und hütete ſich wohl, eine Phraſe mit drucken zu laſſen, die blos dem alten Höfling ziemte.)

Die Esel.

Wenn man zu einem nützlichen Arbeiter sagen würde: Du bist ein wahrer Esel; so würde er es übel nehmen, und dennoch hätte man ihm in der That ein Kompliment gemacht, denn es gibt wenige so nützliche Weltbürger als die Esel; am wenigsten in solchen Zeiten und in solchen Ländern, wo nur die Tiger geschätzt und geehrt werden. Man vergleiche doch einmal den Esel mit dem Tiger. So glänzende Thaten wird er freilich nicht verrichten; er wird kein Blut in Strömen vergießen, nicht mit edler Unverschämtheit auf Raub ausgehen, und von den Zuschauern dafür beklatscht werden, bis die Reihe bald genug auch an diese kommt; aber der Esel wird dagegen im Stillen Fleiß und Wohlstand verbreiten. Der Tiger säuft Blut, der Esel begnügt sich mit Disteln. Der faule Tiger taumelt vor dem Wagen des Bacchus; der schwerbeladene Esel geht einen sichern Schritt. Durch den Schrecken seiner Klauen und Zähne raubt der Tiger tausend Unschuldigen das Leben; die Eselin rettet mancher braven Hausmutter das Leben durch ihre Milch. Sogar des Tigers Haut dient höchstens nur zum Prunk; aus des Esels Haut wird das nützliche Chagrin verfertigt.

Ich könnte die Parallele noch weiter ausspinnen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß irgend ein blutgieriger Tiger mich dafür schmauste. Ich könnte beweisen, daß selbst der bekannte hyperboreische Esel mehr werth sei als ein Tiger. Woher kommt es denn also, daß die Esel so ver-

achtet ſind? — Der gelehrte Gesner hat doch längſt verkündigt, daß ſie bei manchen alten Völkern, und ſogar bei den Griechen in Ehren gehalten wurden? — Plato, und nach ihm Ariſtoteles, ſollen die Erſten geweſen ſein, welche die Eſel in üblen Ruf gebracht. Warum?

Plato hatte manche egyptiſche Vorurtheile eingeſogen. Gesner beweiſt aus dem Plutarch, daß die Egyptier den Ochus, um ihn zu beſchimpfen, einen Eſel genannt. Sie hatten dieſes Thier ſogar dem Typhon, ihrem Teufel, gewidmet. Warum haßten denn die Egyptier die Eſel? die doch (nach Maillet's Beſchreibung von Egypten) dort vorzüglich ſchön gefunden und theuer bezahlt werden? —

Maillet ſagt ausdrücklich: Die Eſel in Egypten haben nichts von der Faulheit und Schwerfälligkeit, die man ihnen bei uns vorwirft. Sie ſind voll Feuer und ermüden nicht. Man bedient ſich ihrer zu den Wallfahrts-Reiſen nach Mecca; ſie gehen ſanft und zugleich ſo ſchnell, daß kein Pferd im Trott ihnen folgen kann. Auch ſind ſie ſelten wohlfeiler als Pferde. Man bezahlt ſie mit zwei bis drei hundert Livres, ob ſie gleich ſehr häufig ſind.

Ein Gelehrter in den Commentarien der göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat das Räthſel zu löſen verſucht. Erſtens glaubt er, die Farbe der Eſel ſei den Egyptiern zuwider geweſen, denn ſie widmeten auch jeden rothhaarigen Menſchen dem Typhon. Bei uns ſind die Eſel gewöhnlich grau, dort roth, daher auch die Hebräer ſie die röthlichen (Chamorim) nennen. Es zing den rothen Kühen nicht beſſer, abermals im Wider-

ſpruch mit unſern Meinungen, denn wir halten die rothen Kühe für die ſtärkſten und Milchreichſten.

Die zweite Urſache ſoll politiſch geweſen ſein. Egypten hat vortreffliche Pferde, welchen es ſeine Reiterei, und dieſer einen Theil ſeiner Macht verdankte. Ein Volk, das ſolche unermeßliche Ebenen bewohnte, konnte, im Kriege, der Pferde nicht entbehren; folglich mußte für Pferdezucht geſorgt, und der Egyptier abgehalten werden, ſich an ein bequemer gehendes, wohlfeiler zu ernährendes Thier zu gewöhnen. Spanien, deſſen Pferde ſo berühmt ſind, und welches vormals einen Ueberfluß daran hatte, ſoll deren jetzt zu wenige beſitzen, weil man das Volk von der bequemen Eſelreiterei nicht zurückgehalten. — Warum Moſes den Iſraeliten die Vermehrung der Pferde verbot, und dagegen die Eſel empfahl, weiß ich nicht. Die Italiener waren noch vor Kurzem große Liebhaber von Eſeln, und befanden ſich wohl dabei. Ob ſie jetzt noch welche beſitzen? oder ob ſie nicht ſeit einiger Zeit Alle zu Fuße gehen? iſt mir unbekannt.

Wie mit den Eſeln, ſo machten es die Egyptier auch mit dem Weine; der war gleichfalls dem Typhon gewidmet; obgleich Maillet verſichert, daß die herrlichſten Weinſtöcke bei ihnen wüchſen. Der gelehrte Jablonsky meint, Noah's Trunkenheit habe ihnen dieſen Haß eingeflößt. Schwerlich war das die Urſache. Ein anderer Grübler findet tiefe Weisheit in der Verbannung des Weines. Es wuchs nicht genug Wein in Egypten, ſagt er, um das

ganze Volk zu befriedigen; damit nun nicht das Geld für fremde Weine aus dem Lande gehen möchte, so habe man ihn lieber ganz verboten, und ihn des Teufels Blut und Galle genannt. Dagegen sei überflüssig Gerste gewachsen, aus der ein Bier, oder (wie Herodot sich ausdrückt) ein Gerstenwein gebraut worden.

Uebrigens gehört es zu den menschlichen Inkonsequenzen, daß man nur das Trinken des Saftes, nicht aber das Essen der Weintrauben für sündlich hielt. Pharao's Mundschenk erinnerte sich sogar im Traume, daß er die Beeren genommen, und in den Becher seines Herrn gemischt.

Die Galeeren-Sklaven.

Ein Protestant, der, um seiner Religion willen, nach Dünkirchen auf die Galeeren geschickt, und erst nach zehn Jahren durch Vermittlung der Königin Anna von England befreit wurde, gab vor etwa fünfzig Jahren eine Geschichte seiner Leiden heraus, die zu Rotterdam gedruckt worden, und eine lebhafte Darstellung der Galeeren und ihrer Martern enthält. Eine gewöhnliche Galeere hat auf jeder Seite fünf und zwanzig Ruderbänke, die zehn Fuß lang und vier Fuß von einander entfernt sind. Die Ruder messen fünfzig Fuß, wovon sieben und dreißig hinaus über den Bord reichen. Zwischen den Bänken ist ein schmaler Gang, wo der Kapitän mit seiner Pfeife kommandirt; denn man würdigt die Sklaven nicht, mit ih-

nen zu reden, ſondern man pfeift ihnen nur wie den Hunden. Das Rudern geſchieht mit der fürchterlichſten Anſtrengung. Der Sklave ſetzt dabei den einen Fuß auf eine Art von Schemmel, den andern auf die Bank gegenüber, dehnt ſich ſo lang als möglich aus, um das ſchwere Ruder in die Höhe zu bringen, und fällt ſogleich wieder zurück, um damit in's Waſſer zu ſchlagen. Ereignet es ſich nun bisweilen, daß die Sklaven dieſe Bewegung nicht Alle in demſelben Moment vollbringen, ſo ſtehen diejenigen, welche auf das verſpätete Ruder ſtoßen, in Gefahr, den Kopf zu zerſchmettern. Wenn man dieſer Arbeit zuſieht, ſo ſollte man glauben, es ſei unmöglich, ſie länger als eine halbe Stunde auszuhalten; ſie dauert aber bisweilen vier und zwanzig Stunden ununterbrochen fort. Stirbt ein Unglücklicher während dem Rudern, ſo prügelt man ihn ſo lange, als er noch ein Lebenszeichen von ſich gibt, und iſt er ganz todt, ſo wirft man ihn über Bord wie einen krepirten Hund. — Die Nahrung der Galeeren-Sklaven beſteht täglich in ſechs und zwanzig Unzen Zwieback und vier Unzen Bohnen. Ihre Kleidung iſt ein Hemd und eine Hoſe von der gröbſten Leinwand; rothe Strümpfe ohne Schuh, und eine rothe, wollene Mütze.

So lange die Galeere rudert, darf Niemand ſchlafen; liegt ſie vor Anker, ſo dürfen die Sklaven auf ihren Bänken ſchlummern, wenn ſie können. Immer bleiben ſie an ihre Ketten geſchmiedet.

Wenn vornehme Beſuche kommen, ſo läßt man die

Unglücklichen, zur Beluſtigung der Gäſte, allerlei unanſtändige Uebungen vornehmen. Beim erſten Zeichen, mit der Pfeife gegeben, nimmt Jeder ſeine Mütze ab; beim zweiten zieht er das Oberkleid aus, und beim dritten ſogar das Hemd, ſo daß plötzlich lauter nackende, abgemergelte Kreaturen zu ſchauen ſind, an welchen man zum Zeitvertreib die Rippen zählen kann. Noch nicht genug. Sie müſſen nunmehr Affen vorſtellen (in der Provinzialſprache wird es Monime genannt), das heißt: ſie müſſen ſich Alle auf Einmal in ihre Bänke niederlegen; dann ſieht man keinen Menſchen. Nun wird gepfiffen; ſogleich müſſen Alle den Zeigefinger in die Höhe ſtrecken, und nun ſieht man nichts als einzelne Finger; dann lauter Arme, dann lauter Beine, endlich lauter Köpfe, die ſämmtlich das Maul aufſperren, nieſen oder huſten müſſen, und was dergleichen kindiſche Abgeſchmacktheiten mehr ſind, an welchen die vornehmen Gäſte ſich ergetzen.

Aber es gibt noch eine andere Ergetzlichkeit für den Galeeren-Kapitän, welcher die Gäſte nicht beiwohnen, nämlich die Baſtonade. Der arme Teufel, der ſie bekommen ſoll, wird bis an die Hüften entblößt, liegt auf dem Bauche in dem mittelſten Gange, ſo daß ſeine Arme und Beine diesſeits und jenſeits unter den Bänken ſtecken, und von vier Sklaven feſt gehalten werden. Dann ſchlägt ein handfeſter Türke, mit einem Stricke, aus allen Kräften auf den Rücken des Verurtheilten. Der Türke iſt gleichfalls nackend, und hinter ihm ſteht der Herr Kapitän, der ihm, wenn er nicht gut zuhaut, die Schultern mit einem Stricke

ſtreichelt, um ihn an ſeine Pflicht zu erinnern; gehorcht er dennoch nicht, ſo bekommt er eben ſo derbe Prügel als der Sklave. Selten kann ein Unglücklicher, der die Baſtonade empfängt, mehr als zehn bis zwölf dergleichen Hiebe aushalten, ohne Sprache und Beſinnung zu verlieren. Deswegen wird aber doch nicht inne gehalten. Zwanzig bis dreißig Hiebe iſt nur eine Strafe für geringe Verſehen. Man ſteigt bis hundert. Natürlich ſtirbt dann der Leidende, ehe die hundert voll werden; aber das hat nichts zu ſagen, man ſchlägt den Leichnam immer fort. Bei großen Verbrechen bindet man den Ruderſklaven mit dem rechten Fuße an das eine, mit dem linken an das andere Schiff, ſtößt die Schiffe dann ab, und reißt ihn ſo mitten von einander.

Der Leſer ſchaudert? — ach! ich weiß eine Galeere, auf der wir Alle ſitzen, und die Finger emporſtrecken, wenn der furchtbare Kapitän pfeift.

Seelenwanderung.

Man nehme uns doch nicht den ſchönen romantiſchen Glauben an die Seelenwanderung! So rief ich eines Tages, als ich ganz allein auf meinem Zimmer ſaß, und eben den Bericht von einer Schlacht vor mir hatte, in welcher abermals zwanzig tauſend Seelen — wenigſtens ausgewandert waren. Ob die Seele eines Welten-Peinigers einſt im Fegfeuer brennt, oder gar in der Hölle ſchmort, was hab' ich davon? man empfängt

kein Entrée-Billet zu diesem tröstlichen Schauspiel; nur diejenigen dürfen Zuschauer sein, die mit brennen und mit schmoren; nicht diejenigen, welche eine Genugthuung für ihre zahllosen Leiden fordern dürften, und natürlich wünschen müssen, daß die Seele ihres Henkers lieber in eine Hyäne oder in einen Haifisch fahre, um diesem einen Theil der ausgestandenen Qualen zu vergelten. — Du hast Recht! rief plötzlich eine feine Stimme dicht neben mir. Ich sah mich um, es war Niemand zugegen. Ein Schauder überlief mich. Wer redet hier? wagt' ich zu stammeln.

»Ich,« war die Antwort, »der ich auch einst ein Mensch gewesen wie du, jetzt aber schon seit mehrern Jahren aus einem Thierkörper in den andern irre, und täglich die Erfahrung mache, daß wir, zu Bestrafung unserer Sünden, keiner Hölle bedürfen, sondern daß, um Seelen zu peinigen, Niemand geschickter sei als der Mensch.«

»Bei mir bist du sicher,« tröstete ich den Unsichtbaren, »erzähle mir deine Geschichte.«

»Ich war ein junger Landedelmann,« fuhr die klare Stimme fort, »ich prügelte meine Bauern, verführte ihre Weiber, hielt schöne Pferde, ritt auf die Jagd und brach eines Tages den Hals. Plötzlich befand sich meine adeliche Seele, zu ihrem großen Verdruß, in einem jungen Hunde, in dem Viehstall eines meiner Bauern, der meines Vaters Köchin geheirathet hatte. Der Sohn des Bauers, ein großer Bengel von vierzehn Jahren, fand Geschmack an mir; um aber meine Gestalt zu verschönern, schnitt er mir die

Ohren und den Schweif ab. Kaum hatte ich von den Schmerzen dieſer Operation mich etwas erholt, als er anfing, mich tanzen und apportiren zu lehren. Alle die Peitſchenhiebe, die ich ihm ſelbſt bisweilen, im Vorbeireiten, aus Muthwillen gegeben, gab er mir jetzt hundertfach wieder. Ich konnt' es endlich nicht mehr aushalten, und lief an einem ſchönen Morgen mit meinen zugeſtutzten Ohren und Stummelſchwanz davon. Die Angſt trieb mich raſtlos mehrere Stunden fort, bis ich, am Eingang eines Dorfes, einen Haufen Holzſpähne gewahr wurde, und, um auszuruhen, da hinein ſchlüpfte. Aber ein Arbeiter hatte mich erblickt, ergriff mich, klemmte meinen Stummelſchwanz in ein zu dieſem Behuf geſpaltenes Stück Bret, und ließ mich wieder laufen. Ich ſchrie vor Schmerz und machte entſetzliche Sprünge. Der Kerl wollte ſich todt lachen. Ich ſchleppte mich eine Strecke fort, und wollte zwiſchen zwei Balken durchkriechen, ohne zu bedenken, daß wohl mein Körper, aber nicht meine hölzerne Schleppe hinreichenden Platz finden würde. Ich blieb ſtecken, zerrte, und — da ich einen Bullenbeißer in meiner Nähe brummen hörte — gab die Angſt mir Kräfte; ich ließ das Bret mit ſammt meinem Stummelſchwanz im Stiche. Der Bullenbeißer kam mir nach, ich rannte vorwärts; die Bauern in einer nahen Scheuer, als ſie mich, mit Schaum vor dem Munde, ſo hintaumeln ſahen, meinten, ich ſei ein toller Hund und ſchlugen mich todt."

»Meine Beſinnung erhielt ich augenblicklich unter den Flügeln eines Dompfaffen wieder, wo ich, nebſt drei

andern Jungen, eben aus dem Ei gekrochen war. Da beruhigte mich die Hoffnung, der menschlichen Grausamkeit zu entgehen, und, gleich meiner Mutter, ein freier Bewohner der Lüfte zu werden. Aber ehe ich noch fliegen konnte, fand ein Knabe das Nest und trug es nach Hause. Meine Brüder und Schwestern starben bald, ich wurde unglücklicherweise aufgefüttert, und mußte noch obendrein, wenn ich fressen wollte, singen wie der Knabe pfiff. Als ich das gelernt hatte, verkaufte er mich an ein schönes, junges Mädchen, welches mich in einen niedlichen Käficht sperrte, und mich täglich mit weißen Händen fütterte. Ich hatte den Sinn für weibliche Schönheit noch aus meinem Menschen-Stande mit herüber gebracht, gewöhnte mich also nach und nach an die süße Sklaverei, und vermißte fast nichts als das Vermögen, meine schöne Gebieterin zu verführen, wie ich einst die Bauerweiber verführt hatte. Vermuthlich hatte dieses Begehren eine neue Strafe verdient. Ein junger Herr besuchte eines Abends das hübsche Mädchen; es rühmte meinen Gesang, und bedauerte, daß es schon dunkel sei, weil ich bei Licht nicht sänge. Da gab er ihr den teufliſchen Rath, mir die Augen auszustechen, weil ich dann bei Nacht wie bei Tage singen würde. Sie that es am andern Morgen mit einer Stricknadel; ich entbehrte nun meine einzige Freude, sie zu sehen, und führte ein trauriges Leben, bis eine Katze mich fraß.»

»Darauf beseelte ich ein Postpferd. Verlange nicht, daß ich meine Leiden in diesem Stande dir schildern soll. Glücklicherweise dauerten sie nicht lange. Ein junger Offi-

zier, der die erste Nachricht von einer gewonnenen Schlacht, ich weiß nicht mehr wohin, bringen sollte, und, weil er in der Schlacht selbst nichts gethan, für die Botschaft eine reiche Belohnung erwartete, jagte mich todt.»

»Alsobald schwebte ich, zu meinem großen Vergnügen, als ein Schmetterling in der Luft umher. Trunken von dieser Freiheit und stolz auf mein buntes Gewand, ließ ich auf einer Nelke mich nieder. Da erschnappte mich flugs ein Schmetterlingsjäger, machte eine Nadel glühend und stieß sie mir durch den Leib. — Aber nun durchstrich ich als Hirsch mit stolzem Geweih die Wälder, bis ein großer Feldherr, müde vom Vergießen des Menschenblutes, zur Abwechslung Thiere martern wollte, und mich in seinem Park zu Tode hetzte.»

»Jetzt wurde ich ein Regenwurm, und wünschte mir Glück zu der Verwandlung, denn, dachte ich, unter der Erde werden die Menschen mich doch nicht aufspüren. Ach! ich irrte. Eine verdammte Schaufel brachte mich wider Willen an's Tageslicht. Ich wurde, nebst mehrern meines Gleichen, in einen Topf gethan und an den Bach getragen. Da sah ich, wie ein Fischer Einen meiner Gefährten, so lang er war, auf eine Angel spießte, um Aale mit ihm zu fangen. Ich hatte nicht lange Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen, denn bald traf die Reihe auch mich.»

»Darauf wurde ich als Krebs lebendig verbrannt; als Frosch lebendig geschunden; als kalekutischer Hahn zu Tode gepeitscht, damit ich besser schmecken sollte.

Ich wurde als Gans zwischen vier Breter gezwängt, daß ich mich nicht rühren konnte, um eine große Leber zu bekommen. Als Auster verschlang man mich lebendig; als Johannis-Würmchen steckten mich die Schönen in die Haare, bis ich langsam starb. Kurz, nur in meinem jetzigen Zustande erfreue ich mich seit einigen Wochen eines ruhigern Daseins.»

Gerade, als die Stimme bis hieher gekommen war, erblickte ich von ungefähr auf meiner Hand einen Floh. Ich ergriff ihn und hielt ihn an das Licht. »Ach!» seufzte der Floh, »ist das mein Dank?» — Er selbst war der junge Edelmann, der endlich, nach so harten Strafen, wieder in einen menschlichen Körper zurückkehrte, um nun auch mich für meine Sünden zu bestrafen; denn siehe da, der Floh wurde plötzlich zum schönen, eigensinnigen Mädchen, in welches ich mich auf der Stelle verliebte, und seitdem von ihren Launen mehr erdulde, als sie jemals während ihrer Wanderung erduldet hat. Nun wünsche ich dem Welten-Peiniger keine Verwandlung mehr in Hyänen oder Haifische, sondern, zur gerechten Vergeltung, ein eigensinniges Weib.

Fremde Sitten auf dem Throne.

Nichts entfernt mehr die Herzen der Unterthanen, als wenn ihre Beherrscher den Sitten des Volkes, unter welchem sie geboren wurden, fremde Sitten vorziehen, auch

wohl gar eine fremde Sprache reden. Ich bin in der That überzeugt, daß die wenige Anhänglichkeit, welche in den letzten, schrecklichen Zeiten manchem wackern Fürsten von seinen Unterthanen bewiesen worden; die Leichtigkeit, oder vielmehr Leichtfertigkeit, mit der sie ihre Regierer gewechselt haben; großentheils daher rühren, daß der alte Hof eben so wohl als der neue, für sie aus Fremden bestand, welche deutsche Sitten, deutsche Geradheit, deutsche Gelehrte, deutsche Kunstwerke u. s. w. verhöhnten, und es für gemein hielten, bei Hofe deutsch zu reden. — Die Erfahrung, wie sicher und schnell man dadurch die Volksliebe einbüßt, machte schon Kaiser Otto der Dritte. Er hatte treffliche Anlagen, die, besser ausgebildet, ihm einen Ehrenplatz unter den Regenten würden erworben haben; allein schon seine Mutter, Theophenia, eine fremde Fürstentochter, hatte ihm schiefe Grundsätze beigebracht. Ihn ekelte vor seinem eigenen Vaterlande. In einem Briefe an den berühmten Gerbert, nachmaligen Pabst Silvester II., sprach er von der sächsischen Grobheit, und rühmte an sich selbst griechische Feinheit. So wie in neuern Zeiten in Deutschland Alles französisch sein mußte, so damals Alles griechisch und römisch. Otto führte am Hofe ein neues Ceremoniel ein, speiste an einer Tafel ganz allein, und erlaubte sich noch viele dergleichen, die Deutschen befremdende Dinge. Er wollte sogar seine Residenz nach Rom verlegen, und hatte bereits eine Menge römisch-griechischer Ehrenstellen erschaffen. Zuletzt begehrte er auch noch eine griechische Gemahlin, starb aber, zwei und zwanzig

Jahre alt, ehe er ſeinen Zweck erreichte. Die Deutſchen betrauerten ihren gräciſirten Kaiſer nicht. Man muß ein Halbgott ſein, wie Friedrich der Große, um, trotz ſolcher Menſchlichkeiten, dennoch verehrt und geliebt zu werden.

Vom Luxus der Römer.

Luxus iſt im Grunde weiter nichts als Ueberfluß, oder Verbrauch des Ueberfluſſes zu überflüſſigen Dingen. Daher kann in Bauernhütten wie in Paläſten Luxus gefunden werden; immer nach den verſchiedenen Begriffen, welche, durch Erziehung, Gewohnheit oder Philoſophie, vom Ueberfluß gefaßt worden. Diogenes hielt ſchon einen Becher für Luxus, weil er aus der hohlen Hand trinken konnte; ein altdeutſcher Krieger hingegen hielt ſeines Feindes Schädel, in Silber oder Gold gefaßt, für ein nothwendiges Trinkgeſchirr; und einem orientaliſchen Schwelger ſchien ein einziger Onyx oder eine Perle zum Becher ausgehohlt eben noch kein Ueberfluß.

Zu allen Zeiten haben die Moraliſten gewaltig gegen den Luxus geſchrien, die Politiker hingegen ihn oft herausgeſtrichen. Jene meiſtens mit ſauertöpfiſchen Redensarten, die nichts bewieſen, dieſe mit kaufmänniſchen Rückſichten, die nichts taugten. Beide hatten Unrecht. Die Vertheidiger des Luxus ſagten: er vermehre die Bevölkerung. Aber — zu den Zeiten des höchſten Flors und Luxus der römiſchen Republik, war Italien, nach dem Zeugniß des

Livius, kaum halb so bevölkert, als da es noch in kleine Republiken, die keinen Luxus kannten, zerstückelt war.

Sie sagten ferner: er bereichere den Staat. Aber — es gab eine Zeit, wo Portugal einer der luxusreichsten Staaten und dennoch, trotz seines vortrefflichen Bodens, seiner günstigen Lage und seiner Kolonien minder reich war, als das luxusarme Holland bei seiner beschränktern Lage und einfachen Sitten.

Sie sagten ferner: der Luxus befördere den Umlauf des Geldes. Aber — in Frankreich war schon vor dreißig Jahren der Luxus sehr hoch gestiegen, und doch klagte man mit Recht über den Mangel dieses Umlaufes, da das Geld zwar häufig aus den Provinzen in die Hauptstadt, aber nicht wieder zurückfloß.

Sie sagten auch wohl: der Luxus mildere die Sitten. Das Gegentheil sieht man täglich.

Sie sagten: er begünstige die Fortschritte der Wissenschaften und schönen Künste. Man möchte fragen: welche Fortschritte hatten die schönen Künste bei den Sibariten, bei den Lidiern gemacht?

Sie sagten endlich: der Luxus vermehre unausbleiblich sowohl die Macht der Völker als das Glück der Bürger. Aber — die Perser unter Cyrus kannten wenig Luxus, und unterjochten die reichen Assyrier. Als darauf die Perser selbst das luxuriöseste Volk geworden waren, beugten sie den Nacken unter das Joch der armen Macedonier. Wilde Völker, ohne Luxus, zertrümmerten das römische Reich; stürzten den Thron der Kalifen.

Was das Glück der Bürger betrifft, so gewährt freilich der Luxus mehr Bequemlichkeiten und Vergnügungen, aber wie vielen? — der bei weitem geringsten Zahl.

Man sieht, die Geschichte kommt den Freunden des Luxus nicht zu Hilfe, aber eben so wenig dessen Feinden. Diese allzeitfertigen Bannstrahlenschleuderer behaupteten: eine außerordentliche Ungleichheit der Reichthümer sei jederzeit die Gefährtin des Luxus; Einige wenige schwämmen im Ueberfluß, während der große Haufe im tiefsten Elend seufzte. — Aber das ist auch nicht immer wahr. In Polen, wo die Sklaverei in ihrer scheußlichsten Gestalt erschien, gab es weniger Luxus, als in der Schweiz, wo das Volk im Ueberfluß lebte.

Sie behaupteten ferner: der Luxus opfere die nützlichen Künste den angenehmen auf, und verheere das Land, indem er die Menschen in die Städte locke. — Aber — die Lombardei und Flandern hatten und haben großen Luxus, zahlreiche, schöne Städte; dennoch ist das Land wohl bevölkert, der Ackerbauer wohlhabend. In Spanien hingegen, wo wenig Luxus herrscht, ist der Feldbau vernachläßigt.

Sie behaupteten: der Luxus entvölkere den Staat. — Aber — seit länger als einem Jahrhundert haben in England Luxus und Bevölkerung in gleichem Verhältniß zugenommen.

Sie behaupteten: der Luxus entnerve den Muth. — Waren die Römer unter Lucullus minder tapfer? — Er ersticke das Ehrgefühl und die Liebe zum

Vaterlande. — Hat jemals in Frankreich das Ehrgefühl sich glänzender gezeigt, als zu den luxuriösen Zeiten Ludwig des XIV.?

Was folgt aus alle dem? beide haben weder Recht noch Unrecht. Ein übertriebener Luxus ist in jeder Hinsicht verderblich, ein gemäßigter vortheilhaft. Wo aber die Grenzlinie zwischen dem zu viel und nicht zu viel gezogen werden müsse, das ist sehr schwer zu bestimmen, und hängt von den eigenthümlichen Verhältnissen eines jeden Staates ab. In staatswirthschaftlicher Rücksicht scheint mir der Grundsatz giltig: »Jeder Luxus, der die Produkte des eigenen Bodens oder eigenen Fleisses verbraucht, ist nützlich; so wie hingegen ohne Zweifel der Luxus schädlich wird, der nur fremde Produkte verzehrt.«

Doch es war nicht mein Wille, eine moralische oder politische Abhandlung über den Luxus zu schreiben, sondern ich wollte blos ein Wort vom Luxus der Römer sprechen, weil man jetzt so allgemein klagen hört: nie sei der Luxus so hoch gestiegen, als in unsern Tagen unter demjenigen Volke, welches die Römer gräßlich nachäfft; und leider auch in der Art, sich die Mittel zu einem ausschweifenden Luxus zu verschaffen. Aber dennoch irrt man sehr, wenn man glaubt, daß der Luxus der modernen Römer mit dem der alten auch nur entfernt zu vergleichen sei. Ich stelle einige Thatsachen zusammen. Seneca, Plinius, Valerius Maximus, Dio, Martial, Suetonius und eine Menge Andere, an deren Namen dem Leser wenig gelegen sein wird, sind meine Bürgen.

Reichthum ist die Mutter des Luxus. Die Römer waren weit reicher als ihre heutigen Nachahmer. Opicius besaß eine Million Sestertien*); Crispus, ein Bürger, und M. Crassus noch einmal so viel; Seneca sogar zweimal so viel, wie Tacitus bezeugt. Narcissus, und ein gewisser Augur, Cn. Lentulus, hatten Jeder vier Millionen Sestertien. Ein Mensch von sehr geringer Herkunft, Isidorus, zählte über vier tausend Knechte, drei tausend sechs hundert Joch Ochsen, zweimal hundert fünfzig tausend Stück allerlei Vieh, und hinterließ noch eine ungeheure Menge bares Geld. Dennoch hatte dieser Isidorus, während des Bürgerkrieges, von seinen Schätzen vieles eingebüßt. Es gab Leute, die ganze Provinzen besaßen und ihre eigenen Grenzen nicht kannten. Nur sechs Herren hatten sich, zu Nero's Zeiten, in das halbe Afrika getheilt. Auf solche Herren zielte Seneca**), als er ausrief: »O wie jämmerlich, wenn einer keine größere Freude kennt, als sein großes Schatzregister aufzuschlagen (patrimonii liber magnus); die weiten Räume zu erblicken, die er durch unterjochte Völker bearbeiten läßt; die zahllosen Heerden, die ihre Weide in Provinzen und Königreichen finden; das Hausgesinde zahlreicher als manche kriegerische Nation; die Privatgebäude weitläufiger als große Städte.«

---

*) Ein Sesterz war ein Viertelquentchen Silber. Allein dasselbe Wort, als ein Neutrum gebraucht, war so viel als ein tausend Sestertien, etwa ein und dreißig Thaler sächsisch.

**) De benef. L. 7. c. 10.

Man könnte fürwahr diese merkwürdige Stelle für eine poetische Uebertreibung halten, wenn nicht hundert andere Zeitgenossen deren Inhalt bestätigten. »Es ist so weit gekommen,« sagte derselbe Seneca, »daß sogar Verbannte einen Zehrpfennig mit auf den Weg nehmen, der sich höher beläuft, als vormals ein fürstliches Erbe.« — Kaiser Augustus beschränkte diesen letztern Mißbrauch; er befahl, daß ein Verbannter nicht mehr als zwanzig Knechte oder Freigelassene haben solle, und an Gelde nicht mehr als fünfmal hundert tausend Sestertien, etwa einmal hundert fünfzig tausend Thaler!

Wie sehr hatten sich die Zeiten geändert! Unter Romulus machten zwei Huben Landes einen reichen Mann, Niemand besaß mehr. So blieb es lange. Fast drei hundert Jahre nachher zeichnete sich der Dictator Cincinnatus durch den Besitz von vier Huben aus. Noch etwa zwei hundert Jahre später hatte Attilius Regulus deren sieben. Ja, nicht lange vor Errichtung der Monarchie bestanden die Einkünfte des ersten Senators Scaurus in kaum zehn tausend Thalern. — Dieser Maßstab galt überall. Eine gewisse Tatia, hieß es, bringe ihrem Manne einen gewaltig großen Brautschatz. Er bestand in ein tausend zwei hundert Thalern. — Der Senat steuerte die Töchter des großen Scipio aus, mit — ein tausend zwei hundert Thalern. — Eine gewisse Megullia erhielt den Beinamen dotata, weil sie zum Brautschatz die ungeheure Summe von — tausend Gulden empfing.

Hingegen schreibt Juvenal der Messalina schon fünfzigtausend Gulden zu; und so stieg es denn immer höher. Das Geld, aus allen Welttheilen zusammen geraubt, mehrte sich dermaßen, daß der Zinsfuß nach und nach von hundert Prozent auf drei herab sank. Natürlich stiegen dagegen die Landgüter außerordentlich im Werthe.

Eine ungeheure Verschwendung war die Folge dieser großen Reichthümer. Horaz erwähnt eines Tigellius, der in fünf Tagen fünfzig tausend Gulden durchbrachte. Martial macht sich über einen gewissen Cinna lustig, der, noch vor Ablauf eines Jahres, viermal hundert tausend Gulden verzehrt hatte. Milo vergeudete nicht blos sein Erbtheil, sondern noch drei und eine halbe Million Sestertien fremdes Geld; Apicius noch eine Million darüber, blos für seine Küche. — »Ich brauche zwölf und eine halbe Million Sestertien,« sagte der Dictator Cäsar, »um nichts zu besitzen,« das hieß nämlich, blos um seine Schulden zu bezahlen. Der Bau des Forums kostete ihn aber auch allein fünf Millionen. — Das war freilich noch nichts gegen die Bedürfnisse des Caligula, der in weniger als einem Jahre hundert fünf und sechzig Millionen brauchte. Wie machte er das? — Suetonius erzählt es:

»Er erdachte neue Bäder; unerhörte Zubereitungen von Speisen; trank die schönsten Perlen in Essig aufgelöst; setzte seinen Gästen goldene Brote vor; warf Geld unter das Volk, baute Ruderschiffe, deren Hintertheile mit Edelsteinen besetzt waren; die Segel bestanden aus den kostbar-

sten Zeugen; im innern Raume fand man Bäder, bedeckte Gänge, Speisesäle, sämmtlich mit Weinstöcken und Obstbäumen verziert; in solchen Schiffen umfuhr er mit Musik die kampanischen Vorgebirge. Wenn er Lustschlösser baute, so war sein Dichten und Trachten, etwas unmöglich scheinendes zu vollbringen; da wurden Dämme im tiefsten, brausendsten Meere aufgeworfen, Felsen gesprengt; Thäler in Berge, Berge in Thäler verwandelt; und Alles mußte schnell, schnell fertig sein, jede Versäumniß wurde mit dem Tode bestraft.» — Auf diese Art ist freilich sehr begreiflich, daß er jenes Sümmchen in weniger als einem Jahre durchbringen konnte. — Aber nicht den Kaiser allein plagte diese Verschwendungswuth, auch die Bürger suchten es so viel als möglich ihm gleich zu thun. Seneca erzählt: Mit dem Schmuck des Körpers habe man angefangen, dann sei die Reihe an die Wohnungen gekommen, und habe endlich die Schmausereien getroffen.

Ich will von jeder dieser Luxusarten die auffallendsten Beispiele anführen. Eine glatte Haut, ein geschminktes Gesicht (auch die Männer schminkten sich), ein schwankender, nachlässiger Gang; diese drei Stücke gehörten zum guten Ton. Selbst Julius Cäsar hielt mehr auf seinen Körper als einem Helden geziemt, ließ sich sehr oft die Haare abschneiden, abscheren und sogar ausraufen, und trug seinen Lorbeerkranz sehr gern, um den Kahlkopf zu verbergen. (Ach! man verbirgt heutzutage wohl noch ganz andere Dinge unter dem Lorbeerkranze!) Er trug auch einen ungewöhnli-

chen, bebrämten Purpurrock, mit Ermeln, die bis an die Hände reichten.

Die jungen Herren machten aus ihrem Haar mit großer Sorgfalt ein Lockengebäude, das sich stufenweise erhob; sie salbten sich; glätteten und rieben ihre Gesichter mit weichen Brotkrumen, ahmten die zarte Weiberstimme nach, und gaben, mit Einem Worte, den Epigrammen-Dichtern ihrer Zeit sehr reichlichen Stoff zu Spöttereien. Die Kleider wurden zu Hause unter einer Presse gehalten, damit sie immer glänzend blieben. Ihre Garderobe war sehr zahlreich. Ein Prätor, der ein Schauspiel geben wollte, bat eines Tages den Lucullus, ihm für die Choristen einige Kleider zu leihen. Wie viele brauchst du? fragte Lucullus. Der Herr Prätor war so unverschämt, sich nicht weniger als hundert auszubitten, und Lucullus ließ ihm zweihundert geben. Die Elegants wechselten ihre Kleider sehr oft während eines einzigen Gastmahls. Auch in die Bäder nahmen sie immer ein Dutzend Gewänder mit sich. Es gab Oberkleider oder Regenmäntel, die man mit drei hundert Thaler bezahlte.

Die Bänke, auf welchen man um die Tafel lag, wurden gleichfalls ein Gegenstand des ausschweifendsten Luxus. Einem gewissen Capito warf Metellus Scipio vor, daß er eine babilonische Speisebank für vier und zwanzig tausend Thaler verkauft habe. Nero kaufte nachher dieselbe für mehr als eine Million Thaler. Das scheint fast unglaublich, aber Plinius hat es erzählt. Zwei Eigenschaften bewirkten den ungeheuren Preis: die Farbe, Purpur, und

die Materie, Seide. Ein Pfund Purpur galt anfangs zwanzig Gulden, zuletzt zwei hundert. Von der Seide rief Seneca aus: »Ich habe seidene Kleider gesehen, wenn ich sie anders Kleider nennen darf, die den Körper gar nicht, und noch weniger die Schamhaftigkeit beschützen. Sie sind so durchsichtig, daß ein Frauenzimmer darauf schwören muß, sie sei nicht nackend.«

Und doch waren diese Kleider nur halbseidene, denn die ganz seidenen kamen erst unter Heliogabalus auf. — Der Schmuck der römischen Damen an Perlen, Smaragden und dergleichen stieg so hoch, daß man für zwei Millionen eben noch nicht außerordentlich geputzt war. Seneca wirft ihnen vor, daß sie Ohrgehänge trügen, die so viel werth wären, als das ganze Vermögen eines wohlhabenden Hauses. Freilich kaufte Julius Cäsar der Servilia (der Mutter des Brutus, die er vorzüglich liebte) eine einzige Perle für dreimal hundert tausend Gulden ab. Ein einziges Paar sehr gleiche Perlen der Kleopatra wurden auf fünfmal hundert tausend Gulden geschätzt. Nach und nach reihte man der Perlen immer mehrere zusammen, und verlängerte die Ohren durch deren Gewicht. Man fügte auch Smaragden und andere Edelsteine hinzu.

Auch Hals und Arme wurden mit Perlenschnüren, Bändern und Ketten umwunden, von welchen die Kirchenväter Hieronymus und Tertullian mit frommer Abscheu versichern, jener, daß eine einzige Schnur den Werth mehrerer Dörfer aufwiege; dieser, daß sie fünfzig tausend Gul-

den koſte, und daß ganze Wälder und Inſeln kaum ein Halsband bezahlen.

Ringe wurden auf allen Fingern getragen, von Männern und Weibern, ja ſogar die Glieder jedes Fingers waren damit verziert. Als der Senator Nonius vom Antonius verbannt wurde, nahm er einen einzigen Ring mit, eine Million Gulden am Werth. — Auch Gürtel, Degen, Gehänge und Scheiden ſah man mit koſtbaren Steinen geſchmückt. Die Schuhbänder waren von Gold mit Edelſteinen beſetzt. Man wandelte auf Perlen. Sonnenſchirme und Fächer ſchimmerten von Golde. »Die Töchter der Freigelaſſenen,« rief Seneca aus, »verſchwenden jetzt mehr an Einem Spiegel, als der ganze Brautſchatz betrug, den einſt der Senat den Töchtern des Scipio verwilligte.«

Ohne Begleitung von acht bis zehn Bedienten konnte man ſich nicht mit Anſtand im Publikum zeigen. Das war noch ein ſehr beſcheidenes Gefolge, nur Advokaten begnügten ſich damit. Andere erſchienen von fünfzig und mehr Bedienten umgeben. Horaz erzählt vom Tigellius, er habe deren oft zwei hundert hinter ſich hergeſchleppt. Noch andere hatten zehn tauſend, zwanzig tauſend und noch mehr Knechte, nicht um Vortheils willen (wie Athenäus bezeugt), ſondern blos, um im Publikum mit größerem Pomp zu erſcheinen. Dies zahlreiche Gefolge trat auch nicht etwa zerlumpt einher (wie bisweilen die Diener-Scharen der ruſſiſchen Großen) ſondern Alles glänzte und ſchimmerte. Das ſchöne Geſchlecht wetteiferte mit den Männern in dieſem Prunke. Marcellinus zum Beiſpiel erzählt: »Mit welchem

Gefolge durchſtreichen viele Matronen mit bedeckten Häuptern und Sänften alle Straßen der Stadt. Gleich erfahrnen Feldherren, die zuerſt die dichteſten Haufen dem Feinde entgegen ſtellen, dann leichter Bewaffnete, dann die Schleuderer, und endlich die Hilfsvölker; ſo ſind auch die Führer eines ſolches Zuges emſig bekümmert, wie ſie Alles in die Ordnung fügen wollen. Da ſtellen ſie zuerſt das ganze Weber-Perſonale an die Spitze; dann folgt das Küchendepartement; dann der vermiſchte Dienerhaufe, zu dem ſich alle Müßiggänger aus der Nachbarſchaft geſellen, und endlich die Menge der Verſchnittenen, mit bleichen, verzerrten Geſichtern.“ — Auch der heilige Hieronymus ſpricht von einem ganzen Heere von Verſchnittenen, unter denen beſonders die Narren (moriones) theuer bezahlt wurden, bisweilen mit tauſend Gulden, da man hingegen einen vernünftigen Knecht um drei hundert kaufen konnte.

Wenn die Damen ſchon außer dem Hauſe einen ſolchen empörenden Luxus trieben, ſo iſt leicht zu errathen, daß ſie in ihren Häuſern nicht wenig prunkten. Einen Hausrath, der eben noch nicht unter die koſtbaren gehörte, ſchätzte Martial auf dreimal hundert tauſend Thaler. Ein einziges Beil, vermuthlich von Gold, wurde mit einmal hundert zwanzig tauſend Thaler bezahlt. Küchengeſchirre, Tiſche, Wagen ſogar waren von Silber. Es gab ſilberne Gefäße, die hundert Pfund wogen. Ein gewiſſer Druſillanus, ein Knecht des Kaiſers Claudius, ſetzte die Vorkoſt in fünfhundert ſolchen ſilbernen Gefäßen auf, zu deren Verfertigung eine eigene Fabrik war erbaut worden. Andere

hatten acht hundert silberne Schüsseln, noch weit schwerer an Gewicht. Bald blieb es nicht mehr beim Silber allein, es wurde Gold hinzugefügt. Goldene Henkel oder eingelegte Figuren. Endlich bediente man sich des Goldes allein, und machte sogar Nachttöpfe daraus, bis Tiberius diese Herabwürdigung verbot, und die goldenen Gefäße blos dem Gottesdienst weihte.

Plinius erzählt: So viel Silber als ganz Carthago, diese Nebenbuhlerin um die Weltherrschaft, durch die Siege des Scipio Africanus besessen, so viel Silber sei jetzt zu Rom blos an Tischgefäßen. Dabei trank man aus Bechern von Onyx, Perlmutter, zierlich verarbeiteten Gold und Silber, deren Füße mit Smaragden und Edelsteinen verziert. Aber diese herrlichen Becher hatte man auch so lieb, daß man zu jedem Gaste einen Wächter stellte, damit keiner gestohlen würde. (Siehe Juvenal's fünfte Satyre.) Manche Becher waren aus einem einzigen Edelstein geschnitten, und ruhten auf goldenen Füßen. Bestand die Materie blos aus Silber, so suchte man durch die Größe den Werth zu erhöhen; der Censor Fabricius beschuldigte seine Kollegen im Senat, daß er eine Schale habe, die über zehn Pfund wiege; folglich achtzehn tausend Thaler kostete. Der Redner Crassus besaß zwei Weinbecher von gleichem Werthe. — Noch theurer als Gold und Silber wurden die aus Myrtenholz verfertigten Geschirre bezahlt, nämlich mit vier und zwanzig tausend Thaler; und der sterbende Petronius zerschlug ein solches Gefäß, damit es nicht in Nero's Hände fallen sollte. — Am kostbarsten war Kristall, denn eine Hausmutter, die,

wie Plinius versichert, nicht einmal reich war, kaufte ein krystallenes Gefäß für fünf und vierzig tausend Thaler. Daß man keinen geringen Luxus mit den Leuchtern trieb, ist zu vermuthen. Plinius erzählt von einem Manne, der sich nicht geschämt habe, einen Leuchter um so hohen Preis zu kaufen, als der ganze Gehalt eines Militär-Tribuns betrage, das hieß also, um fünfzehn tausend Thaler.

Große, runde Tische von Gold, Silber, Citronenholz, die oft von Geschlecht auf Geschlecht vererbt wurden, hatten Füße von Elfenbein, kunstreiche Thiergestalten. War das Citronenholz sehr maserig, so stieg der Preis ungeheuer, bis auf fünfzig tausend Gulden, und solche Tische hatte man bisweilen bei hunderten. Z. B. Annius besaß deren fast drei hundert, wie Martial behauptete. Dies fleckichte Holz blieb stets höher im Werthe als Gold.

Die Betten mußten recht groß sein, die Füße von Onyx. Gold und Silber wurde gleichfalls daran verschwendet. Ein Sklave, der eine Silberplatte von Caligula's Ruhebett stahl, wurde sogleich dem Henker übergeben. Bald machte man sie ganz von Silber, und endlich schaffte sich Pollio, ein römischer Ritter, gar Eines von lauterm Golde an.

Die Wagen waren anfangs von Erz, dann von Elfenbein, endlich von Silber, und zwar so häufig, daß Severus genöthigt wurde, deren Gebrauch durch ein Gesetz blos den Senatoren zu verwilligen. Dies Gesetz wurde aber nicht lange beobachtet. Es blieb nicht einmal beim Silber, man vergoldete es, uud verzierte es mit Edelsteinen. Je höher der Wagen, je vornehmer dessen Besitzer. Natürlich

mußten solche Wagen auch prächtig angespannt werden; goldenes Geschirr bedeckte die Maulthiere. Wenn Nero reiste, so führte er tausend Wagen mit sich, und seine Maulthiere waren mit Silber beschlagen, die seiner Gemahlin Poppea sogar mit Gold.

Jetzt laßt uns die Wohnungen dieser Schwelger betreten. Da schimmerte Alles von Marmor und Gold; die Mauern, Säulen, Fußböden u. s. w. Ein gewisser Mamurra war der Erste, der sein ganzes Haus mit Marmor inkrustirte. Nach der Unterjochung Carthago's wurden die Plafonds im Capitol zum ersten Mal vergoldet; bald aber ging auch dieser Luxus in die Privathäuser über. »Wir leben,« rief der heilige Hieronimus, »als sollten wir morgen sterben, und bauen, als sollten wir ewig leben. Wände, Plafonds und Säulen schimmern von Golde.« — Tertullian erzählt auch von kostbaren, in Tyrus verfertigten Tapeten.

Des Säulenschmucks bediente man sich sehr häufig. Nicht selten wurden mehrere hunderte an einem einzigen Gebäude gesehen. Oft wurde jedes Gebäude durch einen Springbrunnen erfrischt.

Der Umfang der Wohnungen war ungeheuer. Ein Alter klagt, daß der Palast des Augustus gerade so viel Raum eingenommen, als vormals das ganze Landgut des Cincinnatus. Unter Nero besaßen Einige von den Knechten dieses Wüthrichs Fischteiche, die halb so groß waren. Und Plinius ruft aus: »So haben die nicht gewohnt, welche dieses Reich gegründet; sie gingen vom Pfluge oder Herde zu Triumphen, und ihre Aecker waren kleiner, als jetzt die

Zimmer ihrer Enkel.» Darum vergleichen auch Salluſt und Seneca die Häuſer mit ganzen Städten. Nicht blos in die Länge und Breite, ſondern auch in die Höhe wurden die Gebäude über die Gebühr ausgedehnt. Petronius baute, nach Juvenal's Zeugniß, ein Haus, das höher war als die Tempel des Herkules und der Fortuna, Poſides ein anderes, das noch über das Capitolium hervor ragte.

Obſtgärten und Luſthaine waren in den Ringmauern ſolcher Wohnungen eingeſchloſſen, befanden ſich auch wohl auf den Dächern. Die Obſtbäume ſtanden in großem Werth. Ein einziger Apfelbaum warf ſeinem Beſitzer jährlich hundert Gulden ab. Das war wahr, wie Plinius ſagt, als unſere Väter aus ihren Landgütern zogen. Hier iſt nur von gemeinen Bäumen die Rede, aber ſie hatten deren auch ſeltene zur Pracht und zum Vergnügen, zum Exempel den Lotus. Valerius Maximus erzählt: Domitius habe ſeinem Kollegen Craſſus vorgeworfen, daß er ſeinen Porticus mit hymetiſchen Säulen verziert habe. — »Wie hoch ſchätzeſt du mein Haus?» fragte Craſſus. Antwort: ſechzigmal hundert tauſend Seſtertien. »Und um wie viel wirſt du es geringer ſchätzen, wenn ich zehn Sträucher (arbusculos) heraus haue?» — Um dreißigmal hundert tauſend Seſtertien. — Alſo koſteten dieſe zehn Bäumchen einmal hundert fünfzig tauſend Gulden.

Der Palaſt des Clodius, der von Milo ermordet wurde, koſtete eine Million einmal hundert tauſend Gulden. Vermuthlich waren keine von jenen Bäumen darin, denn ſonſt würde er noch weit höher geſchätzt worden ſein. —

Hirtius zog jährlich blos aus den Gebäuden, die seine Fischteiche umgaben, sechsmal hundert tausend Gulden.

Dieser Bau-Luxus verbreitete sich außerordentlich schnell. Unter dem Konsulat des Lepidus und Catulus, neun und zwanzig Jahre vor Julius Cäsar, war das Haus jenes Lepidus das schönste in Rom, und fünf und dreißig Jahre nachher gab es schon hundert Häuser daselbst, die schöner waren als das seinige. Ich schweige von Nero's goldenem Hause, welches bekannt genug ist.

Und wie wurde in solchen Wohnungen geschmauset? — Welch' ein Schwarm von Dienern erwartete die Gäste! »Wie drängt sich alles um den Feuerherd!« seufzt Seneca. »Ich gehe vorüber an den Herden von unglücklichen Knaben, auf die nach geendigtem Schmause, im Schlafzimmer noch eine andere Schmach wartet. Ich gehe vorüber an den Scharen von Erwachsenen*), die nach Nationen und Farben eingetheilt sind, alle gleich glatt, alle den ersten Pflaum um's Kinn von gleicher Länge, alle einerlei Haar, damit derjenige, der schlichtes Haar hat, ja nicht mit dem Krauskopf vermischt werde. Ich gehe vorüber an den Scharen von Fischern und endlich von Bedienten, die, auf ein gegebenes Zeichen, die Speisen auftragen. Guter Gott! wie viele Menschen setzt ein einziger Magen in Bewegung!«

*) Exoletorum. Man weiß, welchen schmutzigen Nebenbegriff die Alten mit diesem Worte verbanden.

Wie viel koſtete nun wohl ein ſolcher Schmaus? — Ein bloßes Frühſtück, oder ſo etwas dergleichen, womit Lucullus den Cicero und Pompejus bewirthete, koſtete zehn tauſend Gulden. Vitellius gab keine Mahlzeit unter zwanzig tauſend. Ein officieller Schmaus, beim Antritt eines Amtes, konnte auch von den frugalſten Männern nicht unter einmal hundert fünfzig tauſend Gulden beſtritten werden. Manchem koſtete es noch einmal ſo viel. Wenn Lampridius nicht übertreibt, ſo verzehrte Heliogabalus bei jeder Mahlzeit fünfmal hundert tauſend Gulden, und oft noch ſehr viel mehr. Da wurde freilich eine einzige Tracht Speiſen mit fünfzig tauſend Gulden bezahlt. Der Satyriker Juvenal rügt, daß man bei einer einzigen Mahlzeit ein ganzes Erbe vergeude. Anfangs hatte man nie mehr als zwei Trachten, bald ſtieg es auf ſieben, und Heliogabalus ließ gar zwanzig aufſetzen. Unter dieſen war denn bisweilen eine einzige Schüſſel, die dreißig tauſend Gulden koſtete. Und wer konnte eine ſolche Schüſſel bezahlen? der Schauſpieler Aeſop, nach Plinius. Damals ging alſo wenigſtens die Kunſt nicht nach Brot.

Und was lagen denn nun für herrliche Leckerbiſſen in einer ſolchen Schüſſel? — nichts weiter als ſeltene Singvögel, an denen natürlich ſehr wenig zu eſſen, und die auch wohl nicht beſonders ſchmackhaft waren. Man nannte ſie Feigendroſſeln und bezahlte das Stück mit dreihundert Gulden. Der Gaumen wurde alſo blos durch den Gedanken gekitzelt, welche große Summe Geldes man mit jedem Biſſen in den Mund ſtecke; ſo wie man von dem

sächsischen Hofnarren, Professor Taubmann, erzählt, daß er einst für hundert Thaler Holz auf einmal in den Ofen gesteckt, und doch nicht warm dabei geworden. Es war nämlich eine Kremoneser Violine. — Dem Vitellius kostete eine einzige Schüssel gar fünfzig tausend Gulden, und es wurde zu deren Zubereitung ein eigener Ofen im Felde erbaut. Er nannte sie den Schild der Minerva. Sie war gefüllt mit Lebern von Meerbrachsen, Gehirn von Fasanen und Pfauen, Zungen von Flammingo's, Milcher von Muränen; lauter Leckerbissen, die weit über's Meer hergebracht wurden. Vitellius hatte aber auch einen vortrefflichen Appetit, und wenn er nicht mehr essen konnte, so gab er das Genossene wieder von sich. Sein Bruder bewirthete ihn einst mit zwei tausend Fischen und sieben tausend Vögeln von den seltensten Arten. Daß bei dieser Liebhaberei am Schmausen die Köche, die anfangs nicht mehr galten als ein gutes Pferd, zu ungeheuren Preisen stiegen, ist begreiflich. — Fische waren ein Hauptgegenstand des Gaumen-Luxus. Julius Cäsar ließ bei seiner Triumphmahlzeit sechs tausend Muränen aufsetzen. Sie wurden nach dem Gewicht geschätzt, und es war ein edler Zeitvertreib der Gäste, sie bei der Tafel zu wiegen. Eine Menge Notarien mußten dabei stehen, und beglaubigte Instrumente über das miraculöse Gewicht ausstellen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine merkwürdige Stelle des Seneca anzuführen. »Wie unglaublich sind die Werke der Schwelgerei! wie oft wird die Natur belogen oder besiegt! Die Fische, in Behältern schwimmend, wer-

den unter der Tafel selbst gegriffen und sogleich auf die Tafel gebracht. Man zeigt sie in gläsernen Geschirren; man bemerkt mit Vergnügen, wie der Tod ihre Farben nach und nach verändert, man würgt sie lebendig u. s. w.» — — Gleich der Muräne wurde auch die Seebarbe (mullus) geschätzt, und mit mehreren hundert Gulden das Stück bezahlt. Der Muräne, oder auch dem Stör (acipenser) widerfuhr die Ehre, daß man ihn gekrönt auf die Tafel trug, unter musikalischer Begleitung.

L. Crassus, ein Mann, der das Censoramt bekleidet hatte, schämte sich nicht, eine Muräne, die in seinen Fischteichen gestorben war, bitterlich zu beweinen.

Austern und Meerigel waren gleichfalls sehr beliebt. Feinzüngler wußten gleich beim ersten Anbiß, woher die Austern, und beim ersten Blick, wo die Meerigel gefangen worden. Je größer die Austern, je besser. Sie wurden bei der Tafel aufgemacht. »O der arme Kranke!» ruft Seneca aus: »warum? — weil er die Austern aus dem Lucriner See nicht bei Tische öffnen kann.» — Ein gewisser Sergius Orata war der erste, der zu Bajä die Austerbehälter miethete, und den noch jetzt vortrefflichen Lucriner Austern den Vorzug vor allen andern zusprach.

Wie hoch den Römern ihre Fischteiche zu stehen kamen, ist leicht zu berechnen, wenn man den Preis eines dieser Fische kennt, und weiß, daß deren Tausende gehalten wurden. Varro sagt: die Fischteiche werden mit großen Kosten erbaut, mit großen Kosten gefüllt, mit großen Kosten unterhalten. Hirtius verschwendet jährlich

sechsmal hundert tausend Gulden daran. Viele Fische hatten ihre eigenen Namen, und schwammen gehorsam herbei, wenn sie zum Futter gerufen wurden. Desertirte Fische verfolgte man durch Spione.

Unter den Vögeln behaupteten besonders die Kramms-vögel den Ruf der Leckerhaftigkeit. Nach Varro wurden ihrer fünf tausend aus einem einzigen Vogelhause für drei hundert Gulden verkauft. Dem Ausidius brachten seine Pfauen jährlich noch weit mehr ein. Jedes Pfauenei kostete einen Gulden, ein paar Tauben zehn Gulden, und oft weit mehr. Denn nach Varro's Zeiten bezahlte man sie mit zwei hundert Gulden. Da die Consumtion aller dieser Vögel so ungeheuer stieg, so wurden auch, um sie in hinreichender Menge zu erziehen, Vogelhäuser angelegt, die größer waren als vormals ganze Landhäuser. Dennoch gab es noch eine unzählige Menge von Jägern und Vogelstellern.

So viel vom Luxus der Lebendigen. Aber auch im Tode entsagte man der Verschwendung noch nicht. Im alten Rom war es freilich anders. Menenius Agrippa starb so arm, daß das Volk sechs hundert Gulden zusammen schoß, um ihn zu begraben. Dasselbe geschah bei dem Tode des Valerius Publicola, wo die Dankbarkeit des ganzen römischen Volkes nicht mehr als einige tausend Thaler zu dessen Begräbniß aufbrachte. Hingegen wurden schon auf Sylla's Scheiterhaufen zwei hundert zehn Tragbahren voll wohlriechender Gewürze geworfen. Bei dem Leichenbegängniß der Poppäa verschwendete Nero

mehr Zimmt und Caſſia, als ganz Arabien in einem Jahre liefern konnte. Plinius ſchätzt, was Indien zu dieſem Behuf nach Rom lieferte, jährlich auf fünf Millionen. Nun nehme man noch hinzu, wie viel die Scheiterhaufen ſelbſt zu erbauen koſteten; wie viele koſtbare Gewänder, Gold, Silber und Edelſteine man hinein warf; wie reichlich man das Volk bewirthete; die Fechterſpiele, die Denkmähler, die Freilaſſungen — wie oft mußten da, um der leidigen Ehre willen, die Erben ſich gänzlich ruiniren. Ein gewiſſer Iſidorus, ein gemeiner Bürger, verordnete, daß ſein Begräbniß fünfmal hundert fünfzig tauſend Gulden koſten ſollte. Anteros, ein Freigelaſſener, und nachmals einer von den ſechs Männern, (Sevir) vermachte ſeinen Kollegen zu einem jährlichen Schmauſe fünfzig tauſend Gulden. Nero's Begräbniß koſtete zehn Millionen.

Aus alle dem laßt uns den leidigen Troſt ſchöpfen, daß, wenn auch der Luxus in unſern Tagen noch zehnmal höher ſteigen ſollte, dennoch nichts neues unter der Sonne geſchieht.

TAYLOR INST. - OXFORD

Reiſe-Abenteuer.

(Ein kleiner Roman, dem Engliſchen nachgeahmt.)

Vor mehrern Jahren — denn aus der heutigen Welt darf man nichts erzählen — hatte ein gewiſſer Baron Blank, ein liebenswürdiger Bruder liederlich, mit Andern

seines Gelichters ein ziemlich großes Vermögen durchgebracht, war dann aus Noth in holländische Dienste getreten, nach Batavia gegangen, dort vernünftig geworden, und kam endlich zurück mit einer wohlfeil gekauften Ladung Kaffee und einem theuer bezahlten Schatz von Erfahrungen. Jene verhandelte er so vortheilhaft und diesen benutzte er so klüglich, daß er an beiden zeitlebens genug hatte. Er legte sein erworbenes Vermögen auf Leibrenten, und wollte nun in Ruhe leben. Aber es ist thöricht, wenn Menschen, an Thätigkeit verwöhnt, sich einbilden, es werde ihnen wohl thun, in Ruhe zu leben. Das ist eben so viel, als wollte man eine Uhr nicht mehr aufziehen; der Staub setzt sich in die Uhr, die Langeweile in den Menschen, und die Langeweile ist ein fressender Staub. Das empfand auch Blank sehr bald. Um sich zu zerstreuen, beschloß er, seine Jugendfreunde wieder aufzusuchen, von welchen Allen er seit zwölf oder fünfzehn Jahren nichts gehört hatte. Eigentliche Freunde erwartete er wohl nicht zu finden, aber es waren doch lauter lustige Brüder, mit denen er sich der fröhlichen Thorheiten erinnern konnte, deren man gewöhnlich, schon längst zur Vernunft gekommen, sich noch ganz gern erinnert; denn es geht den Männern mit ihren Jugend-Jahren, wie den Weibern mit ihrer Jugend-Schönheit, sie hören immer noch gern davon reden.

Zuerst erkundigte er sich nach dem Baron Fritz Hummel, der ihm einst eine Schöne entführen helfen, zweimal sein Sekundant gewesen, und einmal sogar Spielschulden

für ihn bezahlt hatte. Man sagte ihm, er besitze ein kleines Landgut in der Gegend von Kölln. Blank eilte dahin.

Es war schon gegen Abend, als er von ferne zwischen italienischen Pappeln ein Landhaus erblickte, dem ein rothes Dach und grüne Jalousien vor den Fenstern ein freundliches Ansehen gaben. Er fuhr auf einen grünen, mit Stacketen ziemlich eingefaßten Hof. Eine schöne, junge Frau, sehr einfach und sauber gekleidet, saß vor der Thür, ein Kind von etwa vier Jahren im Lesen unterrichtend. Als sie den Fremden gewahr wurde, stand sie auf, trat ihm mit freundlichem Anstand entgegen, und fragte, wen er suche? — Den Baron Fritz Hummel.

»Mein Mann ist nicht zu Hause.«

Er war mein Jugendfreund.

»O so werden Sie ihm sicher willkommen sein. Treten Sie herein. Er ist auf der Jagd und wird nicht lange weilen.«

Blank trat in das nette Häuschen, fand nirgends Luxus, doch überall Reinlichkeit und Bequemlichkeit, und die schöne, anspruchlose Wirthin entzückte ihn. Fast hatte er schon bei ihr vergessen, warum er gekommen war, als Fritz Hummel mit einem Paar geschossener Rebhühner in das Zimmer trat. Die heiße ostindische Sonne, Jahre und Sorgen, hatten das Gesicht seines Freundes geschwärzt und gefurcht, er erkannte ihn nicht gleich. Doch kaum hatte sich Blank genannt, als Jener ihn mit ausgelassener Fröhlichkeit in seine Arme drückte, und in wenigen Minuten das ganze Register ihrer Jugendsünden mit ihm durch-

lief. »Du siehst,« sagte Hummel, »ich bin noch ganz der Alte, nur etwas vernünftiger bin ich geworden, und das verdanke ich meiner Julie. Viel war nicht mehr aus mir zu machen, aber das wenige, was ich nun bin, hat ihre Liebe großmüthig aus mir geschnitzt.« — Er schüttelte Julien bei diesen Worten die Hand, und sah ihr mit einer Art von Wehmuth in's Gesicht. Sie drückte mit einem zärtlichen Blicke seine Hand an ihre Brust.

Man setzte sich zur Tafel. »Kannst du noch trinken, Herr Bruder? Julie hat mir das Trinken abgewöhnt; aber keine Regel ohne Ausnahme; heute muß getrunken werden.«

Das meinte Blank auch, und hatte zu diesem Behuf einige von ihm selbst an Ort und Stelle gekaufte Bouteillen echten Kapwein mitgebracht. Die Herren wurden immer lauter, immer lustiger. Julie zog sich in ihre Kinderstube zurück.

»Herr Bruder,« sagte Blank, »du hast ein schönes, herrliches Weib. Sie soll leben!«

»Ja, sie soll leben,« rief Hummel, das Glas leerend, und seine Augen glänzten.

»Erzähle mir,« fuhr Jener fort, »wie bist du Sünder zu dem Engel gekommen?«

Einem Jugendfreunde gegenüber, bei einem Glase Kapwein ergießt das Herz sich leicht. Hummel erzählte, was er nicht einem Jeden vertraut haben würde.

»Du weißt, ich bin ein alter Edelmann, hatte ein ziemlich großes Vermögen, und folglich das Recht, nichts

auf der Welt zu lernen. Ich diente dennoch einige Jahre unter der Garde, wo ich ſchnell begriff, wie man ein Pferd tummeln, einen Pfeifenkopf braun rauchen, und ein neues Schauſpiel austrommeln muß. Daß auch die hübſchen Weiber ſich meiner annahmen, iſt dir bekannt. Sie vollendeten meine Erziehung. Ich war ein vollkommener Taugenichts, nebenher auch ein Händelſucher um der Ehre willen; das trieb mich aus dem Dienſte, denn du mußt wiſſen, daß in Europa nur die Großen Händel ſuchen dürfen, weil ſich Andere für ſie ſchlagen müſſen. Ich hatte einem Vetter des Miniſters ein Stück vom Ohr weggehauen. Eigentlich wäre an ſeinem ganzen Kopfe nichts verloren geweſen, aber ſein Herr Onkel nahm die Sache krumm. Ich mußte entweichen. Das begab ſich gerade zu einer Zeit, wo auch mein Vermögen auf die Neige ging. Ich ſtellte zum erſten Mal vernünftige Betrachtungen an; mir war nicht wohl zu Muthe. Glücklicherweiſe hatte ich eine alte Tante in Kölln; glücklicherweiſe lag ſie gefährlich krank darnieder, und ließ mir ſchreiben, ich möchte eilig kommen, um ihr die Augen zuzudrücken und ihre reiche Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Ich flog nach Frankfurt am Main.

Theils aus erzwungener Sparſamkeit, theils um der luſtigen Geſellſchaft willen, ſetzte ich mich dort auf das ſogenannte Marktſchiff, und fand was ich ſuchte. Mein erſter Blick fiel auf ein junges, verliebtes Pärchen, einen langen, blonden Jüngling, aber ſo lang, daß man meinte, der Wind werde ihn zerknicken, und ſo blond wie gebleichter Flachs. Das Mädchen hingegen — nun, das Mädchen

war wunderschön, und so blöde, als schäme es sich seiner Schönheit. Die großen blauen Augen schlug sie nur nach ihrem blonden Ritter auf, für die ganze übrige Welt blieben sie verriegelt.

Ferner war da eine feiste Krämersfrau, Madame Rothbock — ein junger Mensch, der bleich und kränklich aussah, und ich weiß nicht in welches Bad reisen wollte — endlich noch ein kurzer, dicker Rath mit kleinen blitzenden Augen, Inhaber eines am Rhein gelegenen, schönen Landgutes.

Gleich in der ersten Viertelstunde kannt' ich meine Gesellschaft so ziemlich; besonders war mir klar, daß das schöne junge Mädchen eine liebliche Schlingpflanze sei, die sich an die blonde Hopfenstange schmiegte. Ich hielt mich daher vor allen Dingen an den jungen Herrn, der in die Welt hinein schaute wie ein neugebornes Kalb. Ehe eine Stunde verging, hatte ich sein ganzes Vertrauen gewonnen.

Herr Fink war ein Muttersöhnchen, hatte allerlei werden sollen, und war nichts geworden, ausgenommen Mitglied eines Liebhabertheaters, wo er Stühle setzte und Briefe trug. Dieses Theater verehrte als Directrice eine gewisse Frau von Murriband, eine reiche Dame, auch noch ziemlich hübsch, und wer sie auf der Bühne sah, hätte schwören sollen, sie sei nicht älter als zwanzig Jahre. Darum ließ sie sich auch sehr gern auf der Bühne sehen, und triumphirte dort über ihre hübsche Nichte, ein armes Fräulein, dem sie das Gnadenbrot sehr ungnädig gab; ine arme Verwandte und vermuthlich Erbin, wenn sie

ſelbſt kinderlos ſterben ſollte, wozu ſie noch gar keine Luſt bezeigte.

Julie zählte kaum ſechzehn Jahre und war ſchön wie ein Engel, folglich der Frau Tante unerträglich. Nur ſeitdem das Liebhabertheater in Gang gekommen, hatte das arme Kind beſſere Tage, denn Frau von Murriband war dem blöden Mädchen in der Kunſt ſo weit überlegen, als Jene ihr in der Natur. Die Tante ſpielte auch immer die ſogenannten Force-Rollen, während die Nichte die zweiten Liebhaberinnen ableierte. Natürlich drängte ſich nach jedem Schauſpiel der lobpreiſende Haufe um die prima donna; die ſchöne Julie wurde, zu großem Wohlgefallen der Tante, von den Kennern überſehen, genoß aber dagegen daheim einer mildern Behandlung, die ſich auf ein gnädiges Mitleid gründete.

Ganz war ſie doch nicht überſehen worden, denn Herr Fink fand ſie allerliebſt, und hegte bald den Wunſch, auch einmal eine Liebhaberrolle zu ſpielen. Da ihm dieſe verweigert wurde, ſo übte er ſich wenigſtens vorläufig hinter den Couliſſen, und Julie, die ſich plötzlich von der zweiten zur erſten Liebhaberin erhoben ſah, fand großes Behagen an dieſem noch ungekannten Gefühl. Alle Vollkommenheiten, mit welchen ihre Fantaſie den erſten Jüngling, der ihr gefallen ſollte, ausgeſtattet, lieh ſie freigebig dem blonden Seladon, der ihr Herz bewegte, weil es eben ſehr beweglich war; ſo wie ein Blumenkelch ſich aufthut, nicht weil ein gemeiner Schmetterling ihn umflattert, ſondern weil die

Morgensonne scheint. Doch gleichviel, er liebte und sie bildete sich ein zu lieben.

Aber was sollte daraus werden? sie von Adel und arm; er ein Bürger und nicht reich. Lange hofften sie auf einen deus ex machina, wie er so oft in den Schauspielen erschien, welche sie darstellen halfen; lange sahen sie sich nach einem Vetter von Lissabon um, oder nach einem großmüthigen Engländer, der alle seine Wege mit Guineen pflastert. Als beide ausblieben, und das Verlangen, einander zu besitzen, immer heißer wurde, wagte endlich Herr Fink — nach einer Vorstellung von Selbstbeherrschung, in welcher Frau von Murriband die Hauptrolle mit rührender Wahrheit gespielt hatte — um die Hand ihrer schönen Nichte zu werben, befand sich aber schon bei den letzten Worten, durch ein paar handfeste Bediente, in der größten Geschwindigkeit bis vor die Hausthür versetzt, und stand verwundert über die hitzige Tante, welche noch vor wenigen Stunden die Selbstbeherrschung so vortrefflich zu erkünsteln wußte. Zu seinem noch größern Schrecken wurde er aus der Zahl der Mitglieder des Liebhabertheaters ausgestrichen, obschon er sich immer fest eingebildet, er sei unentbehrlich. Nun sah er Julien nicht mehr, und gerieth, trotz seiner blonden Schlaffheit, in eine Art von sanfter Verzweiflung.

Auch ihre Neigung wurde lebhafter, seitdem das zur Treppe hinab geworfene Bild des armen, langen Fink sie stets verfolgte. Diese um ihretwillen erlittene Schmach und harten Spöttereien der Tante bereiteten sie vor, Alles

zu wagen, um das unleidliche Tantenjoch im Arm der Liebe abzuſchütteln. Herr Fink beſtach eine gutherzige Küchenmagd; Briefchen wurden gewechſelt, ſogar ein nächtliches Rendezvous in der Küche veranſtaltet, beim Zirpen der Heimchen, die den warmen Herd belagerten.

Was blieb den armen Kindern übrig? — einander ewig zu lieben, war nun einmal ihr Los; und daß dieſe heiße Liebe jemals erkalten könne, eine Blasphemie, die keiner auszuſprechen wagte. Sie hatte freilich nichts und er blutwenig; aber beide Gläubige wußten aus ihren Schauſpielen, daß Kartoffeln unter einem Strohdache Liebenden ganz vortrefflich ſchmecken. Folglich wurde muthig beſchloſſen, dem Wink der Liebe zu folgen, das heißt, davon zu laufen, und im nächſten Dorfe ſich kopuliren zu laſſen. Das Erſtere war leichter als das Letztere. Sie liefen wirklich in einer ſchönen Nacht davon, aber weder in nahen noch in fernen Dörfern wollte man ſie kopuliren; überall fragte man nach Erlaubnißſcheinen und dergleichen unnützen Dingen; nirgend wollte man den wichtigen Grund gelten laſſen, daß der lange Herr Fink und die ſchöne Julie ſich liebten und ewig lieben würden. So waren ſie nach und nach bis Frankfurt am Main gepilgert, und da auch hier kein Schwarzrock ihren Bund einſegnen wollte, ſo hatten ſie kurz und gut beſchloſſen, mit dem Marktſchiff nach Kölln zu fahren, dort allenfalls katholiſch zu werden, wenn man ſie unter keiner andern Bedingung vereinigen wolle, und dann bei der erſten beſten herumziehenden

Schauspielergesellschaft die süßen Kartoffeln zu suchen, welche künftig ihrer Liebe zur Nahrung dienen sollten.

»Wozu so viele Umstände?« fragte ich die seufzende Hopfenstange, »Sie sind ja doch nun einmal Eheleute vor Gott, und in dem Stande, welchen Sie erwählen, läßt man sich nach Belieben kopuliren oder nicht; man lebt mit einander so lange man sich liebt.«

»Ewig! ewig!« unterbrach mich der blonde Jüngling.

»Nun ja, auch ewig, wenn Sie wollen.«

»Ach! Sie kennen meine Julie nicht! ihre Tugend bringt mich zur Verzweiflung! vergebens habe ich ihr vorgestellt, was sie ohnehin längst aus unsern Schauspielen gelernt haben könnte, daß nämlich nur die Herzen den süßen Bund knüpfen, und daß für wahrhaft Liebende alle Ceremonien völlig überflüssig sind. Eigensinnig beharrt sie darauf, mir jede Gunstbezeugung zu verweigern, bis wir am Altar die Ringe gewechselt. Es soll irgendwo einen armen Teufel geben, den man Tantalus nennt, der soll, von heißem Durst gepeinigt, bis an den Hals in Rheinwein schwimmen und nicht trinken können; sehen Sie, mein werther Herr, so ist mir zu Muthe.«

Ich mußte mir Zwang anthun, dem faden Burschen nicht in's Gesicht zu lachen, aber seine Julie war, durch diese vertrauliche Mittheilung, mir höchst interessant geworden. Ich konnte das Auge nicht von ihr wenden. Sie bemerkte es und schlug erröthend das ihrige nieder. Herzliches Mitleid empfand ich für sie. Freilich hatte sie nur einen Fehltritt gethan, und war noch nicht gefallen,

aber wie nahe schien dieser Fall! — Zwar traute ich ihr zu, daß sie bei ihrem weißen Schäfer mit den Kaninchenaugen eben keine große Gefahr laufe; doch wie bald konnte der unbedeutende Entführer durch einen schlauen Verführer abgelöst werden, und ich selbst hatte gar nicht übel Lust, diese Rolle zu übernehmen. Vor der Hand schränkte ich mich noch auf das Beobachten ein.

Man redet immer vom Müßiggang als der Mutter aller Laster, allein man erwähnt nie des Vaters dieser häßlichen Kinder, er heißt Noth. Geldmangel, Herr Bruder, ist der erste und größte Feldherr auf der Welt, auch der am schwersten zu verbergende; man bemerkt ihn bei jedem Schritt und man verzeiht ihm nie. Alle andere Gebrechen hindern nicht am Essen, Trinken, Schlafen, aber Geldmangel stört jede Funktion des Leibes und der Seele; er ist die schmerzlichste und unheilbarste Krankheit; er schafft mehr Spitzbuben und Freudenmädchen, als alle übrige Laster zusammen genommen; er vergreift sich sogar an der Liebe, und, wenn er sie nicht ganz zu ersticken vermag, so ermordet er wenigstens ihre Gefährtin, die Treue.

Diesen verdammten Fehler besaßen Fink und Julie in einem hohen Grade. Sie hatte sich entführen lassen und nichts mitgenommen als ihr Herz. Er hatte zwar die Sparbüchse einer alten Großmutter geplündert, und meinte in den ersten Tagen, er sei gewaltig reich; doch die Goldstücke verwandelten sich bald in Silber, das Silber in Kupfer, und, als beide sich auf das Marktschiff begaben,

hatten ſie nur eben noch ſo viel, um dafür einen Speiſekorb zu füllen.

So lange indeſſen dieſer Speiſekorb noch nicht geleert war, ſchienen ſie luſtig und guter Dinge, aßen, tranken und ſahen ſich zärtlich an. Sie luden auch ſehr gaſtfrei die ganze Geſellſchaft zum Miteſſen ein, ohne einen Augenblick daran zu denken, wo Morgen etwas anderes herkommen ſollte. Der Korb wurde bald leer. Doch während der Verdauung ging noch Alles gut, beide waren ſatt und ſpeiſten zum Deſſert das Konfekt der Liebe und Hoffnung.

Unglücklicherweiſe haben junge Leute gewöhnlich vortreffliche Magen, ſelbſt wenn ſie verliebt ſind; und obendrein auf Reiſen, auf einer Waſſerreiſe, da zehrt die Luft. Der Hunger ſtellte ſich ſchnell wieder ein, mit ihm ein gewiſſer Ernſt, dann eine Art von Traurigkeit, ein gewiſſes Schmachten; ſie ſahen einander verſtohlen an, waren zerſtreut, ſprachen nicht mehr. Ich errieth, was in ihnen vorging.

Madame Rothbock ſchien es auch zu errathen. Sie hatte gleich anfangs ein lüſternes Auge auf den langen blonden Jüngling geworfen, jetzt bot ſie ihm mit vieler Freundlichkeit ein Stück von einer geräucherten Zunge. Man ſah deutlich, wie gern er es angenommen und mit Julie getheilt hätte, allein Julie machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: von dieſer Frau will ich nichts. Auch hatte Frau Rothbock ſie mit keiner Geberde zur Theilnahme eingeladen, folglich dankte Fink und aß nicht.

Die Krämersfrau versicherte etwas empfindlich, alle Speisen, die sie mit sich führe, seien delikat, denn sie sei von Jugend auf delikat gewöhnt, und habe auch, Gott sei Dank, so viel, daß sie es wohl bestreiten könne. Sie sei eine junge Witwe von kaum sechs und vierzig Jahren, und weiter wolle sie vor der Hand nichts sagen. — Jetzt zog sie einen Spiegel aus der Tasche, musterte ihr dick gepudertes Haar, strich die buschichten Augenbraunen zurück, kniff die blauen Lippen roth, klagte, daß ihre schwarze Haut an der Luft ein wenig braun geworden, und daß die Hitze im Schiff unerträglich sei. Ein kalter Wind wehte, sie nahm ihn für einen Zephyr, und riß das Halstuch vom runzlichten Busen. Vermuthlich erwartete sie große Wirkung von diesem letztern Theater-Coup.

»Nun junger Herr?« rief sie, indem sie sich abermals zu Fink wandte, »werden Sie noch lange den Grausamen spielen? meine geräucherte Zunge noch immer verschmähen!«

Mit komischem Ernst vermahnte ich meinen neuen Freund, minder ungefällig gegen eine Dame zu sein, deren Zungen, sowohl die geräucherte als ungeräucherte, so köstlichen Genuß versprächen. Er schien verlegen; Julie hingegen brach in ein lautes Gelächter aus, und die ganze Gesellschaft stimmte plötzlich ein. Die kleinen Augen der Madame Rothbock funkelten; Scharlach färbte ihre hängenden Wangen, ein Ungewitter brach los. Sie packte die eine Zunge wieder ein, und bediente sich der andern, um so lange zu belfern, bis der trockene Gaumen sie zu einer Pause nöthigte.

Indeſſen hatte der junge Menſch mit der bleiernen Geſichtsfarbe auch einen Speiſekorb geöffnet, in welchem ſich allerlei Leckerbiſſen befanden, die er ſelbſt kaum anzuſehen wagte, und die er, mit einer gewiſſen vornehmen Nachläſſigkeit, Julien hinſchob, viele Entſchuldigungen durch die Naſe ſchniffelnd, daß er nichts beſſeres ihr vorzuſetzen habe. Dabei ſchwur er zwanzigmal auf ſeine Ehre, daß er, blos um ſeiner Geſundheit willen, in einem ſo verdammten Fahrzeug reiſe, und daß er ſeinen engliſchen Reiſewagen, nebſt einigen Bedienten, in Frankfurt zurück gelaſſen.

Herr von Jammerfett (ſo hieß der vornehme Patient) hatte ſich ein ganzes Jahr in Berlin aufgehalten, wo Freudenmädchen, Spieler und Reſtaurateurs um die Wette ſeinen Beutel gefegt, und ihn endlich ſo zugerichtet hatten, wie ſeine bleiche Figur zeigte. Allein er glaubte, ſeine hohe Bildung dennoch nicht zu theuer erkauft zu haben. Er hatte Fichte gehört, und behauptete, ihn zu verſtehen. Er hatte Schlegel beſucht und verehrte in ihm den Wiederherſteller der dramatiſchen Kunſt. Er hatte Merkel bewundert, faſt ſo ſehr als Merkel ſich ſelbſt bewundert. Er hatte Iffland beklatſcht, und erzählte, Iffland habe ſich viel darauf zu gute gethan. Er gab auch zu verſtehen, daß einige von den erſten Schauſpielerinnen bis zum Sterben in ihn verliebt geweſen, und daß ſie jedesmal ſchlecht geſpielt hätten, wenn ſie ihn nicht unter den Zuſchauern gewußt. Nach dieſen Confidencen, die er wohl hundertmal durch die Parentheſe: Aber es bleibt unter uns, unterbrach, ſchien es ihm unmöglich, daß

Julie ihm widerstehen könne. Er sah ihr mit derjenigen noblen Unverschämtheit in's Gesicht, welche unsere heutigen Jünglinge so außerordentlich wohl kleidet, und den meisten Mädchen so vortrefflich imponirt. Er fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, und suchte kunstreich einen hohen Kamm zu bilden, der die Eroberung vollenden sollte. Vergebens! all sein modisches Affengezier ging an dem hübschen Mädchen verloren. Nur auf seinen Speisekorb heftete sie einen lüsternen Blick, doch da ihr Herzgeliebter die Gaben der Madame Rothbock heldenmüthig ausgeschlagen hatte, so verschmähte sie mit gleichem Heldenmuthe die Opfer des Herrn von Jammerfett.

Indessen sah ich wohl, daß sie, über lang oder kurz, der Tirannei ihres Magens unterliegen würde; eine Bemerkung, die mein Interesse für sie nicht im geringsten schwächte. Denn ob mir gleich ein gefräßiges Frauenzimmer in den Tod zuwider ist, und ein hübsches Mädchen beim Essen nie den Mund weiter öffnen sollte, als nöthig ist, um drei Erbsen hinein zu schieben; so ist mir doch auch sehr lächerlich, wenn ein Liebhaber, in Geistigkeit aufgelöst, nur mit Abscheu daran denkt, daß seine Geliebte auch essen und trinken muß.

Mein Instinkt sagte mir, daß es hier nur darauf ankomme, die beiden jungen Leute in eine behagliche Stimmung zu versetzen, ihnen Dank und Komplimente zu ersparen. Darum holte ich jetzt auch meinen Speisekorb unter der Bank hervor, setzte mich, ohne ein Wort zu sagen, zwischen beide, schnitt eine Rebhühner-Pastete an,

nahm beide Backen voll, und machte dann mit Meſſer und Gabel links und rechts eine einladende Bewegung. Beide nickten freundlich, wagten aber noch nicht zuzulangen. Ich legte vor, wiederholte meine Pantomime, und ſtellte mich, als ob mein eigener Hunger mich hindere, ſie zu beobachten. Aber mit einem halben Seitenblick ſah ich, wie Juliens Gabel nach dem Teller ſchlich, der Blonde folgte ihrem Beiſpiel, und in der nächſten Minute waren unſere ſechs Kinnbacken in gehöriger Bewegung.

Madame Rothbock ſah zu und ſchmollte. Herr von Jammerfett ſah zu und ſpöttelte, bald über meine ſoldatiſche Manier, bald über die weibliche Laune, die ſeiner zierlichen Einladung widerſtanden, hingegen einer ſtummen Beredſamkeit ſo ſchnell nachgegeben hatte. Ich ließ ihn plaudern und freute mich im Stillen, daß ich dem Pärchen Zutrauen eingeflößt. Nur Einmal, als er einen ungewählten Ausdruck brauchte, fragte ich ihn obenhin: ob er auch auf Reiſen Piſtolen bei ſich führe? — Der Wink half.

Julie wurde geſprächig. Ihre ſchönen Augen ruhten bisweilen auf mir. Ich nahm mich wohl in Acht, ſie zärtlich anzublicken, um ſie nicht wieder ſcheu zu machen. Ich wußte, daß man gewiſſe Anſprüche bei dem ſchönen Geſchlecht am leichteſten durchſetzt, wenn man gar keine zu machen ſcheint. Die Mädchen ſind dann nicht auf ihrer Hut und werden gefangen wie die Nachtigallen. Ich überließ mich ganz der luſtigen Thorheit, die das ſchöne Erbtheil meiner Jugend war. Ich warf mich Madame Rothbock zu Füßen, und ſchwur, ich werde nicht eher aufſtehen,

bis sie, zum Zeichen einer allgemeinen Versöhnung, einen Rebhuhnflügel, den ich ihr unter die Nase hielt, zu verzehren geruht habe. Ich fand Gnade vor ihren Augen, ihr Gesicht entrunzelte sich; sie nahm die Gelegenheit wahr, den blonden Fink eifersüchtig zu machen. Liebäugelnd griff sie mit einer ihrer dicken Fäuste nach dem Rebhuhn, mit der andern nach meinem Kinn, hob mich auf und sagte: ich hätte allerliebste Manieren; ich gliche wie ein Tropfen Wasser dem andern einem Vetter ihres verstorbenen Mannes, den sie habe heirathen wollen, und wäre der Schelm nicht durchgegangen, sie würde ihn sehr glücklich gemacht haben. Dann fuhr sie mit gelöster Zunge fort:

»Auf Reichthum seh' ich es gar nicht an, ich habe, Gott sei Dank, mein Schäfchen im Trocknen, und wenn ich nur Gegenliebe finde — aber Gegenliebe muß ich finden, und die glaube ich denn auch wohl zu verdienen. Ich bitte, meine Gestalt nicht nach ihrer jetzigen Lokalität zu beurtheilen, der Kummer und ein gewisser Chagrin haben mich etwas abgemagert; aber es gab eine Zeit, wo ich sehr rund und potelirt, dabei über die Masse zierlich war. Je nun, die Zeit kann auch wieder kommen; von Natur bin ich eines lustigen Humors, und wenn ich nur erst die gehörigen Konsolationen finde, so werde ich wieder aufgehen wie ein zarter Teig.«

Bei diesem süßen Geschwätz verwarf sie die Augen so kunstreich, daß weder Fink noch ich errathen konnten, wem eigentlich von uns beiden sie ihre Gunst zugedacht habe.

Ich hatte nicht Luſt ihr Schielen zu meinem Vortheil auszulegen, hingegen hatte ich große Luſt, den Blonden ſo viel möglich von Julien zu entfernen, darum ſchwur ich, mein Tranſchirmeſſer nicht eher in die Scheide zu ſtecken, bis es mir gelungen, die liebenswürdige junge Witwe mit Herrn Fink auszuſöhnen. Ohne Umſtände ergriff ich des Jünglings weiche Hand, und legte ſie in die rothe Fauſt der Krämerin, die ſich auch ſogleich verſchloß, wie die Blätter jener Pflanze, welche Fliegen fangen. Fink ſchwieg aus Verlegenheit; das nahm die gute Dame für ein Bekenntniß ſeiner Schuld, und eine Bitte um Verzeihung.

»Ach!« ſagte ſie, »man muß Geduld und eine Art von Patience mit jungen Leuten haben.«

Von dieſem Augenblicke an ließ ſie ihn nicht mehr los.

Während der feierlichen Verſöhnungsſcene hatte Herr von Jammerfett ſich wieder zu Julien geſellt und ſie von ſeinen Verdienſten unterhalten; denn du mußt wiſſen, daß jetzt in Deutſchland die jungen Herren dieſe Mühe ſelbſt übernehmen. Julie hörte zu und nickte bisweilen mit dem Kopfe, woraus Jammerfett natürlich den Schluß zog, daß ſie nunmehr überwunden ſei.

Sechs Stunden waren nun ſchon ſeit unſerer Abfahrt verfloſſen, und noch hatte der kurze, dicke Herr Probſt — er hieß Schaafpelz — nicht ein Wort geſprochen. Er ſchlief, oder ſchien zu ſchlafen, denn ich ertappte ihn ein paarmal, als er mit halbgeöffneten Augen nach Julien blinzelte. Er zählte ſchon über fünfzig Jahre, allein er war ſo wohl genährt und ſaftreich, daß man ihm höchſtens vier-

zig gab. Die sechs Stunden seines Schweigens hatte er vermuthlich dazu angewandt, uns zu studiren, und seinen Plan auf dieses Studium zu bauen. Er hielt sich für's Erste aus guten Ursachen an Madame Rothbock, und gewann diese Thörin sehr leicht, indem er sich leise wunderte, daß sie bei ihrer Jugend und Gestalt noch nicht zur zweiten Ehe geschritten sei. Er rieth ihr solches mit feierlichem Ernst, und unterstützte seinen Rath durch den bekannten Spruch: daß freien besser sei als Brunst leiden.

Sie war entzückt von ihm. Beide wurden in Kurzem so vertraut, daß sie einander beständig in die Ohren flüsterten und wenig Notiz von uns nahmen.

So gelangten wir endlich nach St. Goar, wo wir essen und schlafen sollten. Fink zog mich bei Seite, sprach von der Sympathie edler Seelen, und zeigte mir seinen leeren Beutel. Ich bat ihn, ohne Umstände den Inhalt des meinigen zu theilen. Er breitete seine langen Arme aus und drückte mich an seine flache Brust. »Es ist nicht der Rede werth,« sagte ich ihm. Es wäre mir aber nicht lieb gewesen, wenn er meine berechnete Freigebigkeit wirklich der Rede nicht werth gehalten, und Julien verschwiegen hätte. Ich bemerkte bald, daß sie um das Geheimniß wußte, denn sie sah mich oft mit einer gewissen freundlichen Verlegenheit an, und ihre Blicke schienen zu sagen: ich möchte dir gern von Herzen danken. Ich that, als sei nichts vorgefallen, allein ihr Dankgefühl war so lebhaft, daß die Gesellschaft es bemerkte, und da der Grund ihr unbekannt blieb, eine

aufkeimende Liebe zu mir vermuthete. Die kleinen, grünen Augen der Madame Rothbock schimmerten wie bunte Lampen bei einer Illumination, denn sie hoffte, Julie werde ihr das Finkenherz nun nicht mehr streitig machen. Die Blicke des Herrn von Jammerfett verriethen spöttisches Mitleid. »Es kostet mich nur ein Wort,« stand darin geschrieben, »so werde ich von dem kleinen, hübschen Mädchen angebetet.« Der dicke Rath schien mir nicht recht zu trauen. Er beobachtete fleißig aus fromm verdrehten Augenwinkeln, und suchte mich so oft als möglich zu entfernen. Darum wähnte er, zum Exempel, es werde nöthig und ersprießlich sein, daß Einer aus der Gesellschaft die Zeche besorge, und trug mir dieses Geschäft, mit vieler Höflichkeit, als einen konfidentiellen Posten an. Ich merkte seine List, allein ich übernahm das Amt, und that ihm den Gefallen, mich sehr lange in der Küche mit der Wirthin zu unterhalten. Eigentlich wollte ich hören, was Julie dazu sagen würde, und ich hatte das Vergnügen, sanfte Vorwürfe aus ihrem schönen Munde über meine lange Abwesenheit zu vernehmen.

Herr Schaafpelz ging nun auch hinaus, um, wie er sagte, die Sorgen mit mir zu theilen. Er erzählte bei seiner Zurückkunft, daß er sämmtliche Gastzimmer untersucht, und so viel möglich nach unser aller Bequemlichkeit die Schlafzimmer gewählt habe. Ich war neugierig zu wissen, welche Vorkehrungen er getroffen, aber ich schwieg, weil Niemand fragte, und wir setzten uns zu Tische, Julie mir zur Seite, Fink in der Gefangenschaft der Madame Rothbock;

der Herr Rath und der Junker von Jammerfett pflanzten sich Julien gegenüber, jener mit leuchtendem Vollmonds-Antlitz, dieser ein Nebelstern aus der Milchstraße.

Wir aßen, tranken, schwatzten, lachten. So oft die junge sechsundvierzigjährige Witwe ihren blonden Nachbar mit kindischem Muthwillen in die Arme zwickte, versäumte ich die Gelegenheit nicht, Julien ein freundliches Wörtchen zuzuflüstern, hütete mich aber sehr vor faden Schmeicheleien.

Nach aufgehobener Tafel war die Rede vom Schlafengehen, und nun rückte der Schaafpelz mit seiner Einrichtung hervor. Fink und ich bekamen ein Zimmer; Julie das zweite benachbarte; der Kranke ein drittes auf dem Gange; er selbst und die Krämersfrau zwei aneinander stoßende Gemächer, die durch einen kleinen Hof von dem Hauptgebäude getrennt waren. Ich begriff nicht gleich die Absicht des Herrn Rathes. Ich meinte, es wäre am natürlichsten gewesen, die beiden Damen in ein Zimmer zu betten, und die Mannspersonen, wie es der Zufall fügen würde. Allein er hatte eine schlaue Berechnung dabei. Fink sollte mich bewachen, und er selbst wollte der Madame Rothbock nahe bleiben, um in dieser Nacht gewisse Verabredungen mit ihr zu treffen. Das wurde mir klar am andern Morgen, als beide erschienen, und auf ihren Gesichtern ein gewisses Einverständniß zu lesen war. Ich beschloß um so mehr auf meiner Hut zu sein, da der Herr Rath von nun an einen ganz andern Ton anstimmte, mit vieler Salbung von Mo-

ral und Sitten ſprach, und beſonders mich mit zurückhaltender Höflichkeit behandelte.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort. Herr von Jammerfett, der ſich dem Orte ſeiner Beſtimmung näherte und gegen Abend uns verlaſſen wollte, bot noch einmal die ganze neuere Kunſt zu lieben, das heißt, unverſchämt zu ſein, auf, um Julien und uns Allen zu beweiſen, daß er Schlegel's Lucinden geleſen und ſtudirt habe. Der Rath und Madame Rothbock nannten ſich ſchon in ſüßer Eintracht Herr Nachbar und Frau Nachbarin; denn ſie hatten die Entdeckung gemacht, daß das Landgut des Herrn Raths nur wenige Meilen von einer Art von Landgut entfernt war, welches der wohlſelige Herr Rothbock, dem Kramhandel entſagend, anfangs als Pachter bearbeitet, und zuletzt von dem bankerotten Beſitzer gekauft hatte.

Nach Jammerfett's Trennung von uns, welche — um Julien keine Ohnmacht zu verurſachen — im Stillen vor ſich ging — ſchwammen wir wohlgemuth auf den Wellen des Rheins dahin. Ich unterhielt Julien, Madame Rothbock klammerte ſich an den geduldigen Fink, und der Herr Rath blinzelte bald hinüber bald herüber, ſtörte mich ſo oft als möglich in meinen Herzensergießungen, und machte ſo oft als möglich den blonden Jüngling aufmerkſam auf mein verdächtiges Flüſtern. Aber Fink blieb ruhig, denn Julie hatte ja verſprochen, ihn ewig zu lieben, und er kannte kein einziges Schauſpiel, in welchem eine ſolche Zuſage wäre gebrochen worden.

Ich ſelbſt wußte nicht recht, was ich von Julien den-

ken ſollte: ſie hatte dieſem langen Menſchen ſo manches aufgeopfert; ſie äußerte in ſchönen Worten ihre Zärtlichkeit für ihn, auch wenn er nicht zugegen war; und dennoch ſchienen ihre göttlichen blauen Augen bisweilen eine andere Sprache mit mir zu reden. Das gab mir eine ſeltſame Unruhe. Noch liebte ich ſie nicht, allein ich war auf gutem Wege ſie zu lieben. Wir wurden beide zerſtreut und nachdenkend. Das ſchöne Mädchen, dachte ich am dritten Tage, will ſich wohl nur nebenher einen Zeitvertreib mit mir machen; das könnte meine Ruhe koſten. Beſſer, ich gehe.

Kurz und gut faßte ich den Entſchluß, mich am andern Morgen von der gefährlichen Reiſegeſellſchaft zu trennen. Ich ſagte es der Hopfenſtange, und erklärte auch freimüthig, warum ich es thun wolle. Er bewunderte meine Großmuth, ſtürzte mir um den Hals, und verſicherte, er könne eben ſo wenig mich, als Julien entbehren; ja noch eher Julien, wenn er nicht ganz ſo, als ſein Herz ihn überrede, von ihr geliebt werden ſollte. Das ihrige auf eine Probe zu ſtellen, habe er ſchon längſt gewünſcht; die Gelegenheit dazu ſei ihm ſehr willkommen; er werde gern ſehen, ja, er bitte mich ſogar, Julien den Hof zu machen. Gelänge es mir, ſie zu rühren, ſo habe ſie ihn nie wahrhaft geliebt, und ſo gönne er ſie lieber mir, als irgend einem andern. Sollte aber der Verſuch ſelbſt meiner Liebenswürdigkeit — wie er ſich auszudrücken beliebte — mißglücken, ſo werde er künftig ihres Herzens um ſo gewiſſer, und folglich mir hoch verpflichtet ſein.

Ich ſtellte ihm vor, daß dieſe gefährliche Probe ent-

weder für ihn oder für mich sehr traurig ausfallen könnte. Er lächelte und schien das erstere für unmöglich zu halten. Das zwickte meine Eitelkeit; ich willigte trotzig in sein Begehren, und war von diesem Augenblick an Juliens erklärter Liebhaber.

Der dicke Herr Rath, der auch sein Plänchen gemacht hatte, überhäufte uns jetzt mit Höflichkeiten, besonders mich, den er zu fürchten schien. Er ließ überall Leckerbissen auftragen, bezahlte überall die Zeche, und wenn ich in ihn drang, uns Rechnung abzulegen, so versicherte er, das werde entweder nie geschehen, oder doch nur in seiner eigenen Wohnung, die nicht weit mehr entfernt war, und wohin er uns alle mit Ungestüm einlud, um einige Tage auszuruhen. Der Vorschlag wurde einmüthig angenommen. Das Landhaus, auf einem anmuthigen Hügel gelegen, schimmerte uns schon von ferne in die Augen. Wir stiegen aus dem Schiffe. Der Schaafpelz ließ einen alten vergoldeten Wagen, mit zwei dicken Ackergäulen bespannt, holen; die Damen fuhren, die Herren gingen zu Fuße, und unser feister Wirth erklimmte athemlos seine freundliche, von Weinbergen umringte Wohnung, in welcher jedes Zimmer und jedes Hausgeräth wollüstige Bequemlichkeit athmete.

Nun hatte der Herr Rath alle Hände voll zu thun, um uns köstlich zu bewirthen. Alles bot er auf, was bei Julien ein lockendes Bild von seiner Lebensweise erwecken konnte. Dadurch, und durch Fink's Bestreben, die verabredete Probe auf keine Weise zu hindern, gewann ich

Zeit und Gelegenheit, Julien nach und nach ein Geſtändniß meiner Liebe abzulegen. Sie ſah mich wehmüthig an, ſchüttelte den Kopf, und Thränen traten ihr in die Augen. Das hieß in Worte überſetzt: — (ſo wenigſtens legte meine Eitelkeit es aus) »Wäre ich nicht gebunden, ſo würde ich dich lieben.« — Ich entdeckte ihr nun meine Uebereinkunft mit ihrem blonden Sylphen, und daß ich, ohne dieſelbe, ihre gefährliche Gegenwart bereits geflohen hätte.

»Wie!« rief ſie aus, »ſo tief kränkt er mein Herz? nach allem was ich für ihn gethan, glaubt er mich noch auf Proben ſtellen zu müſſen?« — Ich ſah, daß ſie mit Begier den Vorwand ergriff, das Schwanken ihres eigenen Herzens zu entſchuldigen; nur Scham hielt das Bekenntniß zurück, aber ihre Blicke redeten — ich wurde dringender, feuriger, und ſchon am zweiten Tage entſchlüpfte ihren ſtammelnden Lippen das Geſtändniß: ſie werde es nicht ungern ſehen, wenn Fink alle ſeine Rechte förmlich an mich abtrete; doch ſo lange ihre Liebe ſein ganzes Glück ausmache; ſo lange er ſelbſt nicht treulos werde; ſei ſie feſt entſchloſſen, ihn nimmer zu verlaſſen.

Wir wurden durch die Ankunft von zwei großen, derben Burſchen unterbrochen, die entſetzlich dumm waren, und mit bäueriſchem Ungeſtüm nach Madame Rothbock fragten. So bald ſie dieſe holde Dame erblickten, ſprangen ſie ihr um den Hals und ſchmatzten an ihrer Wange. Ich wunderte mich anfangs, daß Madame Rothbock ihre Zärtlichkeit ſo kalt und ſtolz erwiederte, denn es waren doch männliche Kreaturen; es mußte folglich irgend etwas im

Spiele ſein, was ihr Geſchlecht hinderte, auf die Reizbarkeit der Dame zu wirken. Ich hatte richtig gerathen; es waren ihre Neffen und muthmaßlichen Erben, die Herren Peter und Sebaſtian Duderdull. In beiden Blicken ſtand ſehr deutlich: Sterben Sie, liebe Tante, ſo bald es ihnen beliebt, wir brennen vor Begierde, ihre Thaler zu zählen.

Die Tante hätte gern geſehen, wenn ſie auf der Stelle wieder nach Haus gegangen wären, allein der Schaafpelz empfing ſie ſehr artig, verſuchte ſogar ſie zu unterhalten. Zum Unglück verſtand der Aelteſte nichts als Fröſche zu ſpießen, und der Jüngſte, Thonkugeln für ſein Blaſerohr zu drehen. Mit dieſen beiden ſchönen Künſten prahlten ſie aber auch nicht wenig. Bei Tiſche ließen ſie Niemand zum Worte kommen, denn ſie mußten ja der wertheſten Frau Tante alles erzählen, was, während ihrer Abweſenheit, ſich in der Heimath zugetragen; wer geſtorben, wie viel er hinterlaſſen, wer geheirathet, wie viele Schüſſeln auf der Hochzeit geſpeiſt worden u. ſ. w. Dabei kamen ſo viele jämmerliche Vettern und Muhmen zum Vorſchein, daß die gute Madame Rothbock einmal über das andere blau wurde.

Nach Tiſche fuhr Peter Duderdull fort, des Rathes Weinflaſchen zuzuſprechen, Sebaſtian Duderdull hingegen fing an, mit Julien zu liebäugeln. Die Tante führte den blonden Fink in den Garten, um die Mittel und Wege ihm anzudeuten, wie man ihre plumpen Neffen um die gehoffte Erbſchaft betrügen könne. Der Rath legte ſich ſchla-

fen; ich blieb alſo mit Julien und dem jungen Duderdull allein, und dieſer Peiniger ſchien entſchloſſen, uns nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Wir gingen aus dem Hauſe in den Garten, aus dem Garten auf das Feld; wir kehrten wieder zurück in das Landhaus, ſchlüpften auf's neue in den Garten — alles vergebens! der Burſche wich uns nicht von der Ferſe, und als Julie einmal ſtehen blieb, um ſich an dem Geſang einer Grasmücke zu ergetzen, ſo ſchoß er das Vöglein mit ſeinem Blaſerohr geſchickt herunter, und überreichte es ihr grinzend.

Endlich wurde ich ungeduldig. Vielleicht, dachte ich, wird Julie ſich den Burſchen leichter vom Halſe ſchaffen, wenn ich ſie allein mit ihm laſſe. Ich ergriff eine Flinte und ſchlenderte in den Buſch. Nach einer kurzen Abweſenheit kehre ich zurück, höre kaum hundert Schritt vom Wege Juliens Stimme um Hilfe ſchreien, ſtürze hinzu, und finde den Herrn Sebaſtian Duderdull im Begriff, ihr ſeine Liebe ſo handgreiflich zu erklären, als er vermuthlich daheim im Umgang mit den Küchen-Nymphen zu thun gewohnt war. Eine blutende Naſe und ein zerkratztes Geſicht waren bis jetzt alles, was er davon getragen. Als er mich erblickte, ließ er ſeine Beute fahren und lachte mich ſehr freundlich an.

Zu ſeinem Glücke hatte ich eben ein Kaninchen erlegt, folglich war meine Flinte nicht geladen, ſonſt hätte ich ihm ſicher in der erſten Aufwallung allen Schrot in die feiſten Waden geſchoſſen. Jetzt begnügte ich mich, um ihm das Naſenbluten zu ſtillen, ihm zehn bis zwölf derbe Stöße

mit der Flintenkolbe in die Rippen zu geben. Er lief davon und ich führte Julien nach Hauſe. Junker Sebaſtian ließ ſich den Abend nicht wieder ſehen, und hatte ſich am andern Morgen in aller Frühe, ſammt ſeinem beſoffenen Bruder, ohne Abſchied zu nehmen, wieder auf die Reiſe gemacht. Um ärgerliche Scenen zu vermeiden, erwähnten Julie und ich des Abenteuers nicht.

Indeſſen hatte die ehrbare Tante, mit faſt nicht mindern Ungeſtüm als ihr hoffnungsvoller Neffe, das Herz des blonden Jünglings beſtürmt. Er vertraute es mir ein wenig ſchamhaft. Sie beſaß fünfzig tauſend Thaler in Ländereien, ohne eine prächtige Ausſteuer an Wäſche und Silberzeug zu rechnen. Das war kein Spaß; man mußte es überlegen. Sie wollte in einigen Tagen abreiſen; ſie hatte andere Partien genug bei der Hand, ſchöne, junge Männer; wir ſchrieben ſchon den 15. April, und ſie wollte durchaus am erſten Mai, wenn die Hexen auf den Blocksberg reiten, wieder vermählt ſein; alſo war keine Zeit zu verlieren. Daß Fink die Sache nicht ganz von der Hand gewieſen, ſah ich an einem hübſchen Brillantringe, den er ſeit einigen Stunden am Finger trug. Ich bemerkte, daß nur die Scham ihn abhalte, ſich zu erklären. »Nein,« rief er mit theatraliſchem Pathos, »lieber eine Strohhütte mit Julien!« aber dennoch fragte er mich um Rath, mich, ſeinen Nebenbuhler; folglich ſchielte er nach dem Geldſack und erwartete einen Rath, hinter den er ſeinen Wunſch verſtecken könnte.

Einen ſolchen ihm zu geben, ſäumte ich auch nicht.

Ich ſtellte ihm vor, daß es zwar alte, verliebte Thörinnen genug gebe, doch ſelten ſolche, die am erſten Mai fünfzig tauſend Thaler verſchenken könnten. Julien, meinte ich, würde er gerade dadurch den ſtärkſten Beweis ſeiner Liebe geben, wenn er ſich gleichſam ſelbſt aufopferte, um die Geliebte nicht dem Mangel auszuſetzen. Die Haſtigkeit, mit der er meine Gründe billigte, bewies, daß ſie ihm willkommen waren. Julie kam dazu, hörte unſer Geſpräch, und erklärte empfindlich: ſie habe nur auf den Fall mir eine Hoffnung zugeſagt, wenn er ſelbſt von ihrem Gelübde ſie entbände.

Dies Geſtändniß benutzte Fink, um ſich gleichfalls empfindlich zu ſtellen. »Dieſe Art von Anwartſchaft oder wie ſoll ich es nennen,« ſagte er, »iſt eben kein Beweis von Zärtlichkeit für mich.« — Damit ging er, und warf die Thür ungezogen hinter ſich zu.

Ich ſchwieg und beobachtete. Julie ſchien einen Augenblick erſchrocken — dann weinte ſie ſanft — dann reichte ſie mir mit abgewandtem Geſicht die Hand und ſchluchzte. »Ich Unglückliche! wenn ich mich auch in Ihnen geirrt habe!« — Ich warf mich zu ihren Füßen, und wollte eben in Betheurungen überſtrömen, als, zu meinem Erſtaunen, ihre Thränen plötzlich vertrockneten, ihre Augen funkelten, und ſie — haſtig ihre Hand losreißend — ausrief: »Nein er hat Recht! ich wäre ſeiner und Ihrer unwürdig, wenn ich eines ſolchen Wankelmuthes fähig wäre. Ich fühle, daß ich ihn verlieren werde, allein ich ſchwöre, daß ich zugleich auch Ihnen entſage.«

Mit dieſen Worten eilte ſie aus dem Zimmer, verſchloß ſich in das ihrige, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Ich ſtand verblüfft, empfindlich, ärgerlich. In dem Augenblicke, da ich ſie zu halten glaubte, entſchlüpfte ſie mir, dem Anſchein nach, für immer. Daß ihr Entſchluß blos die Wirkung einer letzten, romantiſchen Aufwallung war, bedachte ich zu ſpät.

»Warum ſetzeſt du deine Ruhe noch länger auf das Spiel?« flüſterte beleidigte Eitelkeit mir zu. »Flieh, weil es noch Zeit iſt, und bekümmere dich nicht weiter um das launenhafte Mädchen und ihre treuloſe Hopfenſtange.« — Auf der Stelle ging ich zu dem Rath, ſagte ihm, daß ich am andern Morgen in aller Frühe abreiſen würde; daß ich aber kein Liebhaber von förmlichen Abſchiednehmen ſei, ihn daher erſuchte, meinen Dank für ſeine Bewirthung im Stillen zu empfangen, und meinen Entſchluß den übrigen Gäſten zu verheimlichen.

Ich las Ueberraſchung und Freude in ſeinem Geſicht. Nun hatte er freies Feld. Er zwang ſich zu der lauwarmen Bitte, meinen Aufenthalt noch zu verlängern, gab jedoch ſehr bald höflich nach, um mich auf keine Weiſe durch ſeine Bitten zu beläſtigen. Wir ſchieden als die beſten Freunde. Abends erſchien ich noch bei Tiſche, Julie aber nicht, ſie entſchuldigte ſich durch Kopfſchmerzen. Madame Rothbock machte die Honneurs an der Tafel, und neckte mich durch plumpe Scherze. Der dicke Herr Rath ſchien in angenehmen Gedanken verloren. Fink ſprach wenig und ich kein

Wort. Sobald wir die Stühle rückten, machte ich eine kurze Verbeugung und verschwand.

Unzähligemal änderte ich, während der schlaflosen Nacht, meinen Entschluß; unzähligemal ergriff ich ihn auf's neue. Die Vernunft siegte endlich. »Was kann, was soll aus der Geschichte werden?« so raisonnirte ich mit mir selbst. »Gesetzt, Julie liebt mich, will ich sie etwa heirathen? ich, der ich stets eine unüberwindliche Scheu vor dem Ehestande hegte, ich sollte mich jetzt über Hals und Kopf an eine entführte Dirne fesseln? — Nein, ich will sie nicht heirathen. Oder soll sie als Maitresse mit mir herum ziehen? darf ich das hoffen von ihr, die sogar gegen einen geliebten Bräutigam ihre Unschuld zu behaupten wußte? — Es bleibt dabei, ich gehe.«

Und ich ging wirklich. Schon um vier Uhr des Morgens saß ich zu Pferde und trabte den Hügel hinab. Der Herr Rath und Madame Rothbock benutzten meine Abwesenheit trefflich. Ein Brieflein an Fink war in meinem Namen geschmiedet worden, folgenden Inhalts:

»Mein Freund, ich liebe Julien zum Rasendwerden! es ist mir gelungen ihr Herz zu rühren; sie flieht mit mir; sie will meine Treue prüfen und vergelten; sie will nicht Zeugin Ihrer Unbeständigkeit sein. Madame Rothbock wird Ihnen Juliens Verlust ersetzen. Spüren Sie uns nicht nach, es würde Ihnen oder mir das Leben kosten, und im glücklichsten Falle würden Sie dennoch das Herz nicht wieder gewinnen, dessen Werth Sie verkannten.«

Dies saubere Brieflein hatte man versiegelt in meinem

Schlafzimmer auf den Tiſch gelegt. Die verliebte Krämerin war im Geheimniß, und lieh ſich bereitwillig zu Allem; denn der Schaafpelz hatte ihr bewieſen, daß nur eine Trennung von Julien den ſchwankenden Blondling beſtimmen könne, ſeine Arme den goldenen Feſſeln darzureichen, und hatte nebenher verſprochen, die entführte Waiſe ihren Verwandten wieder auszuliefern.

Kaum war ich davon geritten, als ein erkauftes Bauermädchen leiſe an Juliens Thür klopfte, ihr zuflüſterte, ich ſei ſo eben aufgebrochen, und laſſe ſie dringend bitten, herab in die Pachter-Wohnung zu kommen, die kaum hundert Schritt von dem Landhaus entfernt lag, wo ich ihr etwas wichtiges zu vertrauen hätte. Julie erſchrack heftig; ihr erſter Gedanke war, es ſei zwiſchen mir und Fink ein Zweikampf vorgefallen. Sie ſprang aus dem Bette, warf ein leichtes Nachtkleid über und flog zitternd in die Pachters Wohnung, wo man ſie unter allerlei Vorwand, auf meine baldige Ankunft vertröſtete, und endlich, als ſie nicht mehr zu halten war, ihr mit dürren Worten erklärte: ſie müſſe vor der Hand hier bleiben, auf Befehl des Herrn Raths. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus, und verſank in dumpfes Erſtaunen.

Unterdeſſen benachrichtigte man den blonden Fink, daß ich plötzlich insgeheim abgereiſt, und daß auch Julie verſchwunden ſei. Haſtig ſtreckte er ſeine langen Beine aus dem Bette, ſtürzte in Juliens Schlafgemach, dann in das meinige, fand keinen Menſchen aber einen Brief, der ihn

vollends zur Verzweiflung brachte. Er ſchrie über Treuloſigkeit; er glaubte ſich noch obendrein verhöhnt; er wollte zu Fuße bis nach der erſten Poſtſtation laufen. Madame Rothbock erbot ſich mitleidig, ihn dahin zu begleiten. Ihre Pferde waren ſchon angeſpannt. Ohne Beſinnung ſtieg er mit ihr in den Wagen, und grinſend ſah der dicke Herr Rath das Pärchen dahinrollen; grinſend hob er ſeine dicken Finger, um ihnen nach zu ſegnen.

Auf der erſten Poſt fragte Fink haſtig: ob man nicht einen jungen Mann in einer blauen Uniform mit einem Frauenzimmer, welches er ſehr treffend beſchrieb, habe vorbei fahren ſehen? — Ein Offizier iſt nicht längſt vorbei geritten, war die Antwort, aber ganz allein.

Ich war in der That kaum eine halbe Stunde voraus, denn mein gemietheter Bauergaul hatte ſich meinen Tiefſinn zu Nutzen gemacht, um mit größter Bequemlichkeit Schritt vor Schritt zu wandeln, auch wohl bisweilen am Wege einen Mund voll Gras zu rupfen, ohne daß ich es gewahr wurde. Jetzt erwachte ich aus meinen Träumen, als ich, dicht an der Straße, ein ſehr maſſives Landhaus erblickte. Ich ahnete nicht, daß ich der Wohnung der liebenswürdigen Madame Rothbock ſo nahe ſei. Plötzlich hörte ich einen Wagen hinter mir her rollen. Ich nahm mir nicht einmal die Mühe mich umzuſehen. Aber kaum war der Wagen mir zur Seite, als ich den langen Fink mit entblößtem Degen herausſpringen ſah. Obgleich überraſcht, blieb ich dennoch ſehr kaltblütig. Meine Flinte war noch

geladen, ich feuerte ſie in die Luft, um jedem böſen Zufall vorzubeugen.

Die Krämers-Witwe, die einen bloßen Degen geſehen und einen Schuß gehört hatte, kreiſchte ſo drollig, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Sie kugelte ſich gleichfalls aus dem Wagen, und ſchob ſich kreiſchend zwiſchen mich und den geliebten Bräutigam, der ſie, noch vor der Hochzeit, wiederum zur Witwe machen wollte. Fink ſtieß ſie zurück und forderte mich trotzig. Ich ſtieg ab und band mein Pferd an einen Baum. Es war mir unbegreiflich, wodurch der ſanfte Fink ſo ſehr in Wuth gegen mich gerathen. Ich hatte nicht Luſt, mich meines Vortheils zu bedienen, und fragte ihn gelaſſen um die Urſache ſeines Zornes.

Ohne ein Wort zu antworten, reichte er mir das Brieflein. Ich las und fand augenblicklich den Faden der elenden Intrigue. »Man hintergeht uns Beide,« ſagte ich ihm, mit einem verachtenden Blick auf ſeine Dulcinea; zugleich erinnerte ich ihn an ein Lied, welches ich vor zwei Tagen in ſeiner Gegenwart abgeſchrieben und ihm gegeben hatte. Es befand ſich zum Glück noch in ſeiner Taſche; er zog es hervor und ſah beſchämt, daß der Brief nicht von meiner Hand geſchrieben ſei. Er fiel mir um den Hals. Seine ganze Wuth kehrte ſich gegen Madame Rothbock. »Das iſt dein Werk!« fuhr er ſie an, »du Ungeheuer!«

Die mannluſtige, zitternde Witwe erbot ſich ſchluchzend, Alles aufzuklären, wenn wir ſie zuvor nach ihrer

Wohnung begleiten wollten, denn jetzt sei sie außer Stande zu sprechen, einer Ohnmacht nahe.

Wir thaten was sie begehrte, und sie hielt Wort; denn kaum hatten wir ihre Schwelle betreten, als sie zu Boden schlug, daß die Fenster klirrten. Ich hatte nichts bei der Hand als ein wenig Schießpulver, das schüttete ich ihr in den offenen Mund. Sie sprudelte und kam zu sich.

Nun erfuhren wir Alles. Sie schob die Schuld einzig und allein auf den Schaafpelz, der es ihr zur Gewissenspflicht gemacht habe, einen verirrten Jüngling wieder auf den rechten Pfad zu leiten, indessen er die Sorge für das verirrte Mädchen übernehmen wolle. Sie betheuerte ihre gute Absicht und ihre grenzenlose Liebe. — Aber Julie? fragten wir Beide aus Einem Munde: was ist aus Julien geworden?

»Dies leichtsinnige Geschöpf,« erwiederte Madame Rothbock mit boshafter List, »war von Allem unterrichtet, Alles geschah mit ihrem Vorwissen. Sie versteckte sich, um uns abreisen zu lassen, und dann, Gott weiß, welch ein Sündenleben in Wollust und Ueberfluß zu beginnen.«

Ich glaubte der Megäre nicht eine Sylbe. Fink war argwöhnischer und folglich leichtgläubiger. Hatte er doch selbst das ganze Landhaus durchstrichen, mit lauter Stimme Julien überall gerufen. Hätte man sie eingesperrt, so würde sie seine Stimme vernommen und geantwortet haben. Was hätte sie auch bewegen können, des Morgens um fünf Uhr ihr Bett und ihr Zimmer zu verlassen?

Ich konnte darauf nichts antworten, denn ich tappte ja selbſt noch im Dunkeln; allein ich traute der Verſicherung meines Herzens: Julie ſei unſchuldig. Es entſtand nun die Frage: was zu thun ſei? — Fink, der ſich jetzt als der Erſte Liebhaber in einer Tragödie vorkam, wollte auf der Stelle umkehren und das Landhaus in Brand ſtecken. Madame Rothbock meinte, er müſſe den Rath verbrennen, und nicht das Landhaus; jenen werde er aber nicht mehr finden, weil er ſogleich, nebſt Julien, nach — ſie wußte nicht wohin — habe abreiſen wollen. Fink kaute an ſeinen Nägeln. Ich bat um ein Frühſtück, um beſſer überlegen zu können. Es wurde aufgetragen. Fink aß keinen Biſſen. Die ſchöne Witwe ſchloß, um ihn zu zerſtreuen, alle ihre Käſten und Schränke auf, und ließ ihm ſo viele herrliche Dinge ſehen, daß er bald Julien gar nicht mehr ſah.

Als ich ſeine Augen- und Herzensſchwäche merkte, ſchlug ich vor, an Ort und Stelle die Sache zu unterſuchen, zu erforſchen, und — wenn er mich bei Madame Rothbock erwarten wolle — ihm ſichere Nachricht zu bringen. Er willigte darein, wiewohl mit einiger Verlegenheit. In wenigen Stunden hatte ich das nächſte Städtchen erreicht, wo ich eine Poſtchaiſe kaufte (weil mein Ackergaul vor Müdigkeit umfallen wollte), und einen pfiffigen Lohnlakei, einen Italiener, in meine Dienſte nahm, dem ich, bei allem was er ſehen oder hören würde, ein tiefes Schweigen empfahl. Dann eilte ich nach dem Landhauſe des dicken Herrn Raths.

Vermuthlich hatte dieſer, aus guten Urſachen, alle ſeine Leute entfernt. Niemand begegnete uns, weder auf dem Hofe noch in den Zimmern; aber auch ihn ſelbſt fanden wir da nicht. Ich ſchlich auf den Gang, bis vor die Thür von Juliens Schlafgemach. Hier hörte ich alſobald ihre laute Stimme, und ein halblautes Flüſtern des Herrn Raths.

Ich öffnete die Thür ſo leiſe als möglich. Zum Glück hatten die handelnden Perſonen uns den Rücken zugekehrt, und ich hatte ungeſtört faſt eine Viertelſtunde lang das Vergnügen, zu ſehen, wie der Herr Rath mit ſeinen unflätigen Küſſen Juliens ſchöne Hand bedeckte, die ſich ihm ſtets entwand, und immer auf's neue ergriffen wurde.

Julie erblickte mich zuerſt, ſchrie laut auf und ſtürzte in meine Arme. Jetzt wandte auch der Schaafpelz ſein dickes Haupt. Mein Anblick, meine Piſtole verſteinerten ihn; er war nicht im Stande aufzuſtehen. Julie fiel zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, nannte mich tauſendmal ihren Befreier, und ihre Freude war ſo ſchön, ſo ausgelaſſen, daß ich ohne Eitelkeit mir ſchmeicheln durfte, nicht die Rettung allein ſei ihr willkommen, ſondern auch der Retter.

Indeſſen erholte ſich der Rath ein wenig, verſuchte eine kahle Rechtfertigung, ſprach von ſeinen reinen Abſichten; von der Verführung, welcher dieſe junge Waiſe ausgeſetzt geweſen; von ſeinem frommen Vorſatz, ſie mit Sanftmuth in die Arme ihrer Verwandten zurück zu führen u. ſ. w.

»Der Scheinheilige!« ſagte Julie, indem ſie feſt an meinen Arm ſich klammerte, »er hat mich nicht einmal gefragt

wer ich bin.“ Sie erzählte nun, wie er mit ihr umgegangen, und ließ, von holder Schamröthe übergoſſen, errathen, was er ihr zugemuthet.

»Sie mag ſich erklären,“ ſagte ich lächelnd, »ich kenne ihre Verwandten eben ſo wenig als der Herr Rath. Will ſie in ihre Heimath zurück, ſo mag ſie zwiſchen uns wählen, wer ſie dahin geleiten ſoll. Doch dieſe Wahl ſei zwanglos, dafür bürge ich.“ Bei den letzten Worten hob ich die Piſtole auf und ſah mit Vergnügen, daß dieſe ſtumme Bewegung größere Wirkung that, als meine Beredſamkeit. Er ſchob ſich hin und her, um nicht mit dem Piſtolenlauf in Parallele zu gerathen.

Julie erklärte ſich ſehr beſtimmt, ſie wolle mir folgen. Ich bat, uns keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, auf welchen Fall ich erbötig ſei, ſo bald ich mit Julien im Wagen ſitzen würde, das corpus delicti, nämlich den Brief auszuliefern, der mich in den Stand ſetzte, den Rath um ſeinen guten Ruf zu bringen. Er gab nach, weil er wohl ſah, daß nichts anders zu thun war, und verſicherte, mit einem ſauerſüßen Geſicht, Juliens Unſchuld, die er mir vertraue, ſei das einzige Kleinod, welches zu erhalten er getrachtet habe. Er ließ von ſeinem beſten Wein auftragen, und ſuchte ſo viel möglich eine frohe Heiterkeit zu erkünſteln.

Indeſſen hatte er, durch einen ſeiner Vertrauten, meinen Bedienten ausfragen laſſen, wer ich doch wäre? und woher ich käme? — Er erfuhr nichts, aber der Umſtand fiel ihm auf, daß ich, auf einem gemietheten Gaul ganz allein fortgeritten, und in einer eleganten Equipage mit

Bedienung zurück gekommen sei. Er schloß daraus, ich müsse in der Gegend wohnen, und dieser Umstand machte ihn noch behutsamer, als er vielleicht gegen einen Fremden gewesen sein würde; denn ich konnte ja die ganze Nachbarschaft gegen ihn empören.

Ich wußte von diesen geheimen Beweggründen nichts, und zitterte noch immer dafür, daß es ihm einfallen möchte, seine handfesten Leute gegen meine ungeladene Pistole aufmarschiren zu lassen. Allein er wagte mit keiner Mine uns aufzuhalten, als wir mit tiefen Reverenzen ihm einen guten Morgen wünschten. Der Schaafpelz begleitete uns bis an den Wagen, wo ich ihm seinen Brief in's Gesicht warf, und mit der schönen Beute davon jagte.

Es war einer der süßesten Augenblicke meines Lebens, als ich Julien, frei durch mich, an meiner Seite sitzen sah. Schüchtern ergriff ich ihre Hand, drückte sie sanft, und fragte, ob ich sie zu Fink geleiten solle?

»Wo ist er?« — Bei Madame Rothbock. — »Bei ihr? und er konnte mich ruhig in den Händen eines wollüstigen Mannes wissen? er konnte — unbekümmert um mein Schicksal — Sie allein ziehen lassen, um meine Befreiung zu unternehmen? Er liebt mich nicht mehr! nie werde ich zu ihm zurückkehren!« — Sie weinte, ich schwieg — sie schluchzte, ich wollte sie trösten — sie bat mich, sie ihren Gedanken und Empfindungen zu überlassen. Ich that es. Sie drückte sich in die Ecke des Wagens und zog den Schleier über. Ich bemerkte bald, daß sie schauderte. Die Begebenheiten des Tages hatten sie so heftig angegriffen, daß ein

ſtarker Fieberfroſt ſie ſchüttelte. Ich wurde ſehr unruhig. Wir erreichten das nächſte Dorf. Sie wollte weiter fahren. Ich beſtand darauf, ſie müſſe Ruhe ſchöpfen.

Ohne Bedenken ließ ich gerade vor ein anſehnliches Landhaus fahren, entſchloſſen, den Beſitzer um ein Nachtlager zu erſuchen. Er war nicht gegenwärtig, nur der Verwalter, den ich durch eine Hand voll Gold zu Allem willig machte. Es war die höchſte Zeit; Julie konnte ſich nicht mehr aufrecht erhalten. Sie ſank auf's Bett und wurde ſo ernſtlich krank, daß ich eine Woche lang für ihr Leben zitterte. Endlich ſiegte ihre Jugend. Sie erholte ſich bald wieder; nur noch ein wenig blaß lag ſie da, doch um ſo reizender.

Ich hatte, ſeit unſerer Ankunft in dieſem Hauſe, für ihren Mann gegolten; jetzt wagte ich es, Anſprüche auf dieſes Recht geltend zu machen; aber Juliens Ernſt, bisweilen ihre Thränen, führten mich immer ſchnell in die Grenzen des ſeufzenden Liebhabers zurück. Indeſſen war meine Lage ſehr peinlich. Dem reizendſten Mädchen ſtets ſo nahe — in ſo engen Verhältniſſen mit ihr — Gelegenheit und Liebe — was ſollte daraus werden? ſollt' ich verſchmachten? — was mir allein noch kargen Troſt gewährte, war, daß ich deutlich ſah, wie auch Julie mit ſich ſelbſt im Streite lag. Ich verdoppelte meine Zärtlichkeit, und erwartete mein Glück von ihres Herzens freier Wahl.

Unter der Hand zog ich Erkundigung von meinem Nebenbuhler ein, und vernahm, daß am erſten Mai ſein Hochzeitfeſt mit Madame Rothbock gefeiert werde. Ich

ermangelte nicht, dieſe Nachricht der verlaſſenen Ariadne mitzutheilen; ihre Eitelkeit ſchien tiefer verwundet als ihr Herz. Auch war es offenbar nur dieſe Eitelkeit, welche einen romantiſchen Plan der Rache ausheckte. Kaum geneſen erklärte ſie am 30. April, daß ſie am andern Morgen bei der Vermählung ihres Theſeus gegenwärtig zu ſein wünſche. Alles, was ich dagegen einwenden mochte, war in den Wind geredet. Sie forderte meinen Beiſtand als Beweis meiner Liebe, und ich mußte mich ergeben.

»Wenn Fink uns plötzlich beiſammen erblickt,« hatte ich unter andern ihr vorgeſtellt, »ſo wird er glauben, wir ſeien gekommen, ihn zu verhöhnen, und wer weiß, ob er nicht noch in der Kirche einen tollen Streich begeht.«

»Sein Sie ruhig,« verſetzte Julie, »er ſoll uns nicht beiſammen ſehen. Ich werde eines ihrer Kleider anziehen; wenn es mir auch ein wenig zu lang und ein wenig zu breit iſt, ſo wird es mich um ſo unkenntlicher machen. Ich miſche mich unter das Volk, ich gehe nicht eher in die Kirche, bis das Brautpaar ſich darin befindet. Ihr Wagen erwartet mich wenige Schritte vor der Pforte. Sobald die Ceremonie vorbei iſt, werde ich, die Erſte, hinausſtürzen, mich in den Wagen werfen und davon eilen, ehe noch Fink, dem ich nur ein einziges Wort zu ſagen habe, ſeine Beſinnung wieder finden wird. Er ſoll nur wiſſen, daß ich ihn geſeh'n in der Stunde ſeiner Schmach, und daß ich auf ewig für ihn verloren bin.«

Ich lächelte Beifall, ob mir gleich nicht ganz wohl dabei zu Muthe war. Am andern Morgen in aller Frühe

half die Frau Verwalterin Julien die ungewohnte Kleidung anlegen. Es paßte ihr nirgend und ſtand ihr doch allerliebſt. Sie ſtieg in den Wagen und ich begleitete ſie zu Pferde, um zwar in einiger Entfernung zu bleiben, aber doch im Nothfall bei der Hand zu ſein. Alles ging vortrefflich. Fink ſchlich mit gebücktem Haupte zum Opferaltar. Ich konnte ihn nicht verdammen, denn man ſah es ihm wohl an, daß — wäre er ſo reich geweſen als ich — ſeine Treue für Julien nimmer gewankt haben würde. Darum (im Vorbeigehen geſagt) ſollte jeder Staat einen Schatz für arme Verliebte offen halten, aus dem ſie in der Noth ſich verſorgen, und dadurch ihre Treue retten könnten.

Julie ſaß ſchon wieder im Wagen, dicht vor der Kirchenthür, als der blonde Fink an der Hand ſeiner buntgeſchmückten Braut heraustrat. Sie rief ihn bei Namen mit ihrer wohlbekannten Zauberſtimme. Er ſtutzte — bebte — und flog an den Wagen. »Mein Herr,« ſagte ſie, »ich habe nicht ermangeln wollen, Ihren Triumph zu verherrlichen. Sie ſind gefeſſelt, ich bin frei, wir ſehen uns zum letzten Male.« — Fort flog der Wagen, und Fink ſtand, wie einſt Daphne, in die Erde gewurzelt, doch ohne ein Lorbeerbaum zu werden.

Ich hielt mit meinem Gaule auf einer Anhöhe, hinter einigen Bäumen; ich ſah Alles und faſt mehr als mir lieb war; denn ich ſah auch einen roth gekleideten Burſchen, der ſich behende hinten auf den Wagen geſchwungen, und ſo, ohne Juliens Wiſſen, ihr zum Begleiter ſich aufdrang. Das hielt mich für's Erſte zurück, mich ihr ganz zu nähern.

Ich sprengte in einer gewissen Entfernung hinter d'rein. Da ich dem rothen Burschen nicht in's Gesicht sehen konnte, so vermuthete ich, es sei ein Bedienter des nunmehr reich gewordenen Herrn Fink, der beauftragt sei, Juliens Aufenthalt auszuspüren. Ich meinte, er würde wohl nicht weit mit fahren, und nahm mir vor, ihn mit meiner Peitsche in Empfang zu nehmen, so bald er herunter spränge. Es fiel mir auf, daß er auch dann noch nicht einmal Anstalt dazu machte, als der Wagen bereits auf den Schloßhof fuhr. Diese Impertinenz jagte mich in Harnisch. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und sprengte, wenige Minuten nachher, auf den Hof.

Julie war schon ausgestiegen, der rothe Bursche verschwunden. Ich fragte den Kutscher, wo der Bediente geblieben sei, den ich hinten auf dem Wagen gesehen? — »Das war kein Bedienter,« antwortete er mir, »das war ein vornehmer Herr mit einem Degen an der Seite, der mit der gnädigen Frau die Treppe hinauf gestiegen ist.« — Mit heftiger Neubegier stolperte ich hinterher, und siehe da, es war Herr Sebastian Duderdull, der gewaltige Frosch-Spießer, der Julien erkannt hatte, aus thierischem Instinkt ihr gefolgt war, und jetzt eben sie kräftig umarmen wollte. Als er mich erblickte, schlug er ein Schnippchen und sagte weiter nichts als: Sackerment! Vermuthlich erinnerte er sich der Stöße mit der Flintenkolbe. Ich blieb nicht so einsylbig, sondern bewillkommte ihn nach Gebühr. Er wollte fort schleichen, allein da er ohne Zweifel unsern Aufenthalt den sämmtlichen Hochzeitgästen sogleich verrathen,

und uns dadurch vielleicht noch mehr unwillkommene Besuche zugezogen hätte; so ersuchte ich ihn sehr höflich, sich einstweilen auf eine Bodenkammer zu begeben, wo ich ihn einsperrte und hungern ließ bis zu unserer Abreise.

Wir kamen ohne weitern Zufall nach Kölln, wo ich meine alte reiche Tante fast in den letzten Zügen fand. Um alles Aergerniß zu vermeiden, und der Erbschaft nicht etwa verlustig zu gehen, miethete ich für Julien ein kleines Haus in der Vorstadt. Ich selbst blieb Tag und Nacht bei der Kranken, denn es gab Erbschleicher in Menge, die man entfernt halten mußte. Meiner Geliebten konnte ich nur seltene Stunden widmen, aber es waren süße Stunden. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit mit dem innigsten Gefühl, widerstand jedoch jedem leidenschaftlichen Begehren mit einer Beharrlichkeit, die mich oft zur Verzweiflung brachte. Nur am Altare wollte sie ganz die Meinige werden. Ich unterwarf mich auch dieser Bedingung, sobald die Augen meiner Tante sich würden geschlossen haben. Ich schwur es ihr tausendmal, und meine Schwüre, im Bunde mit der Liebe, schläferten endlich die Tugend ein. Ich fand eine unbewachte Stunde, meine Küsse erstickten ihr Schluchzen und saugten ihre Thränen auf.

Von nun an wurde sie ernst und schwermüthig. Sie ergab sich mir ohne Rückhalt, aber ihre Sinne waren nicht berauscht wie die meinigen. Die Krankheit meiner Tante zog sich in die Länge, erst nach einigen Monaten segnete sie das Zeitliche, und hinterließ mich lachenden Erben im Besitz von achtzig tausend Thalern. Du weißt, wie ich vor-

mals vom Gelde dachte. Nur um abwechſelnden Genuß dafür zu erkaufen, ſchien es mir einigen Werth zu haben. Genießen wollte ich nun bis an mein ſeliges Ende, denn ein Kaſten mit achtzig tauſend Thalern ſchien mir unerſchöpflich.

Ich ſchlug Julien eine Reiſe nach Paris und London vor. Sie ſah mich wehmüthig fragend an; da ich aber kein Wort von unſerer Vermählung fallen ließ, ſo ſchwieg auch ſie, und folgte mir, ohne mich an Schwüre zu erinnern, deren Erfüllung ſie ſelbſt nicht mehr zu verdienen glaubte. Ohne ihr Erinnern dachte ich wohl bisweilen daran, auch liebte ich ſie wahrhaftig noch immer wie vormals; aber es wurde mir ſauer, meinen Widerwillen gegen den Eheſtand zu überwinden. »Und wozu auch?« ſo tröſtete ich mich über meine Wortbrüchigkeit, »würden wir dann glücklicher ſein? gilt ſie nicht auf Reiſen überall für meine Gemahlin? geſtehe ich ihr nicht alle Rechte meiner Gattin zu? bin ich ihr nicht treu? die Liebe erliſcht nicht ſelten, wenn ſie in Pflicht verwandelt wird.«

Kaum hatte ich in Paris und London auch nur einmal Zeit, ſolche Betrachtungen anzuſtellen; ich taumelte aus einer Zerſtreuung in die andere und kam nie zu mir ſelber. Julien konnte ich ſelten überreden mich zu begleiten. Sie ſaß meiſtentheils zu Hauſe, leſend und arbeitend, und empfing mich freundlich, wenn ich ſpät in der Nacht mit wüſtem Kopf heimkehrte. Ich wollte ihr bisweilen die Einſamkeit durch koſtbare Geſchenke verſüßen, ſie ſchlug ſie be-

harrlich aus, und ſuchte meine Verſchwendung zu zügeln, ſo viel ſie vermochte.

Noch war kein Jahr verfloſſen, als ich, wie ein Simpel, im Netz einer Gaunergeſellſchaft mich fangen ließ, die mich zum wüthenden Spieler machte. Juliens ſtille Wohnung verwandelte ſich in ein Tripot. Das ſchien ihr anfangs äußerſt widerwärtig, doch nach einigen Wochen glaubte ich zu bemerken, daß auch ſie Gefallen am Spiele fände. Ich freute mich darüber, wie ein Sünder ſich immer zu freuen pflegt, wenn er einen Gerechten zu ſich herabzieht. Ich ſchüttete Gold in ihren Schooß, um die entſtehende Neigung zu vermehren. Sie nahm es, wider ihre Gewohnheit, dankte freundlich, forderte auch wohl mehr; ließ ſich von nun an gern beſchenken; hatte bald hier bald dort ſchöne Diamanten geſehen, die ſie zu beſitzen wünſchte und die ich immer ſchnell ihr brachte; kurz, ſie fing an mich mehr zu koſten als der Spieltiſch. Ich bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, denn ſo lange ich meinem eiſernen Kaſten noch nicht auf den Grund ſah, war jeder erfüllte Wunſch meiner Geliebten mir der ſüßeſte Genuß. Aber ſie und die Spieler ſorgten dafür, daß ich den leeren Boden des Kaſtens nur allzubald entdeckte. Bei ihr fand ich keinen Troſt, denn ſie hatte mir oft geklagt, daß ſie alle meine Geſchenke wieder verſpielt habe. Nun wich der Ueberfluß aus unſerer Wohnung, der Mangel zog ein. Man drohte mir ſogar mit dem Gefängniß, denn ich hatte Schulden gemacht. Die Spieler verſchwanden, die Herzensfreunde zogen ſich zurück. Ich mußte mich ent-

ſchließen, bei Nacht und Nebel Paris zu verlaſſen, ein Schritt, der mein Ehrgefühl peinigte.

Ich warf einen Blick auf mein verfloſſenes Leben, und war höchſt unzufrieden mit mir ſelbſt; aber, ich läugne es nicht, auch mit Julien. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ſie, in dem letzten halben Jahre, mich gleichſam plündern helfen, und ich erinnerte mich jetzt mit Widerwillen mancher kleinen weiblichen Kunſtgriffe, um mir Geld oder Geſchenke zu entlocken, das verſtimmte mich gegen ſie. Wir fuhren oft mehrere Meilen, ohne daß wir Ein Wort mit einander ſprachen. Ich hatte ſie, trotz ihres Fehltritts, um ſo vieler trefflichen Eigenſchaften willen doch immer hoch geachtet; das konnt' ich nun nicht mehr, und das gab mir Laumen. Sie trug alles ſchweigend und ſanftmüthig. So kamen wir endlich wieder nach Kölln, wo ich nicht wußte, was ich anfangen ſollte, und mit den wenigen Thalern, die mir übrig blieben, mich unthätig herum trieb.

Bald geſellte ſich zu meinen innern Qualen auch noch die Eiferſucht, denn ich fand Julien öfter nicht zu Hauſe, und einmal ſogar über Land gefahren, ohne daß ſie mir ſagte, wo ſie geweſen ſei. Darnach zu fragen, war ich zu ſtolz. Aber mein Betragen gegen ſie wurde täglich unleidlicher. Sie mußte oft herbe ſpitzige Worte von mir hören; unſer ſchönes Verhältniß war zertrümmert. Noch empfindlicher machte mich die Bemerkung, daß meine Verwandlung ihr nicht einmal ſehr zu Herzen ging; ich las bisweilen ſogar Zufriedenheit in ihren Blicken, die ich natürlich

einer neuen Liebe zuſchrieb; ein Gedanke, der mich raſend machte!

Eines Abends erſuchte ſie mich, am andern Morgen mit ihr auf's Land zu fahren in eine ſchöne Gegend, nur wenige Meilen von Kölln. Ich ſtutzte. Die Pferde waren ſchon beſtellt. Ich ſagte weder Ja noch Nein, aber ich fuhr mit aus Neubegier. Unterwegs ſprachen wir wenig mit einander. Juliens Geſicht ſchien mir ſo feierlich, und doch ſo heiter. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Als wir das Ziel unſerer Fahrt in geringer Entfernung erblickten, ſah ich Thränen in ihren Augen. Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht warum.

Jetzt erreichten wir dieſen niedlichen Landſitz und ſtiegen in dem kleinen, bequemen Hauſe ab, in welchem dein glücklicher Freund jetzt deinen Beſuch empfängt. Wir fanden einen Tiſch für zwei Perſonen gedeckt, und die Speiſen wurden ſogleich aufgetragen. „Wer iſt hier der Wirth?“ — fragte ich befremdet. — »Vor der Hand iſt nur eine Wirthin hier,“ verſetzte Julie lächelnd, »und die bin ich.“ — Sie nöthigte mich Platz zu nehmen. Ich that es und nahm mechaniſch die Serviette von meinem Teller. Da lag ein verſiegeltes Packet auf dem Teller. Ich warf einen Blick darauf, und einen zweiten auf Julien, die mit niedergeſchlagenen Augen und heftig bewegten Buſen mir gegenüber ſaß. Das Packet war an mich adreſſirt. Ich öffnete es haſtig, es enthielt einen förmlichen, von mir geſchloſſenen Kaufkontrakt über dieſes Gut, nebſt einer

Quittung über den Kaufschilling von dreißig tausend Thalern.

Begehre nicht, daß ich dir mein Erstaunen schildern soll. Alles entwickelte sich schnell. Als Julie meinen unüberwindlichen Hang zum Spiele gewahrte, und an meiner Rettung verzweifelte, da suchte sie durch Künste, die ihr unendlich sauer wurden, von meinem Vermögen so viel in Sicherheit zu bringen, als sie nur immer habhaft werden konnte, hütete sich aber wohl, mir dort ihren schönen Betrug zu verrathen, aus Furcht, daß ich auch das Gerettete noch verschleudern möchte. Auf unserer Heimreise entwarf sie den Plan, den sie nun im Stillen mit so zarter Liebe ausgeführt hatte. Sie, die, von mir hintergangen, den Eidbrüchigen hätte fliehen und verachten sollen, sie wurde dessen Wohlthäterin.

Ich lag zu ihren Füßen, ich betete sie an wie eine Heilige. Sie hob mich schluchzend in ihre Arme. Nun eilte ich, die süßeste Pflicht zu erfüllen, woran Verblendung, Vorurtheil und Leichtsinn mich bis jetzt gehindert hatten. Julie war so großmüthig, mir ihre Hand am Altare zu reichen.

Schon seit sieben Jahren genießen wir häusliches Glück, für welches nur sie mein Herz empfänglich machen konnte. Als Gattin und als Mutter ist meine Julie ein so tadelfreies, achtungswerthes Weib, daß die Verirrung ihrer ersten Jugend schon längst getilgt worden. Auch mit ihrer Tante, der Frau von Murriband, ist sie ausgesöhnt. Der

lange, blonde Fink hat sein Glück nicht lang genossen; er starb an der Schwindsucht im zweiten Jahre seiner Verheirathung, und Madame Rothbock sucht noch immer seine Stelle zu ersetzen. Herr Sebastian Duderdull genießt einer dauerhaften Gesundheit, und hat es, im Frösche-Spießen, auf den höchsten Gipfel der Kunst gebracht. Der fromme Schaafpelz pflegt seines dicken Leibes. Auf einer Geschäftsreise nach Kölln zerbrach er neulich ein Wagenrad dicht vor meinem Landhause, und nahm seine Zuflucht hieher, ohne zu wissen wer hier wohnte. Du kannst dir sein Erstaunen und seine Verlegenheit denken, als er von Julien und mir empfangen wurde. Wir bewirtheten ihn mit höflichem Spott; er eilte sobald als möglich weiter. Wir ersuchten ihn, auf dem Rückwege wieder bei uns einzusprechen, aber sein Gewissen hieß ihn einen Umweg nehmen, um den Anblick unsers Glückes zu vermeiden.

Da hast du meine ganze Geschichte. Es ist hoffentlich weiter nichts hinzu zu fügen, als: er lebte lange und zeugte Söhne und Töchter. — »Um Vergebung,« sagte Blank, »eines wäre doch wohl noch hinzu zu fügen; daß nämlich dein Beispiel keine Nachahmung verdient, und daß es höchst gefährlich war, ein Mädchen, welches mit einem andern davon gelaufen, zur Lebensgefährtin zu wählen.

»So?« erwiederte Fritz Hummel, »meinst du, es sei minder gefährlich, die sittsamste Dirne zu heirathen? — Wenn ein Mädchen das zwanzigste Jahr erreichte, so hat

es ſicher auch ſchon einen Andern geliebt, wenn es gleich nicht immer mit ihm davon gelaufen iſt.“

Das Grabmahl bei Myloſa.

Der Graf Choiſeul Gouffier beſchreibt es in ſeiner maleriſchen Reiſe durch Griechenland, und macht dabei eine ſehr wahre, des Wiederholens würdige Bemerkung. Dieſes Denkmahl, ſagt er, wurde unter Alexander VII. zerſtört, denn die Türken ſind fürwahr nicht die Einzigen, die man beſchuldigen kann, daß ſie die koſtbaren Ueberreſte des Alterthums untergehen laſſen. Sie ſind noch obendrein zu entſchuldigen, wenn ſie einen geringen Werth auf Dinge ſetzen, deren Geſchichte ihnen unbekannt iſt. Aber wir, die wir ſeit Jahrhunderten die Wiſſenſchaften anbauen, was werden wir antworten, wenn man uns vorwirft, daß z. B. das Amphitheater zu Niemes durch elende Hütten verunſtaltet wird? daß die Bäder des Kaiſers Julian zu Paris in der Straße La Harpe in einen Pferdeſtall verwandelt worden? u. dgl. mehr.

Geheime Schreibekunſt.

In Tagen, wo alle Briefe geöffnet werden (wenn einſt ſolche Tage kommen ſollten), um zu erfahren, ob noch

irgend Jemand sich unterſteht zu ſeufzen, wird man mir es Dank wiſſen, wenn ich an die Art und Weiſe erinnere, wie ein Lacedämonier ſeinem Freunde in Perſien eine wichtige Nachricht zukommen ließ, die er weder dem Papiere, noch dem Munde eines Boten vertrauen wollte. Er ſchor nämlich einem ſeiner Sklaven ſelbſt den Kopf, tattowirte auf dieſen Kopf ſein Geheimniß, ließ dann die Haare wieder wachſen, und ſchickte den Sklaven nunmehr nach Perſien mit einem Briefe, der weiter nichts enthielt, als: ſein Freund möge ſich die Mühe nehmen, dem Ueberbringer den Kopf zu ſcheren.

Die höflichen Meuchelmörder.

In einem ſehr alten Buche über die Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Sprache, von einem gewiſſen Henri Etienne (es iſt Karl IX. dedicirt) wird erzählt, daß im ſechzehnten Jahrhundert der allgemeine Gebrauch in Italien herrſchte, diejenigen, die man nicht leiden konnte, ermorden zu laſſen. Die Mörder, die dazu gemiethet wurden, erfüllten ihren Auftrag ſehr gewiſſenhaft, und aus Furcht, den Streich zu verfehlen, brachten ſie lieber Zwei als Einen um. Bisweilen widerfuhr ihnen auch wohl ein Quid pro quo, daß ſie den unrechten niederſtießen. In ſolchen Fällen entſchuldigten ſie ſich blos bei dem Sterbenden mit den Worten: Ew. Hochwohlgeboren werden verzeihen, es war ein Irrthum. (La Signoria vostra mi

perdonera, questo e un fallo.) Manche waren gar so höflich, indem sie den Dolch in den Rücken stießen, zu sagen: Mit Ew. Hochwohlgeboren Erlaubniß. (Con la licenza della Signoria vostra.)

Was die Mörder damals zu einzelnen Schlachtopfern sprachen, das ist in spätern Zeiten — (zum Exempel etwa in China) zu ganzen Staaten in dem Augenblick gesprochen worden, wo man ihnen den Todesstoß versetzte.

König Peto.

Die Franzosen haben von jeher ein großes Wohlgefallen an Vervielfältigung der Könige gefunden. Alle Gemeinheiten, die Advokaten, die Schützen u. s. w. wählten sich ein Haupt, welches sie König nannten. Man kennt den König der Bazoche. Endlich machten auch sogar die Bettler die Mode mit. Sie hatten einen König Petau, also geheißen von dem lateinischen Worte peto, ich bitte. Freilich galt ein solcher König nicht viel, und daher entstand das Sprichwort: »Das ist der Hof des Königs Petau, wo Jedermann den Herrn spielt.« (C'est la cour du roi petau, où tout le monde est le maitre.)

Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen.

(Nämlich Hamburger Korrespondenten.)

In Nr. 179 vom 1. Nov. vorigen Jahres, stehen unter den Geschenken, welche der französische Kaiser in Jena ausgetheilt hat, auch acht tausend Franken oder zwei tausend Thaler für den Pastor Putsche in Wenigen-Jena, der den Marschall Lannes durch das Rauthal führte. (Mit diesen Worten ist die Ursache der Schenkung angegeben.) Da nun alle jene edlen Schenkungen des Monarchen auf den 14. Oktober Bezug haben, so muß man vermuthen, daß der Herr Pastor Putsche nicht jetzt, sondern am 14. Oktober 1806 den Marschall Lannes durch das Rauthal geführt habe. Wäre das der Fall, und hätte er es ungezwungen gethan, so wäre der Herr Pastor Putsche, nach meiner einfältigen Meinung, ein Landesverräther gewesen. Ich will daher zu seiner Ehre glauben, daß er dazu gezwungen worden; um so mehr, da der französische Monarch gewiß nicht einen Landesverräther in Gegenwart seines Landesherrn beschenkt haben würde, wenn er ihm auch die wichtigsten Dienste geleistet hätte.

Auf jeden Fall kommt es mir aber vor, als hätte der Herr Pastor Putsche das Geschenk ehrfurchtsvoll ablehnen sollen, weil der Dienst, den er dafür leisten mußte, seinem Vaterlande, wenigstens damals, zum großen Nachtheile gereichte. Seine Majestät, der Kaiser Napoleon, welcher

edle Gesinnungen zu schätzen weiß, würde diese Weigerung gewiß nicht ungnädig aufgenommen haben. Da er sich nun aber nicht geweigert, sondern die zwei tausend Thaler eingestrichen hat; so wird er, um seiner Ehre willen, wenigstens wohl thun, öffentlich zu erklären: ob er das Sümmchen freiwillig oder unfreiwillig verdient habe? — Im ersten Falle würde ich — wenn ich zu seiner Gemeinde gehörte, und überzeugt wäre, daß mein Seelsorger den Feind freiwillig durch das Rauthal geführt — die Hostie nicht mehr aus seiner Hand empfangen. Im letztern Falle — nun die Noth entschuldigt vieles!

Gleichfalls in Nr. 179 vom 3. November steht folgendes:

»Bei dem vorgewesenen Durchmarsch des fünften Korps der französischen großen Armee war in dem bambergischen Orte Gundelsheim ein Soldat vom Artillerietrain der zweiten Division seiner Effekten vorgeblich beraubt worden, und die Gemeinde mußte den Ersatz dafür mit fünfzig Gulden leisten. Auf dem weitern Marsche in Heidelberg fanden sich diese Effekten wieder vor. Der Kommandant schickte hierauf jene Summe nicht nur sogleich zurück, sondern legte auch noch einen Gulden zur Bestreitung des Postporto bei. Wenn solche Züge ausgehoben zu werden verdienen, so verdient in doppeltem Maße der Name dieses edelmüthigen Offiziers bekannt zu werden, und es ist daher angenehm, angeben zu können, daß er Renevieux heißt.«

Hier ist der Herr Unparteiische ein wenig gestolpert. Es kommt mir vor, als ob nicht allein Herr Renevieux, son-

dern auch die ganze französische Nation es übel nehmen könnte, daß man es der Mühe werth hält, solche Züge auszuheben; recht als ob die Franzosen nicht gewöhnlich so handelten? — Mein Gott! was ist denn wohl einfacher auf der Welt, als daß man fünfzig Gulden zurückschickt, die man unter keinem einzigen rechtlichen Vorwand behalten kann? — Wie tief müßte eine Nation gesunken sein, wenn man bei ihr solche Züge ausheben müßte! — freilich noch immer nicht so tief, als diejenige Nation, welche sie aushübe.

— Im vorliegenden Falle dürfte man vielleicht auch noch fragen: ob es nicht überhaupt vermieden werden konnte, die fünfzig Gulden zahlen zu lassen? wenn nämlich der edelmüthige Offizier bei Zeiten nachgesucht hätte. Vielleicht hätte man dann schon in Gundelsheim wieder gefunden, was man nachher in Heidelberg fand. Doch um hierüber zu entscheiden, müßte man die näheren Umstände kennen.

Pithou's Testament.

Dieser Pithou, im XVI. Jahrhundert geboren, verwaltete mit Ruhm und Nachruhm die wichtigsten Aemter, schrieb auch eine Geschichte der Grafschaften Champagne und Brie. Sein Testament werden manche ruhmredig nennen; aber es ist doch schön, wenn ein Mann, dessen ganzes Leben tadellos war, in seinen letzten Augenblicken sich hinsetzen und folgendes schreiben kann:

»In dem unglücklichsten Jahrhundert der Sittenverderbniß habe ich, so viel mir möglich war, rechtlich gelebt — meine Freunde aufrichtig geliebt — meine Feinde gern durch Wohlthaten überwunden. Für meine Gattin hegte ich stets die innigste Zärtlichkeit — für meine Kinder keine Schwachheit — in meinen Bedienten ehrte ich die Menschheit. — Das Laster verabscheute ich selbst an solchen, die mir sonst theuer waren — die Tugend liebte ich, wo ich sie fand, auch an meinen Feinden. — Was ein kluger Mann thun muß, um sein Vermögen zu erhalten, das habe ich gethan, allein nie gesorgt es zu vermehren. — Stets habe ich das Sprüchlein beobachtet: was du nicht willst, daß dir geschieht, das thue auch einem andern nicht. — Alle ungerechten oder feilen Gnadenbezeugungen habe ich verachtet — Geiz und Niederträchtigkeit stets verabscheut, besonders an Dienern der Religion und Gerechtigkeit — das Alter stets geehrt, schon als Knabe, als Jüngling und nun im reifen Alter. — Meinem Vaterlande war ich immer treu ergeben. — Den Ehrenstellen zog ich Arbeit vor; ich wollte lieber die Menschen unterrichten als sie beherrschen. — In meiner Eingezogenheit beschäftigte ich mich stets mit dem öffentlichen Wohl; nie habe ich von diesem mein Privat-Interesse geschieden. — Immer war mein heißer Wunsch, die Staatswunden geheilt zu sehen, aber nur durch sanfte Mittel, nicht durch Umwälzungen. — Der Friede schien mir jederzeit dem Kriege vorzuziehen, selbst ein harter Friede. — Mit Schmerzen habe ich sehen müssen, daß Geiz, Ehrgeiz und Lasterhaf-

tigkeit ſich der Larve der Religion und Frömmigkeit bedienen. — Das Alterthum habe ich zu lange ſtudirt und bewundert, um mich durch Neuerungen blenden zu laſſen. — Subtilitäten über das Daſein Gottes und dergleichen habe ich als eitel und gefährlich betrachtet. — Mit Vergnügen lernte ich aus eigener Erfahrung, daß man jeden Zweck leichter und glücklicher durch Gradheit und Freimüthigkeit erreicht, als durch Kunſtgriffe und Heuchelei. — Die Kunſt, gut zu denken, zog ich der Kunſt, gut zu ſprechen vor. — Frei von Ehrgeiz, Habſucht oder Neid, die beſten und verdienſtvollſten Männer unter meine Freunde zählend, und im Genuß eines hinreichenden Vermögens hätte ich ruhig und unthätig leben können, wenn das Wohl des Staats mir nicht mehr am Herzen gelegen hätte als mein eigenes. Aber meine ſchönſten Tage waren die, welche ich dem Staate oder meinen Freunden widmete. — Gegenwärtige Uebel habe ich ſtandhafter ertragen, als die Furcht vor künftigen, die ich voraus ſah; und ein entſchiedenes Unglück brachte mich minder aus der Faſſung, als die qualvolle Ungewißheit. — Erfahrung hat mich gelehrt, daß unerſchütterliche Gerechtigkeit, ohne Laune, ohne Eigenſinn, ſtreng aber gleichförmig, die Böſewichter am ſicherſten im Zaume hält. — Ueberzeugt von der Weisheit der Geſetze meines Vaterlandes, überlaſſe ich ihnen die Theilung meines Vermögens nach meinem Tode. — Ich hoffe — nein ich weiß — daß meine Gattin ihre Zärtlichkeit für mich in unſern Kindern verdoppeln, und ihrer Erziehung ſich ganz widmen wird. — Der Nachwelt übergebe ich dieſes treue Ge-

mälde meines Herzens und meiner Seele. Möge sie es mit derselben Offenheit aufnehmen, mit der ich es niedergeschrieben, und — möge sie Nutzen daraus schöpfen!» —

Ein Spötter meinte, nachdem er dieses Testament gelesen, Pithou habe seinen Leichenredner nichts mehr zu sagen übrig gelassen. Aber wenn der rechtschaffene Mann es nun im reinsten Gefühl der Wahrheit schrieb? wenn Zeitgenossen und Nachwelt diese Wahrheit einmüthig bestätigen, warum sollte er sie verschweigen? warum nicht in edlen Seelen den Wunsch erwecken, einst in der letzten Stunde dasselbe von sich rühmen zu dürfen — ein Wunsch, der in edlen Seelen immer der Vorläufer der That ist? —

Leider wird es in jedem Jahrhundert nur wenige Männer geben, die mit einem solchen Testament in der Hand, mit einem solchen Frieden im Herzen aus der Welt treten können; am wenigsten die, welche (etwa wie Attila) mit Blut und Raub befleckte Götzen ihrer Zeitgenossen waren, und deren Testament etwa folgendergestalt lauten würde:

»In diesem glücklichen Jahrhundert der Sittenverderbniß habe ich nur mich selbst geliebt. — Meiner Familie gab ich den Vorzug, weil sie meine Familie war. — In meinen Knechten ehrte ich mich selbst. — Die Tugend war mir beschwerlich an Freunden und Feinden. — Ich that alles, um das Erworbene zu vermehren, und befolgte nie das Sprüchlein: was du nicht willst, daß dir geschieht, das thue auch keinem andern nicht. — Niederträchtigkeit war mir angenehm, besonders an Dienern der Religion

und Gerechtigkeit. — Ich hatte nie ein Vaterland. — Nach Ruhm lechzte ich, und wollte lieber die Menſchen beherrſchen als unterrichten. — Mit meinem eigenen Wohl ſtets beſchäftigt, habe ich es immer vom öffentlichen Wohl geſchieden. Ich ſchlug dem Staate täglich neue Wunden, und hatte meine Freude an Umwälzungen. — Krieg ſchien mir jederzeit dem Frieden vorzuziehen, beſonders Krieg auf fremde Koſten. — Jeder Larve wußte ich ſchlau mich zu bedienen. — Das Alterthum habe ich blos ſtudirt, um Neuerungen aus ihm zu ſchöpfen. — Subtilitäten zerhaute ich mit dem Schwerte. — Erfahrung lehrte mich, daß Heuchelei am ſicherſten zum Ziele führt. — Ich bemühte mich, weder gut zu denken noch gut zu ſprechen, ſondern nur gut zuzuſchlagen. — Von Ehrgeiz, Habſucht und Neid beſeſſen, waren meine ſchönſten Tage die, an welchen ich wieder ein paar Millionen Menſchen unglücklich machte u. ſ. w.

Die Krönung Ludwig des Sechzehnten.

Das Volk in einem Staate iſt mit dem Blute in einem Körper zu vergleichen; ohne Stocken läuft es durch die ihm angewieſenen Adern; ſo lange der Körper jung und geſund iſt, allein ſo bald dieſer durch Ausſchweifungen, oder auch durch Anſteckung, erkrankt, ſo bald verdirbt das Blut, ſchleicht oder kocht, oder ſteigt wohl gar zum Kopfe und verurſacht einen Schlagfluß. Vor alten

Zeiten waren die Aerzte dem Aderlassen sehr ergeben, jetzt nicht mehr; das Menschenblut wird gespart; die Aerzte sind aber auch die einzigen, die es sparen. Das Staatsblut wird fleißig abgezapft; und das hilft bisweilen in hitzigen Krankheiten, gewöhnlich aber schwächt es nur den Körper.

Man kann das Gleichniß in Beziehung auf die Fürsten noch weiter fortsetzen. So wie der Jüngling bei leicht fließendem Blute fröhlich durch das Leben wandelt, und sich kaum die Möglichkeit denkt, jemals krank werden zu können; eben so der Fürst, wenn ein jauchzendes, fröhliches Volk ihn umgibt: wie könnte es ihm einfallen, daß dieses leichte Staatsblut sich schnell entzünden, und dem Haupte den Untergang bringen werde? — Solch ein getäuschter Fürst war der gute, unglückliche Ludwig an seinem Krönungstage.

Marmontel hat einen Brief hinterlassen, in welchem er diesen Tag beschreibt. Man sollte glauben, Ceremonien wären keiner anziehenden Beschreibung fähig, besonders jetzt, da wir dergleichen täglich in den Zeitungen lesen, und die Herzen fast aller Völker sich in Ceremonien aufgelöst haben; allein ein so blühender Schriftsteller als Marmontel weiß auch dem abgenutzten Stoff neuen Glanz und neue Farben zu geben. Er befand sich gegenwärtig in Rheims, und schrieb von da am 11. Juni 1775:

»Ich bedachte nicht, lieber Freund, wozu ich mich anheischig machte, als ich versprach, Ihnen die erhabene

Ceremonie zu beſchreiben, von der ich Zeuge ſein würde. Alles, was blos auf die Einbildungskraft wirkt, läßt ſich wohl ſchildern, aber was die ganze Seele durchdringt und bewegt, wie ſoll man es darſtellen? es iſt unmöglich! man muß es ſehen, um es zu genießen. Man glaubt gemeiniglich, eine des Gegenſtandes würdige Idee von dieſer politiſchen und religiöſen Feierlichkeit gefaßt zu haben, durch welche der Monarch, im Angeſicht Gottes und der Nation, ſeinen Rechten und Pflichten ein unverletzliches Siegel aufdrückt; man denkt ſich einen jungen, ſchon durch Wohlthun bekannten König, in deſſen Blicken das Volk eine ſchöne Zukunft lieſt, und ihn überall mit Entzücken aufnimmt; man begleitet ihn mit Auge und Herz auf ſeinem Wege durch die Städte, durch die ländlichen Gefilde, man hört ihn preiſen und ſegnen. Zu Rheims erwarten ihn hundert tauſend ſeiner Unterthanen; er erſcheint im Glanze der Majeſtät; man drängt ſich um ſeinen Wagen, die Luft ertönt von fröhlichem Zujauchzen; alles das iſt einfach und natürlich.»

»Man kann ſich auch noch die Herzlichkeit der Einwohner von Rheims hinzudenken, ihre unbegrenzte Gaſtfreundſchaft, der Ausdruck ihrer Freude; denn der Glückliche mag ſo gern alles um ſich her glücklich ſehen. Man wird nicht über die Pracht erſtaunen, mit welcher eine Stadt ihren geliebten König empfängt. Auch die Ordnung, Ruhe, Sicherheit bei dieſem fröhlichen Rauſch des Volkes; der Ueberfluß an allem, trotz der ungeheuren Menſchenmenge; eine ſtets rege, und doch der anſtändigen Frei-

heit keine Fesseln anlegende Wachsamkeit; alles das ist schön, man bewundert es, aber man begreift es.»

»Nun was ist es denn, höre ich Sie fragen, was den Glauben wie die Einbildungskraft so sehr übersteigt? — ist es der Pomp der Ceremonie selbst? — Nein, mein Freund, den verkündet schon der Gegenstand, und obgleich ein majestätischer, edel und einfach verzierter Tempel, in welchem die ersten des Reichs und die hohe Geistlichkeit versammelt sind, einen imponirenden Anblick gewährt; obgleich ein noch junger, doch schon ausgezeichneter Prälat in diesem Tempel die rauhe Herzenssprache der muthigen Wahrheit, der seufzenden Menschheit, den König hören ließ, so würde doch alles das Ihr Erstaunen noch nicht erwecken.»

»Sie würden unsern guten König gesehen haben — (denn ein einziges Regierungsjahr hat ihm schon diesen Titel erworben) — mit jener edlen Einfalt in seinen Zügen, welche die Reinheit seiner Seele malt, ohne Prunk; ohne das zur Schau Tragen eines eitlen Ruhmes, wie er, mitten in diesem blendenden Pomp, jene sanfte, mit Anspruchlosigkeit verbundene Würde beibehält, die ihm so eigen ist.»

»Was habe ich Ihnen denn noch zu sagen? — nichts, als daß es unmöglich ist, den plötzlichen tiefen Eindruck zu beschreiben, welchen der Augenblick hervorbringt, in dem Ludwig, mit der Krone Karl des Großen auf dem Haupte, von den Pairs des Reichs umgeben, sich mitten unter seinem Volke auf einem erhabenen Throne niederläßt. Denken Sie sich dies Gemälde. Kaum verkünden die

Trompeten, Glocken und der Donner der Kanonen, daß die Krönung vollbracht iſt, ſo öffnen ſich die Pforten, das zahlloſe Volk ſtrömt herein, füllt in einem Augenblicke die ungeheure Kirche, deren Gewölbe von dem einſtimmigen Zuruf: Es lebe der König! ertönt; ein tauſendfaches Echo gibt ihn zurück, tauſendfach verſtärkt durch die Stimmen aller, welche der Krönung ſelbſt beiwohnten. Die Kirchengeſänge ſchweigen, die Trompeten verſtummen, die Glocken verhallen, der Donner der Kanonen vermag nicht durch zu dringen, und ſiehe, eine unausſprechliche Wehmuth ergriff plötzlich die ganze Verſammlung, Thränen floſſen aus jedem Auge; die durch Schluchzen erſtickte Stimme konnte dem Herzen nicht mehr Luft machen, und plötzlich erhob ſich ein allgemeines Händeklatſchen; die Großen des Reichs, der Hof, das Volk, alle von gleichen Empfindungen überwältigt, drückten ſie alle auf gleiche Weiſe aus. Die ſchöne Trunkenheit der Freude hatte den höchſten Gipfel erreicht; Zujauchzen und Beifallklatſchen wechſelten unaufhörlich und verdoppelten ſich, als die Brüder des Königs, ſammt den Prinzen von Geblüt, ſich dem Throne näherten, um den Friedenskuß zu empfangen. Der heiße Wunſch des Volkes für eine ſo köſtliche Eintracht verlautbarte ſich in dem einſtimmigen Jubel. Jedes hörbare Wort in den Hymnen der Kirche, welches auf die Tugenden des Königs, die Liebe zu ſeinem Volke, das Glück ſeiner Regierung deutete, wurde herausgehoben, und mit dem Geſchrei: Es lebe der König! begleitet.»

»Aber könnte ich vergessen, was in diesem Gemälde am meisten rührte? Die Königin hatte mit ihren Blicken, in welchen die zärtlichste Theilnahme sich malte, jeden Schritt der Ceremonie verfolgt; mit unbeweglicher Aufmerksamkeit, kaum Athem schöpfend, saß sie da, verlor den König nicht eine Minute aus dem Gesicht, ertrug ihre tiefe Rührung, und erleichterte die Brust nur durch Thränen. Doch in dem Augenblicke, wo der allgemeine Jubel plötzlich ausbrach, in diesem Augenblicke des schönsten Triumphes, den je die Liebe zubereitet; da wurde der Eindruck zu gewaltig, sie konnte ihn länger nicht ertragen, verschwand und verlor dadurch einige Minuten von dem schönsten Tage ihres Lebens. Diese rührende Scene verdoppelte den Enthusiasmus der Versammlung, und als die Königin wieder erschien, erfüllte die Nation den theuersten Wunsch ihres Königs, und ihm wurde jetzt der Genuß der stürmischen Huldigung, welche das Volk den Tugenden seiner Gemahlin darbrachte.«

»So, mein Freund, endete dieses erhabene Schauspiel. Ein Afrikaner wurde davon fast eben so tief gerührt als wir Alle. Ja, der Gesandte von Tripolis wurde in diesem Augenblick Franzose. Ich stand neben ihm, ich habe seine Thränen über seinen langen Bart rinnen sehen.«

»Mit gleichem Zujauchzen wurde der König bis zu seinem Palast begleitet. Er schien innig bewegt durch diese Merkmahle der Liebe seines Volkes. Als er, nach aufgehobener Tafel, vernahm, daß das Volk ihn noch einmal zu sehen

wünſche, ließ er verkünden, daß er in der Gallerie ſpaziren werde, welche vom Palaſt bis zum Eingang der Kirche führt. Sogleich ordnete ſich das Volk von ſelbſt in zwei Reihen zu beiden Seiten. Der König kam, ohne Wachen, ohne Begleitung, ganz allein mit der Königin. Er blieb lange mitten unter dem gedrängten Haufen, ließ ſich von dieſem anrühren, lieh jenem das Ohr, antwortete Jedem freundlich, blieb auch wohl ſtehen, wenn man mit ihm reden wollte, ſprach mit Allen durch ſeelenvolle Blicke. Dieſe rührende Popularität hat übrigens die Einwohner von Rheims nicht überraſcht; ſie waren durch eine Antwort des Königs darauf vorbereitet, welche er auf die Frage ertheilte: ob man, nach altem Herkommen, die Straßen, durch welche er gehen würde, tapeziren ſolle? — Nein, ſagte er, mich und mein Volk muß nichts hindern, einander zu ſehen.

Guter Ludwig! unter den Stimmen, welche dir im Tempel zujauchzten, befand ſich auch bereits Eine (die des berüchtigten Orleans), welche ſpäter das Todesurtheil über dich ausſprach! unter den Händen, welche dir ſo wüthend zuklatſchten, waren vielleicht ſchon die, welche dein Haupt vom Rumpfe trennen ſollten! — bittere Lehre für die Fürſten! — Iſt es, nach ſolchen Beiſpielen, ihnen zu verargen, wenn ſie kalt und mißtrauiſch durch ein jubelndes Volk hindurch ſchreiten?

Brutus an Cicero.

(Dieſer Brief iſt jederzeit als eines der koſtbarſten Ueberbleibſel des Alterthums betrachtet worden. Er iſt in der That — einige Wiederholungen abgerechnet — ein Meiſterſtück der Beredſamkeit, das Ergießen einer echt republikaniſchen Seele. Er wurde in dem Jahre geſchrieben, welches auf Cäſar's Tod folgte, zu der Zeit, als der junge Octavius vor Modena den Marcus Antonius ſchlug, alſo im Jahr 710 von Erbauung Roms. Das Licht, in welches er den Cicero ſtellt, iſt freilich nicht vortheilhaft, aber, wie mich dünkt, ſehr wahr. Es könnte mancher dabei in ſeinen Buſen greifen.)

Du haſt an Octavius geſchrieben. Eine mich betreffende Stelle dieſes Briefes hat Atticus mir mitgetheilt. Deine Zuneigung zu mir, deine Sorge für meine Erhaltung gewährten mir kein neues Vergnügen. War ich doch ſchon gewöhnt, täglich zu hören, daß du irgend einen Schritt gethan, um deinen Eifer mir zu beweiſen und meine Ehre zu ſchützen. Aber eben jenes Bruchſtück deines Briefes hat mir den empfindlichſten Schmerz verurſacht. Du dankeſt dem Octavius für das, was er für die Republik gethan; aber mit ſo vieler Unterwürfigkeit — (ſoll ich es ſagen? O ich ſchäme mich der Lage, in welche das Schickſal uns verſetzt hat, aber es muß heraus:) — du bettelſt um mein Leben mit ſo vieler Niederträchtigkeit, daß du klar anzudeuten ſcheineſt, die Tyrannei ſei nicht zerſtört, wir haben nur den Herrn gewechſelt.

Mein Leben! Ha! welcher Tod wäre mir ſchrecklicher als ein Leben um dieſen Preis! wiege deine Ausdrücke und

wage zu läugnen, daß es die eines bittenden Sklaven vor seinem Könige sind? Du bittest nur um Eine Gnade und erwartest sie von ihm: daß es ihm gefallen möge, Bürger am Leben zu lassen — (nämlich Brutus, Cassius und die übrigen Verschwornen) — welche die Achtung der Rechtschaffenen und des römischen Volkes erworben haben. Das heißt also mit andern Worten: wenn er nicht einwilligt, so ist es um uns geschehen. Aber besser nicht zu leben, als ihm das Leben zu verdanken. Fürwahr, ich glaube noch nicht, daß die Götter das römische Volk so sehr hassen, daß man das Leben irgend eines Bürgers von Octavius erflehen müsse; minder noch das Leben der Weltbefreier. Ja, ich rufe gern diesen prächtigen Titel in's Gedächtniß, besonders Leuten, die nicht zu wissen scheinen, was sie fürchten und was sie bitten sollen. Du, Cicero, du erkennst den Octavius für so mächtig, und bist noch sein Freund? — Du bist der meinige, sagst du, und, um mich in Rom zu sehen, findest du nöthig, einem Knaben mich zu empfehlen? — und wofür hast du ihm zu danken, wenn du wirklich glaubst, daß man um mein Leben ihn bitten müsse? schien es dir so dankenswerth, nicht von Antonius, sondern von ihm eine solche Gnade zu erflehen? Ist es der Zerstörer oder der Erbe der Tyrannei, von dem man das Leben solcher Bürger begehrt, die sich um die Republick verdient machten? —

Diese nämliche Schwachheit, die uns alles Selbstvertrauen raubt, und die ich allen Andern, so wie dir vorwerfe, diese nämliche Schwachheit flößte einst dem Cäsar die

Begierde zu herrſchen, und nach deſſen Tode dem Antonius die Begierde, ſein Nachfolger zu werden, ein. Sie iſt es auch, die den jungen Octavius ſo hoch erhoben hat, daß du von ihm, der noch kaum ein Mann iſt, das Heil von Männern, wie wir ſind, erlangen zu müſſen wähnſt, und daß du meine einzige Zuflucht in ſeinem Mitleid findeſt. Wenn wir uns erinnerten, daß wir Römer ſind, ſo würden wir nicht gelaſſen ſehen, daß die elendeſten Menſchen mehr Muth beweiſen, uns zu unterjochen, als wir, uns zu vertheidigen, und Antonius, nach Cäſar's Macht lüſtern, würde vor Cäſar's Beſtrafung zittern. — Du, ein geweſener Konſul! Du, der die Verbrechen des Catilina beſtrafte, und, wenn meine Ahnung mich nicht täuſcht, unſern Untergang dadurch nur um kurze Zeit verzögerte, wie kannſt du einen Blick zurück werfen auf das, was du gethan, und billigen was jetzt geſchieht? oder doch ſo geduldig, ſo ſanftmüthig leiden, was du zu billigen ſcheinſt? — Woher dein Haß gegen Antonius? gründet er ſich nicht auf dieſelben Anſprüche, welche nun der junge Octavius geltend macht? wollte er nicht auch, daß wir ihm unſer Leben verdanken; daß diejenigen, welchen er die Freiheit ſchuldig iſt, nur ein ſchwankendes Daſein genießen, und ſein Wille den Römern für Geſetze gelten ſollten? — Du rietheſt die Waffen zu ergreifen, um zu hindern, daß er herrſche. Geſchah das blos um einen Andern zu bitten, ſeinen Platz einzunehmen, den Staat als ſein Erbe und die Bürger als ſeine Sklaven zu betrachten? — Dann haben wir blos um die Gattung der Knechtſchaft und nicht

um die Knechtschaft selbst gestritten. Dann konnte es uns gleichviel gelten, ob Antonius oder ein Anderer die Herrschaft an sich riß. Ja, unter Jenem wäre unsere Lage nicht blos erträglicher gewesen, wir würden auch seine Macht, seine Wohlthaten, sein Ansehen getheilt haben. Denn was hätte er Leuten abgeschlagen, deren Unterwerfung eine Hauptstütze seiner Macht geworden wäre? Aber wir haben die Tugend und Freiheit nicht verhandeln wollen. Und selbst noch in diesem Augenblicke, wo Cäsars Name gegen Cäsars Mörder gleichsam lebendig geworden, was meinst du was er geben würde, wenn die Rede von Feilschen wäre, um mit unserer Zustimmung eine Macht zu besitzen, die er vermuthlich ohnehin bald erlangen wird, da man blos leben, Geld empfangen und mit Konsulartiteln prangen will?

Möge aber auch Cäsars Tod unnütz, unsere Freude darüber täuschend gewesen sein, indem wir durch denselben nicht freier geworden, als zuvor; möge die ganze Welt uns verlassen; die Götter können mir eher Alles rauben, als den Entschluß, vom Erben des Cäsars, den ich umgebracht habe, nimmer zu dulden, was ich von Cäsar selbst nicht erduldet; ja was ich nicht von meinem Vater leiden würde; wenn er auf die Welt zurückkäme: daß nämlich ein Bürger mit meiner Zustimmung mächtiger sei, als die Gesetze und der Senat.

Glaubst du denn, die übrigen Römer wären frei, wenn ich, ohne des Octavius Erlaubniß, nicht in Rom sein darf?

Noch mehr. Was du von ihm für uns begehrst, wie

kannſt du es erreichen? — unſere Erhaltung? aber iſt dazu denn genug uns das Leben zu ſchenken? und wollen wir denn leben ohne Ehre und Freiheit? nennſt du in Rom ſein, leben? Wird mein Zuſtand durch den Ort meines Aufenthaltes beſtimmt? ich lebte nicht, ſo lange Cäſar lebte, es wäre denn ſeit dem Augenblicke, da ich den Entſchluß faßte, ihn zu opfern. Wo ich auch ſein möge, nie werde ich mich in der Verbannung glauben, ſo lange Schimpf und Knechtſchaft mir die unerträglichſten aller Uebel ſcheinen werden.

In welche Nacht ſind wir verſunken! Bei den Griechen werden die Nachkommen der Tyrannen gleich dieſen zum Tode verdammt; bei uns hingegen bittet man denjenigen, der den Namen des Tyrannen anzunehmen gewagt, die Rächer der Freiheit zu verſchonen. Und ich ſollte wünſchen, mein Vaterland wieder zu ſehen? und ich könnte glauben, daß ich noch ein Vaterland habe? Da Rom die angebotene Freiheit von ſich ſtößt? da es den Namen des todten Tirannen in einem Knaben mehr fürchtet, als es ſich ſelbſt vertraut, nachdem es durch eine Handvoll Menſchen den Uebermächtigen vernichten ſah? — Empfiehl mich deinem Cäſar nicht länger, weder mich noch dich ſelbſt, wenn du mir vertrauſt. Du ſetzeſt einen viel zu hohen Werth auf die wenigen Jahre, die du noch zu leben hoffen darfſt, wenn du meinſt, es verlohne die Mühe, ſich ihretwegen bis zu Bitten herab zu laſſen. Hüte dich auch, daß deine, bisher mit Recht gerühmten Schritte gegen Antonius nicht vielmehr Eingebungen der Furcht,

als eines echten Bürgersinnes scheinen mögen. Denn wenn du es für wohl gethan hältst, den Octavius für mich zu bitten, so wird man glauben, du habest nicht den Herrn gefürchtet, sondern nur einen Herrn verlangt, der dein Freund sei.

Daß du ihn rühmst, billige ich, wenn er gefochten hat, um eine fremde Macht zu bekämpfen, nicht aber um seine eigene zu gründen. Aber wenn er schon so hoch steht, daß man für uns bei ihm bitten muß; wenn du selbst urtheilst, daß man so viel ihm verwilligen müsse; so ist der Lohn zu groß, denn du gestehst ein Recht ihm zu, welches er selbst, so schien es, der Republik zurück gab. Du bedenkst nicht, daß, wenn er solchen Ruhm verdient, blos weil er gegen Antonius Krieg geführt, wir durch die verschwenderischsten Ehrenbezeugungen nie hinreichend belohnt werden können, denn wir haben eine Macht gestürzt, von welcher Antonius nur die Trümmer sammelte. Doch freilich vermag die Furcht weit mehr über die Menschen, als die Dankbarkeit. Antonius lebt, und lebt bewaffnet. Cäsar ist todt und man vergißt, was man thun könnte oder sollte. Jetzt ist es Octavius, dessen Urtheil über uns das Urtheil der Römer bestimmen wird, und man verachtet uns so tief, daß man einen einzigen Menschen als Richter über unser Leben anerkennt. Ich aber bin geschaffen — weil du mich doch zu reden zwingst — nicht allein um nicht zu bitten, sondern auch, um diejenigen im Zaume zu halten, welche zu verlangen wagen, daß man sie bitte. Ich bleibe entfernt von der Knechtschaft, und jeder Ort, wo ich frei athme, ist für mich Rom. Ich werde euch

bemitleiden, euch Alle, in welchen weder Alter, noch Ruhm, noch das Beispiel fremder Tugend die Liebe zum Leben verringern konnte. Ich werde glücklich sein, so lange ich fest glaube, daß Bewußtsein der schönste Lohn des Menschen ist. Denn welches Glück ist dauerhafter, als das, welches, unabhängig vom Menschen, in meiner Brust und in der Freiheit wohnt? Nie werde ich denen unterworfen sein, die sich unterwarfen; nie von denen besiegt werden, die besiegt wurden. Ich werde alles wagen und ertragen, um die Republik zu befreien. Gelingt es mir, so theilen wir Alle die Freude. Gelingt es mir nicht, so werde ich mich dennoch freuen, denn ich widmete mein Leben dem Versuch, mein Vaterland zu retten.

Dich, Cicero, ermahne ich, werde nicht laß im Guten, und vertraue der Tugend. Strebe nicht blos gegenwärtigen Uebeln entgegen, komme auch künftigen zuvor. Glaube mir, daß der freie, muthige Geist, mit welchem du die Republik gegen Catilina und Antonius vertheidigt hast, nichts frommt ohne Beharrlichkeit und Gleichmuth. Ich bekenne, daß eine Tugend, die sich schon ausgezeichnet hat, mehr leisten muß, als eine noch nicht erprobte; denn was jene thut, wird nur als eine abgetragene Schuld betrachtet, was sie unterläßt, als eine betrogene Hoffnung. So schön also auch Cicero's Widerstand gegen Antonius war, so gedenket man doch dabei seines Konsulats und erstaunt nicht. Aber wenn der nämliche Cicero nun nicht überall dieselbe Standhaftigket und Seelengröße zeigt, durch die er den Antonius erdrückte, so raubt er sich nicht allein den

Ruhm, den er erlangen könnte, sondern er steht auch in Gefahr, den schon erworbenen zu verlieren. Denn groß ist nur, was auf unerschütterliche Grundsätze gebaut ist. Dein Genie, deine Handlungen und die Wünsche aller Bürger machen es mehr dir als sonst irgend Jemanden zur Pflicht, die Republik zu lieben und die Freiheit zu vertheidigen. Anstatt also dem Octavius um Schutz für uns zu bitten, ermahne dich selbst, stärke deinen Muth, und glaube fest, daß diese Republik, für welche du so große Dinge verrichtet, frei und glorreich sein wird, so bald das Volk nur Häupter kennt, die ihm beistehen, unternehmende Bösewichter zurück zu stoßen.

Brutus an Attikus.

(Auch dieser Brief betrifft denselben Gegenstand, der dem herrlichen Brutus so sehr am Herzen lag, und erklärt noch treffender Cicero's Verhalten, welches leider mancher große Gelehrte sich zum Muster genommen zu haben scheint.)

Du sagst, Cicero wundere sich, daß ich, über die Staatsrolle, welche er spielt, ein Schweigen beobachte. Da du es wünschest, so höre meine Meinung. Ich kenne Cicero's gute Absichten, ich kenne seine Gesinnungen für die Republik. Indessen hat er Schritte gethan, die ich ungeschickt nennen möchte, wäre er nicht der klügste Mann seiner Zeit; soll ich sie gefällige Schritte nennen? er hat sich ohne Scheu den Antonius zum Feinde gemacht. Er hat für-

wahr die Habgier und Freiheit des Knaben mehr gereizt als unterdrückt. Seiner Verbindung mit Octavius opfert er alles auf; er geht so weit, uns zu lästern, obschon die Lästerung doppelt schwer auf ihn zurück fällt. Denn ist, nach seinem Ausspruche, Casca ein Meuchelmörder, weil er den Cäsar getödtet hat, so gebührt dieser Titel ihm selbst noch weit mehr, denn Casca hat nur Einen Menschen, Cicero viele umgebracht. Und geziemt es ihm wohl, von Casca zu sprechen, wie Bestia (sein Feind) von ihm spricht? Meint er, weil wir nicht alle Augenblicke, gleich ihm, unsere Thaten im Munde führen, daß es ihm besser anstehe, eine schöne Handlung herab zu würdigen, als dem Bestia und Clodius, sein Konsulat zu verkleinern?

Unser Freund Cicero berühmt sich, den Krieg als ein Weiser gegen Antonius geführt zu haben? was kümmert's mich, daß er den Antonius geschlagen, wenn er seinen Lohn darin sucht, einen andern an dessen Stelle zu schieben, und wenn derselbe Mann, der ein Joch zerbrach, ein anderes, schwerer zu zerbrechendes uns auflegt? Er handelt ganz wie ein Mensch, der wohl einen Herrn haben möchte, nur nicht den Antonius. Wie soll ich ihm denn dafür danken, daß er an einem Tyrannen nichts fürchtet, als dessen Zorn?

Siehe da, man hat dem Octavius einen Triumph, Geld für seine Soldaten und eine Menge anderer Ehrenbezeigungen zugestanden, und du glaubst noch, daß dieser Octavius nicht auch nach dem Platze dessen trachtet, dessen Namen er bereits angenommen? Durfte ein Mann wie

Cicero, ein gewesener Konsul, sich so benehmen? — Du hast mich zu reden gezwungen, so höre nun auch das Unangenehme. Es schmerzt mich selbst, so sprechen zu müssen. Ich kenne deine Gesinnungen für die Republik, und daß du, so übel es auch mit uns steht, doch noch an Rettung glaubst.

Ich tadle übrigens deine Unthätigkeit nicht. Dein Alter, deine Kinder, dein ganzer Lebensplan berechtigen dich dazu. Du willst dir keine Feinde machen. Aber Cicero! ist wohl ein Unterschied zwischen seinem Verhalten und dem des Salvidius! würde dieser mehr für Octavius gethan haben? —

Du sagst, er fürchte, der Bürgerkrieg sei noch nicht erstickt? — Sehr wohl. Er fürchtet einen geschlagenen Feind, aber nicht einen Octavius, an der Spitze eines siegreichen Heeres, von jugendlicher Verwegenheit gespornt. Vielleicht hält er ihn schon für so mächtig, daß man ihm entgegen tragen müsse, was er ohnehin an sich reißen kann? — Wie schlecht raisonnirt die Furcht! Welche unverständige Vorsicht, ein noch zu vermeidendes Uebel freiwillig zu ergreifen! — Aber wir fürchten Tod, Verbannung, Armuth. Das hält Cicero für das größte Unglück; und gesteht man ihm nur zu, was er bittet, schmeichelt man ihm, bleibt er angesehen, so ergibt er sich der ehrenvollen Knechtschaft, wenn anders die Ehre mit dem höchsten Schimpf vereinbar ist. Mag Octavius immerhin den Cicero Vater nennen, ihn stets um Rath fragen, ihn loben, ihm danken; die Zeit wird lehren, daß er ihn nur mit schönen Worten speiste. Einen Sklaven kann man

nicht Vater nennen; Cicero ſchmiedet aber ſeine eigenen Feſſeln, ſo brav er ſonſt auch iſt. Ich fange an, eine ſehr ſchlechte Idee von der Philoſophie und den Wiſſenſchaften zu hegen, denen Cicero bis jetzt ergeben war. Was nützt es, daß er für die Freiheit geſchrieben hat? Was nützen alle ſeine ſchönen Abhandlungen über den Ruhm, den Tod, die Verbannung, die Armuth? — Er höre alſo auf ſich zu rühmen und unſere Schmerzen zu verbittern. Er lebe immerhin als ein bittender Sklave, weil ihm das gefällt; er vergeſſe ſein Alter, ſeine Thaten, ſeine Würde. Aber ich — nie werde ich aufhören, der Tyrannei und jeder Gewalt, die über die Geſetze ſich erhebt, den Krieg zu machen. Nie werde ich um die Knechtſchaft unterhandeln. — Ich ſchreibe dir ſo freimüthig, weil ich dich ſo ſehr liebe, als Cicero vom Octavius geliebt zu ſein wähnt. Es thut mir weh, dich zu betrüben, denn ich weiß, du liebeſt deine Freunde, und vor Allem Cicero. Auch meine Zuneigung für ihn hat ſich nicht vermindert, wohl aber meine Hochachtung.

Die Pole.

Der Weltumſegler de Pagés erzählt: der Wind habe ihn dem Pol ſo nahe getrieben, daß er kaum noch fünf und vierzig deutſche Meilen davon entfernt geweſen. »Dieſe geringe Entfernung,« ſagt er, »ſpornte meine Einbildungskraft, und hätten meine Holländer gedacht wie ich,

sie würden sich über den Wind und die Ströme gefreut haben, welche uns nach Norden trieben, in der Hoffnung, ein bisher unzugangbares Land zu entdecken." Er hält eine Reise bis zum Pol in allem Ernst für sehr möglich. Nun fragt sich's nur, ob es der Mühe werth sei, sie zu unternehmen? — Freilich würde man dort vielleicht ein Land finden, wo der Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch, nur von weißen Bären ausgeübt wird; allein die Eroberungswuth, schrecklicher als das Polar-Eis, würde bald auch bis zu den Polen dringen, und das goldene Weltalter dort zerstören. Nein, lieber mögen sie unbesucht bleiben, damit man hoffen dürfe, es gebe noch Ein Plätzchen auf der Welt, den Pol, wo es rechtlich zugeht.

Die Ausforderung.

Vor fünf Vierteljahrhunderten war es noch Sitte, zu glauben, daß ein Feldherr seine Lorbeeren beschmutze, wenn er die unschuldigen Einwohner eines feindlichen Landes grausam behandelte. Von diesem Vorurtheil sind wir längst zurück gekommen, aber dem großen Türenne machte man viele Jahre lang die bittersten Vorwürfe, daß er im Jahr 1674 den Befehl empfangen und ausgeführt, die Staaten des Churfürsten von der Pfalz in Aschenhausen zu verwandeln. Der Geschichtschreiber seiner Feldzüge, Ritter Beaurain, vertheidigt ihn siegreich gegen diese, bisher allgemein geglaubte Anschuldigung. Die Schriftsteller,

ſagt er, verwechſeln die Zeiten, und ſetzen die Verwüſtung der Pfalz in das Jahr 1674, die nicht eher als 1688, alſo dreizehn Jahre nach des Marſchalls Tode, Statt hatte. Eine einfache Darſtellung der Begebenheit wird ſein Andenken rein waſchen.

Türenne, urtheilend, daß, wenn die Verbündeten ihre Verſtärkungen an ſich gezogen, ſie durch ihre Ueberlegenheit ihn zwingen würden, über den Rhein zurück zu gehen, beſchloß, ihnen die Mittel der Subſiſtenz am rechten Rheinufer zu entziehen; er ließ daher Getreide und Fourage wegnehmen oder vernichten; das iſt Kriegsgebrauch. Die pfälziſchen Bauern, dem grimmigſten Hunger Preis gegeben, ließen ihre Wuth an einigen Soldaten aus, die ihnen in die Hände fielen, und deren verſtümmelte Leichname gefunden wurden. Das war ſehr natürlich. Die Franzoſen meinten aber, was ſie noch jetzt bisweilen meinen, die Bauern ſollten ohne Murren verhungern, und ſteckten, ohne Befehl des Feldherrn, einige Dörfer in Brand. Sobald Türenne es erfuhr, verbot er das Sengen und Brennen unter den härteſten Strafen, wie ſich ſchon von ſeiner bekannten Menſchlichkeit erwarten ließ. Hätte Ludwig XIV. ihm wirklich befohlen, die Pfalz zu verwüſten, ſo würde er den Empfang dieſes Befehls gebührend einberichtet haben; davon findet ſich aber keine Spur in ſeinen Papieren. Was er in einem ſeiner Briefe an den König ſagt, betrifft blos die Hungersnoth der Pfälzer, der er nach Möglichkeit abzuhelfen ſuchte, indem er den Proviant-Kommiſſären

erlaubte, den Pfälzern eben so wohl als seinen Soldaten Lebensmittel zu reichen.

Vollkommen gerechtfertigt erscheint Türenne, wenn man erfährt, daß er die Rädelsführer beim Brande mit dem Tode bestrafte. Auch die Ehre der französischen Soldaten sucht der französische Geschichtschreiber zu retten, indem er behauptet, drei englische Regimenter, die sich im Heere befanden, hätten hauptsächlich durch ihre Grausamkeit die Pfälzer Bauern empört. Alles, was sonst darüber zum Nachtheil des Marschalls geschrieben worden, gründe sich blos auf die Berichte holländischer Zeitungsschreiber, deren Interesse damals erfordert hätte, den französischen Namen in ganz Europa verhaßt zu machen.

Ein Mannheimer Akademiker hat sich einen zweifachen Irrthum zu Schulden kommen lassen, einmal, indem er für gewiß behauptet: auf Türenne's Befehl sei ein Theil der Pfalz in Asche gelegt worden; zweitens, indem er geradezu die berühmte Ausforderung des Churfürsten von der Pfalz an den Marschall für ein Märchen erklärt. Allein diese Ausforderung, dieses schöne Denkmahl der Liebe eines Fürsten zu seinem Volke, geschah wirklich, und der Ritter Beaurain liefert eine Abschrift davon aus dem Original, sammt Türenne's Antwort, welche beide unter dessen Papieren sich gefunden haben.

Friedrichsburg den 16. Juli 1674.

»Das Verbrennen meiner Städte und Dörfer, welches, zufolge eines Schreibens von einem Ihrer Diener, so wie zufolge anderer Nachrichten, auf Ihren Befehl geschehen,

ist eine so außerordentliche Begebenheit, und eines Mannes, wie Sie sind, so unwürdig, daß ich die Gründe dieses Verfahrens kaum begreife. Jedermann ist um so mehr darüber erstaunt, da Sie, vor Ihrer Bekehrung, in mehreren Feldzügen nicht so handelten, selbst nicht gegen solche Feinde, die Sie nicht unter Ihre Verwandten zählten. Ich sollte freilich nicht darüber erstaunen, nach allen den Unordnungen, die Ihre Truppen schon im vorigen Jahre begingen, da sie als Freunde hier durchzogen; dennoch kann ich meine Verwunderung über ein Verfahren nicht bergen, welches den, unter Christen angenommenen Kriegsgesetzen und Ihren sonstigen Freundschaftsversicherungen so sehr zuwider läuft. Mich dünkt, daß, strenge genommen, man nur diejenigen Orte in Brand stecket, welche die Kontributionen verweigern; nun wissen Sie aber wohl, daß Sie deren keine von den abgebrannten Ortschaften begehrt haben. Viele von Ihren Gefangenen versichern mich, es sei geschehen, um sich an meinen Bauern für den Mord einiger Soldaten zu rächen. Aber da man nie zuvor von solchen Grausamkeiten meiner Bauern gehört hat, so fällt die Schuld wahrscheinlich auf diejenigen, welche Sie selbst von Straßburg und Speier mitgebracht, und die vielleicht mit Vergnügen Ihnen diesen Vorwand zur Rache geliefert haben. Doch wenn auch meine Unterthanen die Schuldigen wären, so kann ich mir nicht einbilden, daß, um einiger Missethäter willen, die ich, nach erhaltener Angabe, streng würde gezüchtiget haben, Sie so viele unschuldige Familien rui-

nirt, und ſogar die Kirchen Ihrer eigenen Religion zerſtört haben ſollten. Handlungen, die dem chriſtlichen Wachsthum, deſſen Sie ſeit Ihrer Bekehrung ſich rühmen, ſo wenig entſprechen, laſſen mich vermuthen, daß ſie eigentlich gegen mich irgend einen Groll hegen; es wäre Ihnen aber leicht geweſen, auf eine, unter Männern von Ehre üblichere Weiſe Genugthuung von mir zu erhalten. Ich glaube, daß der allerchriſtlichſte König Ihnen wohl ſo viel Muße vergönnen wird, um ſich auf eine edlere Weiſe an mir zu rächen, als durch den Ruin meiner armen Unterthanen; und daß Sie ſich nicht weigern werden, dem Ueberbringer dieſes Zeit, Ort und die Gattung von Waffen anzuzeigen, durch welche wir unſern Zwiſt beilegen wollen. Nicht aus romantiſcher Laune, nicht in der eitlen Vorausſetzung einer abſchlägigen Antwort, thue ich Ihnen dieſen Vorſchlag, ſondern aus Verlangen nach Rache, die ich meinem Vaterlande ſchuldig bin, da ich dieſe jetzt nicht an der Spitze einer gleich ſtarken Armee, als die Ihrige iſt, fordern kann, und da die Rache des Himmels nicht ſo nahe über Ihnen zu ſchweben ſcheint, als die von meiner Hand. Ich verſpreche mir bei dieſer Gelegenheit, daß das Land, welches ehemals Ihrem ſeligen Herrn Vater, meinem Großoheim, in ſeinem Unglück zur Freiſtatt diente, und das Sie ſo oft verwüſtet haben, jetzt Zeuge Ihrer Reue ſein wird, wie es Zeuge Ihrer Härte und Ihrer Ausſchweifungen geweſen iſt.»

Antwort des Marſchalls Türenne.

Im Lager von Seckenheim, den 27. Juli 1674.

»Mein Herr. Ich habe den Brief empfangen, mit welchem Ew. churfürſtliche Durchlaucht mich beehrt haben. Ich kann verſichern, daß das Feuer, welches einige Ihrer Dörfer verzehrt hat, ohne irgend einen Befehl angelegt worden, und daß die Soldaten, welche ihre Kameraden auf eine ſehr ſeltſame Weiſe ermordet gefunden, es in ſolchen Stunden gethan haben, wo man es nicht verhindern konnte. Ich zweifle nicht, daß Ew. churfürſtliche Durchlaucht mir die Ehre Ihres Wohlwollens erhalten werden, da ich nichts gethan habe, um mich deren unwürdig zu machen.«

Wenn es darauf ankommt, einen Mann wie Türenne von einer ſchlechten Handlung (denn dafür galt ſie damals) rein zu waſchen, ſo wird nicht überflüſſig ſein, auch noch das Schreiben zu liefern, welches der Marſchall an den Miniſter Louvois richtete. Es iſt vom 23. Auguſt 1674 aus dem Lager bei Landau.

»Als ich die Pfalz verließ, empfing ich durch einen Trompeter einen Brief vom Churfürſten, von welchem der König ſicher hat ſprechen hören, denn ich las ihn denen vor, die ſich gerade in meinem Zimmer befanden. Ich habe das Original aufgehoben, und keine Kopie davon zu nehmen erlaubt, aus Furcht, daß ſie aus einer Hand in die andere ginge; denn ich bin überzeugt, daß der Herr Churfürſt ſelbſt eine Stunde nachher den Schritt bereuet haben wird. (?) Ich antwortete ihm, wie es denn auch wahr

iſt, daß die Soldaten ohne Befehl einige Dörfer eingeäſchert haben, in welchen ſie Soldaten von den Bauern ermordet fanden. Wenn der König befiehlt, ſo werde ich ihm eine Kopie des Briefes ſchicken; aber ich habe geglaubt, daß es beſſer ſei, wegen Madame, die Sache zu vertuſchen.“

Wer wird nicht gern den berühmten Marſchall Türenne unſchuldig glauben? Aber wundern muß man ſich doch, daß ein ſolcher Mann den Gedanken äußern konnte, der Churfürſt werde einen Schritt bereuen, der ſein Andenken ehrt. Es iſt eine edle Fürſtenpflicht, in Zeiten der Gefahr auch das eigene Leben zu Schutz oder Rache der Unterthanen nicht zu ſchonen. Wenn es im Kriege Handlungen gibt (oder wenigſtens damals gab), die durch das Kriegsrecht ſich nicht entſchuldigen laſſen, ſo werden ſie ja eben dadurch Privathandlungen. Das geſtand Türenne ſelbſt ein durch die Verſicherung, das Sengen und Brennen ſei ohne ſeinen Befehl geſchehen. Folglich war Türenne, ehe er die Anſchuldigung widerlegte, in den Augen des Churfürſten nichts mehr und nichts weniger als ein unbefugter Peiniger ſeiner Unterthanen. Aber dieſer Peiniger ſtand an der Spitze einer Armee. Welches Mittel blieb ihm alſo übrig, das Vergangene zu rächen und das Künftige zu verhüten? Kein anderes, als ſich Mann gegen Mann mit dem Thäter zu meſſen, wenn er dieſen dazu bewegen konnte. Es läßt ſich, wie mich dünkt, nichts weiter dagegen einwenden, als daß der Schritt ungewöhnlich war, und daß heutzutage kein Fürſt ihn gethan hat.

Acht Tage aus dem Leben eines armen Vikarius in der englischen Grafschaft Wiltshire.

(Ein Auszug aus dessen Tagebuche.)

Montags: Ich empfing vom Doktor Seart, meinem Pfarrer, zehn Pfund Sterling, als meinen sechsmonatlichen Gehalt. Ich meine, diese kleine Summe redlich verdient zu haben, aber der Herr Doktor muß das wohl nicht meinen, denn ich mußte drei Stunden in seinem Vorzimmer stehen, ob ich gleich eilf Meilen zu Fuße gemacht hatte. Endlich wurde ich in sein Kabinet gerufen, er bot mir aber keinen Stuhl, auch keine Erfrischung, sondern gab mir das Geld sehr unwillig, hinzu fügend: ich sei zu theuer; er könne für fünfzehn Pfund jährlich einen andern Vikarius haben. Das that mir sehr weh. Ich ging betrübt meiner Wege.

Dinstags: Ich bezahlte neun Pfund Sterling an sieben verschiedene Personen, die mir so viel geliehen hatten, und nun blieb mir so wenig übrig, daß ich unmöglich ein paar alte schwarze Hosen kaufen konnte, die ich sehr nöthig hatte. Das ist Schade, denn ich kann meine Blöße kaum bedecken, und die Hose ist zwar schon getragen, aber noch recht gut und zu einem leidlichen Preise. Was war zu thun! ich mußte diese schöne Aquisition aufgeben, denn meine Frau brauchte nothwendig einen Rock, und unsere Töchter, Betti und Polli, haben keine Schuhe.

Mittwochs: Meine Frau kaufte einen Rock für sich und Schuhe für unsere Töchter. Aber durch einen Zufall,

der uns Alle sehr bestürzt machte, hatte sie unglücklicherweise eine halbe Guinee verloren, weil ihre Tasche ein Loch hatte. Das war freilich um so schlimmer, da uns nun nicht mehr als eine halbe Krone übrig blieb, um alle drei sechs Monate davon zu leben. Indessen litt ich doch nur durch die außerordentliche Betrübniß meiner Frau, und vermahnte sie, mehr Vertrauen auf die göttliche Hilfe zu setzen.

Donnerstags: Ich empfing aus dem nächsten Wirthshause ein Billet, in welchem ein Fremder mich bat, zu ihm zu kommen, weil er über eine sehr wichtige Angelegenheit mit mir zu sprechen habe. Ich ging hin. Es war ein Komödiant, ein freier Jüngling, den der Wirth nicht weglassen wollte, weil er ihm sieben Pence schuldig war. Ich sagte dem Komödianten, ich sei eben so arm als er, indessen möchte er nur Geduld haben bis zum andern Morgen. Ich ging nach Hause, um nachzusinnen, wie ich dem armen Menschen helfen könnte.

Donnerstag Abends: Mein Bäcker brach eine Ursach vom Zaune, um sich mit mir zu zanken, ob ich ihm gleich nichts schuldig bin. Er erklärte mir und meiner Frau rund heraus, daß er uns künftig nicht mehr borgen werde. Der Fleischer benahm sich weit rechtlicher. Er ließ uns sagen, daß er uns jederzeit ergeben bleibe; daß er eben vernommen habe, der Doktor Seart stehe im Begriff, einen andern Vikarius zu miethen; daß er herzlich wünsche, uns nützlich zu werden, und uns daher den Rath ertheile, unsere [illegible]e Provision an Fleisch künftig von dem Fleischer Peter

Plum zu nehmen, der am andern Ende des Dorfes wohnt und Niemanden borgt. Ich überließ mich einige Minuten lang schmerzhaften Betrachtungen, erröthete jedoch bald über meine Kleinmuth, legte mich zu Bette, und schlief sehr ruhig.

Freitags: In aller Früh eilte ich in's Wirthshaus, bezahlte die sieben Pence für den Komödianten, und gab ihm noch den Rest eines Schillings, den ich zu diesem Behuf mitgenommen, so daß ich nun gar nichts mehr hatte. Ich ging aber doch vergnügt nach Hause, und stellte mich unpäßlich, um bei der Mahlzeit das bischen Brot, was noch übrig war, meiner Frau und meinen Töchtern nicht zu verkürzen. Nach Tische erzählte ich meiner Frau, was ich mit dem letzten Schilling gemacht. Dieses brave, tugendhafte Weib, sehr weit entfernt, mich deshalb zu tadeln, lobte mich und war bis zu Thränen gerührt.

Nota. Ich will ihr auch nie mehr widersprechen, denn sie hat wohl manchen kleinen Fehler, aber sie ist doch eine treffliche Frau.

Sonnabends: Ich machte eine Predigt über den Luxus und über die Gefahren des Ueberflusses. Sie gerieth mir sehr gut, und Morgen werde ich sie in vier verschiedenen Kirchspielen halten.

Sonntag Abends: Ich kam sehr ermüdet und sehr hungrig nach Hause. Ich forderte ein wenig Brot, aber meine Frau umarmte mich mit einem Thränenstrom und sagte, es sei keines vorhanden. Ich tröstete sie so gut ich konnte, erlaubte mir auch eine kleine Nothlüge, die Gott mir verzeihen wird, indem ich versicherte, ich bedürfe keine

Speiſe. Indeſſen bin ich in der That in meinem Leben nicht ſo hungrig geweſen. Meine Frau hatte noch zwei und einen halben Pfennig. Ich empfahl ihr, am andern Morgen Brot dafür zu kaufen, und es mit unſern Kindern zu theilen.

Montags: Als ich aufſtand, glaubte ich fürwahr, es werde der letzte Tag meines Lebens ſein; allein ich irrte mich, es wurde der ſchönſte Tag meines Lebens. Der Komödiant, für den ich ſieben Pence ausgelegt hatte, war ein verlaufenes Mutterſöhnchen von hoher Geburt, das einem hübſchen Mädchen zu Liebe ſich unter fremden Namen bei einer herumziehenden Jahrmarktsgeſellſchaft engagirt hatte. Als der Rauſch und die Mutterpfennige verflogen waren, kehrte der junge Herr reuig zurück und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Er mochte meine Bereitwilligkeit ihm zu helfen über die Gebühr gerühmt haben, denn um neun Uhr dieſen Morgen meldete mir ein Nachbar, es ſei ein vornehmer Herr beim Friedensrichter abgeſtiegen, und habe ſich ſehr genau nach mir erkundigt. Nun, der Friedensrichter iſt ein ehrlicher Mann, und wird ihm wohl auch nichts Böſes von mir geſagt haben, denn um halb zehn Uhr trat der vornehme Herr ſelbſt ſehr freundlich zu mir herein, ſagte, er ſei der Oheim des jungen Menſchen, und ſchenkte mir fünfzig Pfund Sterling. Ich war ein wenig verſteinert, denn ich habe in meinem Leben eine ſolche Summe nicht beiſammen geſehen. Er verſprach mir auch einen einträglichern Dienſt, und ich denke, er wird Wort halten. — Nun, Gott ſei gelobt! Wir haben wie-

der Brot im Hause. Vertrauen auf Gott läßt einen ehrlichen Mann nicht sinken; so sagte meine Frau und sie hat Recht.

Historische Betrachtungen über den Tod Heinrich des Vierten.

Diese merkwürdigen Fingerzeige sind aus einer Handschrift gezogen, welche Augustin Conon, Advokat im Parlement zu Rouen, hinterlassen. Wenn man weiß, daß Ravaillac Heinrich's Mörder war, so kennt man nur das Instrument, aber nicht die Hand, die es führte. Heinrich, der Stolz und die Liebe seiner Unterthanen, wie der Schrecken seiner Feinde, beunruhigte damals Spanien durch eine furchtbare Zurüstung, welche dessen Hochmuth demüthigen sollte. In Spanien wurde Ravaillac's Dolch geschmiedet. Furcht und Politik haben freilich sogar die Richter des Mörders verleitet, die Namen der Verschwornen zu unterdrücken; und Hardouin de Perefixe sagt in seiner Geschichte Heinrich's des Großen: »wenn man die Geschichte befrage, wer diesem höllischen Ungeheuer (Ravaillac) den Mordgedanken eingehaucht? so antworte sie: ich weiß es nicht; weil sie, in einer Sache von so furchtbar schwerem Gewicht, Argwohn nicht für Wahrheit geben dürfe, und weil die Richter selbst nie den Mund darüber geöffnet, sondern nur durch Achselzucken davon geredet.«

Der Marschall d'Estrées, in seiner Geschichte der Regierungsverwaltung der Marie von Medicis, erzählt, daß ein Weib, Namens Descomon, den Herzog von Espernon und die Marquise von Verneuil, in deren Diensten sie gestanden, als Mitschuldige angezeigt, da sie aber vor dem Parlement den Beweis nicht führen konnte, so habe man ihr durch ein ewiges Gefängniß den Mund verschlossen. War ihre Aussage eine bloße Verleumdung gegen einen Mann von so großem Ansehen als der Herzog von Espernon, so scheint die Strafe viel zu gelinde. Allein man wollte sie auch nicht strafen, sondern blos zum Schweigen bringen.

Ravaillac war von Angouleme gebürtig, also aus dem Gouvernement des Herzogs, den der König bei sich im Wagen hatte, als er den ersten Stoß empfing. Man sagt sogar, Espernon habe sich zurückgebogen, um dem Mörder den zweiten Stoß zu erleichtern, der Heinrich's Herz traf, worauf der Herzog schnell umwenden und nach dem Louvre zurückfahren ließ. Wenn auch diese Umstände die Anschuldigung der Descomon noch nicht hinreichend begründen, so setzt hingegen eine andere Aussage des Peter Dujardin des Herzogs Verbrechen außer Zweifel. Dieser Dujardin, von Rouen gebürtig, hatte dem Könige zu den Zeiten der Ligue als Gensdarmes, und zwar unter dem Marschall von Biron gedient. »Ich machte nachher,« so lautet sein Bekenntniß, »den Krieg in Ungarn mit, und ging von da nach Neapel, wo ich zwei alte Bekannte, Hebert und La Bruyere fand, die mich zu einem Jesuiten

führten, der ein Oheim des Herzogs von Lerma, spanischen ersten Ministers war. Dieser Jesuit sprudelte heftig gegen unsern König, nannte ihn einen Tirannen, wunderte sich, daß so viele brave Leute, die unter dem hingerichteten Marschall Biron gedient, den Tod dieses großen Feldherrn nicht rächten, und fragte endlich mich, ob ich wohl den Muth haben würde es zu unternehmen? — Ich begriff schnell, daß ich den Antrag nicht ganz ablehnen dürfte, denn der Jesuit war allmächtig in Neapel, und konnte leicht, aus Furcht, daß ich schwatzen möchte, mich umbringen lassen; auch war es höchst wichtig, mehr und Alles zu erfahren, um meinen König davon unterrichten zu können; darum stellte ich mich, als ob nur die Schwierigkeiten mich noch abschreckten. Diese wußte der Jesuit Alle zu heben. Weil der König die Jagd sehr liebte, und sich oft von seinem Gefolge weit entfernte, so sollte ich suchen, eine Stelle unter den Jägern zu erhalten, bei Fontainebleau ihm auflauern, ihm eine Pistolenkugel durch den Kopf jagen, und dann mit aller Sicherheit auf unterlegten Pferden nach Flandern entweichen; wenn ich das thun wollte, so verspreche er mir fünfzig tausend Thaler. — Ich bat mir Bedenkzeit aus.»

»Bald nachher speiste ich eines Tages mit Hebert, La Bruyere und Ravaillac, der mit Briefen vom Herzog von Espernon an den Vicekönig von Neapel gesandt war, und während dem Essen sein Messer mit den Worten aufhob: Nie soll der König von einer andern Hand sterben, als von der meinigen.»

Dujardin vertraute sich jetzt einem Neapolitaner, dessen gute Gesinnungen für Frankreich er kannte. Dieser rieth ihm mit Extrapost nach Rom zu dem französischen Gesandten zu flüchten. Er that es, der Gesandte schickte ihn, unter sicherer Begleitung, nach Paris, wo er dem Könige vorgestellt wurde, und in Gegenwart mehrerer Räthe seine Aussage wiederholte. Heinrich übergab ihn dem Großmarschall von Polen, der in Frankreich diente, um ihn den Dolchen der spanischen Emissärs zu entrücken. Von Ravaillac aber wurden mehrere Bildnisse verfertigt (vielleicht nur Beschreibungen seiner Gestalt), um ihn aufzufangen, wenn er nach Frankreich käme.

Als Dujardin in der Folge erfuhr, daß Ravaillac wirklich sein Bubenstück vollbracht, konnte er sich nicht enthalten, zu verlautbaren, es würde nicht geschehen sein, wenn man seine Aussage besser beherzigt, und wirksamere Vorsichtsmaßregeln ergriffen hätte.

Diese Worte zogen ihm bei Metz, wo der Herzog von Espernon Gouverneur war, mehrere Dolchstiche zu. Die Meuchelmörder ließen ihn für todt auf dem Platze, er kroch aber fort, wurde geheilt und zeigte zu Rouen seine Narben. Ludwig XIII., Sohn des großen Heinrich's, entdeckte er Alles, wurde verhaftet, viermal scharf befragt, und schrieb seine Aussage nieder. Eine Abschrift davon gab er in der Folge seinem Freunde, dem Parlaments-Advokaten le Tellier zu Rouen, bei dem der Verfasser dieser Betrachtungen sie selbst sah.

Und was wurde endlich aus diesem Dujardin? strafte

man ihn als einen Lügner oder Abenteurer? — o nein. Man hielt ihn lange im Gefängniß (vermuthlich aus Verlegenheit, was man mit seiner Aussage anfangen sollte), man sprach ihn auch nicht förmlich frei, aber man setzte ihn eines Tages unvermuthet auf freien Fuß, drückte ihm ein Pensionsdekret von sechs hundert Livres in die Hand, und gab ihm die Anwartschaft auf eine einträgliche Stelle bei der Pariser Accise. Auch diese Papiere hat Dujardin seinen Freunden in Rouen vorgewiesen.

Die arme, eingesperrte Descomon hatte also wohl die reine Wahrheit gesagt, und da der Herzog von Espernon mit Marie von Medicis, der Mutter Ludwig XIII., stets in der engsten Verbindung stand, so wird sie nicht ohne starke Gründe für eine Mitschuldige an dem Tode ihres Gemahls gehalten. Durch Heinrich's häufige Liebeleien wurde die Eifersucht dieser Italienerin unaufhörlich gereizt. Sülly gab sich oft vergebens alle Mühe, sie mit Heinrich auszusöhnen. In einer Nacht, nicht lange vor des Königs Tode, hatte dieser sogar sie aus dem Bette gejagt. Damals bat sie den Günstling Sülly um seine Vermittelung, er sagte ihr aber mit einiger Härte: »er wolle sich nicht mehr in ihre Angelegenheiten mischen, weil sie in einem Augenblicke mehr verdürbe, als er in einem ganzen Monat wieder gut machen könne;« worauf sie bitter antwortete: es sei das letzte Mal, daß sie mit einer solchen Bitte ihm beschwerlich gefallen.

Conchini, der nachmalige Marschall d'Ancre, und seine Frau, welche beide dem Könige verhaßte Personen die

Königin ganz beherrſchten, riethen ihr, ſie ſolle ihren Gemahl überreden, daß er ſich noch vor ſeiner Abreiſe krönen ließe, damit im Getümmel einer ſolchen Ceremonie Ravaillac eine gute Gelegenheit finden möchte, ſeine ſchwarze That zu vollbringen. Süllh erzählt in ſeinen Memoiren, der König habe mehr als einmal zu ihm geſagt: »Mein Freund, dieſe Krönung weiſſaget mir irgend ein Unglück. Sie werden mich tödten. Gib acht, ich komme nie aus den Mauern dieſer Stadt. Es bleibt meinen Feinden kein anderes Mittel, als mich umzubringen.«

Dieſe Ahnung gründete ſich noch auf eine ſehr bedenkliche Entdeckung. Marie nämlich, fürchtend, Spanien möchte künftig allein aus Heinrich's Tode allen Vortheil ziehen, unterhandelte ſchon bei deſſen Lebzeiten, durch einen Vertrauten am ſpaniſchen Hofe, über die Verbindung des Dauphins mit der Infantin. Heinrich's Geſandter, der Graf von Rochepot, kam dahinter, meldete es ſeinem Herrn, und dieſer rief, nachdem er die Depeſche geleſen, in Süllh's Gegenwart aus: »Mein Freund, mit mir iſt es aus, ſie werden mich ermorden.«

Als Marie unter der Regierung Ludwig XIII. den Kardinal Richelieu zu ſtürzen ſuchte, entdeckte dieſer dem Sohne das Verbrechen der Mutter, und daher kam die Härte, mit welcher Ludwig ſie behandelte, da er ſie verbannte und im tiefſten Elend zu Kölln umkommen ließ. War es ein Wunder, daß er das Andenken eines ſolchen Vaters ehrte, der ſchon bei ſeiner Geburt — (wie früher in dieſer Schrift erzählt worden) — eine ſo rührende Freude

und zärtliche Liebe zu ihm blicken ließ? — Nach Mariens Tode, als Richelieu im Hotel von Luxemburg, welches sie hatte bauen lassen, ein Inventarium von ihren Möbeln aufnehmen ließ, fand man mehrere Büchsen mit allerlei Gattungen von Gift. Es wurde dem Kardinal gemeldet, und angefragt, was man damit machen solle? — Richelieu ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder, und befahl dann, das Gift in's Feuer zu werfen, damit man nicht glauben möchte, er selbst habe das Gift untergeschoben, um das Andenken seiner Feindin zu beschimpfen.

Nicht blos die Königin, auch das Haus Espernon hat Gottes Rache getroffen, es ist gänzlich zu Grunde gegangen. Der Herzog drohte, nach Heinrich's Tod, dem ersten Präsidenten von Paris, Harlay, ihn zu erdolchen, wenn er in Ravaillac's Prozeß das mindeste gegen ihn oder die Königin einfließen ließe. Heinrich hatte diesen Mann stets gehaßt wegen seines unverschämten Betragens und der frechen Reden, die er sich gegen den König erlaubte, da er sich sogar alle Mühe gegeben hatte, um dessen Erhebung auf den Thron von Frankreich zu hindern. Mit gleicher Bitterkeit wurden Mariens Günstlinge, der Marschall d'Ancre und dessen Weib, vom Könige gehaßt. Sülly fand ihn eines Tages traurig und in tiefen Gedanken, fragte um die Ursache, und erhielt zur Antwort: »nicht Staatsgeschäfte, sondern häuslicher Zwist, dem ich nicht abzuhelfen weiß, schlägt mich so nieder.«

Als hierauf Sülly ihm rieth, sich aller dieser Grillen männlich zu entschlagen und sich ein für allemal auf einen

gewiſſen Fuß mit der Königin zu ſetzen, erwiederte Heinrich: »Was ſoll ich thun? meine Schuld iſt es nicht. Gewalt brauchen, iſt mir zuwider, beſonders gegen ſolche, die ich geliebt habe. Wie herzlich froh wollte ich ſein, wenn ich mit der Königin in Frieden leben könnte. Möchte ſie nur etwas mehr ſich in mich fügen, ſo wollte ich gern von meiner Seite unterlaſſen, was ſie kränkt. Aber ſie wird ſich ſchwerlich jemals beſſern. Wenn ich ja ſage, ſo ſagt ſie nein; das ewige Zanken kann ich länger nicht ertragen. Wenn ich heim komme, ſie küſſen und liebkoſen will, ſo fährt ſie mich an. Meinen natürlichen Kindern beweiſt ſie bei jeder Gelegenheit den entſchiedenſten Haß, obgleich ſie lange vorher geboren wurden! ehe ich von ihr nur einmal hatte reden hören. Den Conchini und ſein Weib überhäuft ſie dermaßen mit Geſchenken, daß ich ihr nie genug geben kann. Klatſchereien und Zuträgereien ſteht ihr Ohr ſtets offen. Sie beſoldet Spione, die mich umgeben, ihr alles was ich thue, jedes Wort das ich ſage, mit Vergrößerungen zutragen. Ich war ein Thor, daß ich deinen Rath nicht befolgte, und jene beiden Nichtswürdigen nicht ſchon längſt in ihr Vaterland zurück jagte.«

Mezeray, in ſeinem chronologiſchen Abrégé der Geſchichte Frankreichs (S. 1427 und folgende) beſtätigt alle dieſe Umſtände, und fügt noch manches Merkwürdige hinzu. Ein Prophet hatte der Königin geweiſſaget, daß das Krönungsfeſt ſich in Trauer und Thränen endigen würde. In einer Nacht erwachte ſie weinend, und ſagte dem Könige: ſie habe geträumt, man ermorde ihn durch einen Meſſerſtich.

Die Zeugen dieſes Mordes, ſagt Mezeray, waren ſo beſtürzt, daß, wenn Ravaillac nur ſein Meſſer weggeworfen hätte, man ihn nicht erkannt haben würde. Als man ihn ergriff, zeigten ſich plötzlich ſechs oder acht Kerls mit bloßen Degen, welche ſchrien, man müſſe ihn gleich umbringen, ſich aber ſchnell wieder im Gedränge verbargen. Ravaillac wurde nicht gleich in's Gefängniß geworfen, ſondern zwei Tage lang im Hotel de Retz ſo nachläſſig bewacht, daß Jedermann zu ihm kommen durfte. Unter andern beſuchte ihn ein Mönch fleißig, der viele Wohlthaten vom Könige empfangen hatte, der jetzt deſſen Mörder mit den Worten mein Freund anredete, und ihn ermahnte, keine ehrlichen Leute (gens de bien) in ſeine Anklage zu verwickeln. — Kaum hatte der edle Heinrich ſeinen Geiſt ausgehaucht, als der Herzog von Espernon die Garden herbei rief, um das Parlament zu umringen, und es allenfalls zu zwingen, die Königin zur Regentin zu erwählen. So wurde die Blutrache den Mördern ſelbſt übertragen, und auf dieſe Weiſe das Verbrechen in Nacht gehüllt. Des großen Heinrich's Anordnungen wurden umgeſtürzt, ſeine Finanzen zerrüttet, ſeine Erſparniſſe vergeudet, ſeine treuen Diener verbannt, ſeine Allianzen mit andern vertauſcht, und in Kurzem ſank das triumphirende, das Geſetze vorſchreibende Frankreich zu einem Werkzeug des ſpaniſchen und römiſchen Hofes herab.

Quodlibet.

Als der Prinz von Oranien nur noch Statthalter war, befand er sich einst in der Oper, wo ein Schauspieler einen Prolog voll der ekelhaftesten, an ihn gerichteten Schmeicheleien hersagte. »Jagt mir den Kerl von der Bühne!« rief der Prinz entrüstet, »hält er mich denn für den König von Frankreich?«

* * *

Nach der Schlacht bei Hochstädt lud Prinz Eugen die gefangenen französischen Offiziere in die Oper, ließ aber dort blos fünf Prologe nacheinander absingen, die Quinault zum Ruhme Ludwigs des XIV. gedichtet hatte. »Sie sehen, meine Herren,« sagte er zu den Kriegsgefangenen, »daß ich Ihren König recht gern loben höre.« — Wie haben sich doch seitdem die Sitten der Sieger verändert!

* * *

Als der Regent von Frankreich, auf Verlangen des Kardinal Dubois, der Alles über ihn vermochte, einen seiner Lieblinge Nocé aufopferte, wollte Jemand diesen mit der Aussicht trösten, daß seine Ungnade nicht lange dauern werde. — Was wissen Sie davon? fragte Nocé. — »Ich weiß es vom Regenten selbst.« — Was weiß Er davon?« erwiederte Nocé verdrießlich.

* * *

Der General Rivaroles hatte durch eine Kanonenkugel Bein verloren. In der Schlacht von Nerwinden riß

ihm abermals eine Kanonenkugel das hölzerne Bein weg. »Die Narren,« sagte er gelassen, »sie wissen nicht, daß ich noch ein halbes Dutzend unter meiner Equipage habe.«

* * *

Der letzte Herzog von Lesdiguieres vermählte sich in hohem Alter. »Warum thun Sie das?« fragte ihn der Bischof von Orleans. — Um Kinder zu haben. — »Allein man sagt, Ihre Gemahlin sei sehr tugendhaft?«

* * *

1685 wurde Furetiere von der französischen Akademie ausgeschlossen um seines Dictionnaires willen, welches natürlich dadurch nur noch berühmter wurde. Als er 1688 starb, entstand die Frage in der Akademie: ob man, nach alter Gewohnheit, ein Seelenamt für ihn halten solle oder nicht? Die meisten waren dagegen, als Boileau hereintrat, und sich folgendergestalt vernehmen ließ: »Merken Sie auf, meine Herren! hier sind drei Dinge zu betrachten, Gott, das Publikum und die Akademie. Was Gott betrifft, so wird er es fürwahr nicht übel nehmen, wenn sie ihm in ihren Unwillen opfern und für einen Verstorbenen beten, der es nöthiger hat, als mancher Andere, wäre es auch nur um der Bitterkeit willen, die er gegen uns bewiesen. Vor dem Publikum wird es Ihnen Ehre bringen, Ihren Feind nicht bis jenseits des Grabes verfolgt zu haben, und die Akademie wird sich selbst ehren, indem sie Schmähungen durch Gebete beantwortet.« — Die Meinung des Dichters drang durch, und ein Spaß-

vogel ſagte: »Glücklicherweiſe für die Akademie wären die Gemüther durch die Predigt des hochwürdigen Pater Boileau umgeſtimmt worden.

Dieſer Furetiere war ſehr geizig. So oft ich ihn ſah, (erzählt Charpentier) — bat er mich, ihm doch einen Tag zu beſtimmen, an dem ich zu Mittag bei ihm ſpeiſen wolle. That ich es, ſo war er in Verzweiflung, daß eben dieſer Tag ſchon beſetzt ſei. Endlich erſuchte ich ihn, er möchte mir lieber das Jahr beſtimmen, in dem ich bei ihm ſpeiſen könnte. Das hat er aber nie gethan.

* * *

Als Rochelle, der Hauptort der Kalviniſten, 1627 belagert wurde, wählten die Einwohner den Unerſchrockenſten ihrer Mitbürger, Namens Guiton, zum Befehlshaber. Einen Dolch ergreifend, erklärte er auf dem Rathhauſe: »Nur unter der Bedingung nehme ich dieſe Würde an, daß mir erlaubt ſei, dieſen Dolch dem Erſten, der von Uebergabe ſpricht, in das Herz zu ſtoßen. Eben ſo geſchehe auch mir, wenn ich jemals den Gedanken äußere, und ich verlange, daß zu dieſem Behuf der Dolch hier auf dem Tiſche liegen bleibe.» — Indeſſen nahm der Hunger überhand. »Bald werden alle Einwohner verſchmachtet ſein,» ſprach ein Freund zu Guiton, welcher ganz gelaſſen antwortete: »Wenn nur Einer übrig bleibt, um das Thor zu verſchließen.» — O warum vererbte dieſer Held nicht einen Funken ſeines Geiſtes auf die berüchtigten preußiſchen Feſtungs-Kommandanten! —

* * *

Im Jahr 1408 gab die Universität von Paris einen schamlosen Beweis der Eifersucht auf ihre Gerichtsbarkeit. Der Oberrichter (Prévôt) von Paris hatte wegen einer Mordthat zwei Schüler aufhängen lassen. Die Universität verfolgte ihn deshalb mit solcher Erbitterung, daß er endlich verdammt wurde, die beiden Mörder selbst vom Galgen los zu knüpfen, sie auf den Mund zu küssen, und dann vor ihnen her bis nach der Kirche zu reiten, in welcher sie begraben wurden; wobei der Kutscher, der die Leichname führte, im Priester-Ornat kutschiren mußte.

* * *

Ein Beichtvater kam zu einer jungen Witwe den Tag nach dem Begräbniß ihres Mannes, und fand sie mit einem jungen Menschen im Farospiel begriffen. Als er sein Erstaunen und selbst einigen Unwillen darüber äußerte, sagte sie ganz unbefangen: »Warum sind Sie nicht eine halbe Stunde früher gekommen? Sie würden mich in Thränen schwimmend angetroffen haben; allein eben jetzt habe ich meinen Schmerz auf eine Karte gesetzt und ihn unglücklicherweise verloren.

* * *

Der Dichter und Höfling Benserode neckte gern Jedermann am Hofe, die Herzoge wie die Kammerdiener. Eines Morgens, als er noch im Bette lag, trat ein Kammerdiener des Königs mit betrübtem Gesicht herein, näherte sich seufzend und sprach: »Es thut mir leid, daß ich der Ueberbringer einer solchen Botschaft sein muß; machen Sie sich bereit, dem Könige zu gehorchen.« — Benserode erschrack

heftig, er glaubte ſich vom Hofe verbannt, und fragte zitternd, welche Hiobspoſt man ihm anzukündigen habe? —

»Sie ſollen,« verſetzte der Kammerdiener mit großem Ernſt, »augenblicklich dieſe drei hundert Piſtolen empfangen und damit zufrieden ſein; denn Se. Majeſtät, welche geſtern Abend Dero Spielgewinnſt Ihnen verſprochen, haben diesmal nicht mehr gewonnen.« — Noch wußte Benſerode nicht, ob er wache oder träume, als der Kammerdiener lachend hinzufügte: »Mein Herr, ich war Ihnen für Ihre Neckereien etwas ſchuldig, nehmen Sie ſo vorlieb.«

* * *

Gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. wurde ein ſeltſames Regiment aus Leuten von allen Ständen errichtet, man nannte es das Regiment von der Narrenkappe (de la Calotte), und um darin aufgenommen zu werden, mußte man irgend eine ausgezeichnete Sottiſe begangen haben. Man kann denken, daß es ihm nie an Rekruten fehlte. Eines Tages fragte der König den Grafen von Torſac, den Oberſten des Regiments, ob er es nie wolle vor ihm aufmarſchiren laſſen? »Herzlich gern,« verſetzte Torſac kühn, »aber wird ſich auch Jemand finden, der es aufmarſchiren ſieht?« —

* * *

Entrüſtet rief jüngſt ein franzöſiſcher Kunſtrichter aus: Iſt es möglich, daß wir fremde Schauſpiele überſetzen? wir, denen alle Nationen ihre Schauſpiele verdanken? — Es gab einmal einen dicken Herrn in Bourgogne, der den herrlichen Wein aus ſeinen Bergen durch ſeine Leute trin-

ken, und für sich selbst Branntwein kommen ließ. Ist es so weit mit uns gekommen?

* * *

Fenelon bejammerte einst gegen Heinrich IV. das Unglück, welches die Flammen des Bürgerkrieges verursachten. »Diese Flammen,« erwiederte der König, »könnte man mit einem einzigen Eimer Wasser auslöschen.« — Wie das, Sire? — »Man dürfte nur diesen Eimer dem Kardinal von Lothringen in den Hals stürzen, bis er platzte.«

* * *

Als — ich weiß nicht mehr in welchem Jahrhundert — das selige deutsche Reich durch einen mächtigen Nachbar entzweit wurde, prägte ein Künstler eine Medaille, auf welcher Milon von Crotona seine Hände in den Eichbaum eingeklemmt sah, den er eben gespaltet hatte. Die Umschrift lautete: Sic Germania divisa coalescet.

* * *

Ein Dichter, von Tamerlan geliebt, befand sich im Bade mit diesem wilden Eroberer, dem es einfiel, ihm die seltsame Frage vorzulegen: wie hoch er ihn am Gelde schätze? — Der Dichter, ohne sich zu bedenken, nannte eine sehr geringe Summe. »Wie?« sagte Tamerlan, »so viel ist ja das Tuch werth, mit dem ich mich abtrockne?« — »Ich meinte auch nur das Tuch,« versetzte der Dichter.

Ein geistreicher Schriftsteller, in dem ich diese Anekdote gelesen, zieht daraus den Schluß: Tamerlan müsse nicht so grausam gewesen sein, als man gewöhnlich glaubt, weil er verstattet habe, ihn — wenn auch nur im Scherz — für gar

nichts werth zu halten. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter ihm eine große Schmeichelei sagen wollte, nämlich: man könne nur das Tuch in seiner Hand taxiren, seine erhabene Person hingegen sei unschätzbar.

* * *

Ein Liebhaber und Sammler von Kupferstichen fragt hierdurch bei dem Publikum an, ob nicht Jemand ihm einen Kupferstich überlassen will, der 1781 zu Paris erschien, vorstellend: Die Brücke Ludwig XVI., bestimmt zum Denkmahl der Aufhebung der Leibeigenschaft, welche Ludwig in den königlichen Domainen verordnete. Der Kupferstich ist wirklich bei Chereau, rue des Mathurins, erschienen; ob aber die Brücke wirklich erbaut worden, ist unbekannt, und steht zu bezweifeln, weil sonst Ludwig, als er zum Tode ging, wohl verlangt haben würde, darüber geführt zu werden.

* * *

Als das Christenthum in Deutschland gepredigt wurde, entstand die Frage: ob es erlaubt sei, aus Hörnern zu trinken, wie die alten Deutschen? — die Theologen meinten Ja, wenn man nur das Kreuz darauf mache. — Die Angelsachsen brachten den Gebrauch, aus Hörnern zu trinken, mit sich nach Britannien. Ein König der Mercäer vermachte den Mönchen sein Tischhorn, um an großen Festen daraus zu trinken. Aehnliche Stiftungen geschahen in Deutschland, daher bisweilen in Urkunden der Wein, den die Mönche bekamen, Cornua genannt wurde. Auch der Monat Februar soll daher den Namen Hornung füh-

ren, weil in demſelben die alten Deutſchen am liebſten ſchmauſten.

* * *

Warum kämpft ihr doch, ihr Ruhmſüchtigen Helden? ſelbſt in der Geſchichte iſt der Nachruhm oft zweideutig. Ueber Baiern herrſchte einſt ein Herzog Arnulph. Einige Geſchichtſchreiber nennen ihn malum den Böſen, andere optimum den Beſten. Welches hatte er verdient? vermuthlich keines von beiden.

* * *

Auf den maldiviſchen Inſeln lebte vor Zeiten ein Fürſt, der Ranabauderytaluru hieß. Da jetzt der neuen Namen unter Chriſten und Juden ſo viel werden, daß man wohl bisweilen verlegen ſein kann, wo man ſie alle hernehmen ſoll; ſo habe ich jenen wohlklingenden, prächtigen Ranabauderytaluru hiemit empfehlen wollen.

* * *

Auf dem Wege nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt es Klippen, welche die Portugieſen Abrolhos genannt haben; das heißt: thue die Augen auf. O wie viele Abrolhos gibt es jetzt auch auf dem feſten Lande, aber Niemand thut die Augen auf.

* * *

Der Palatinus von Ungarn äußerte ſein Erſtaunen gegen den Kaiſer Sigismund, daß er ſeinen bitterſten Feinden verziehe, wenn er ſie in ſeiner Gewalt hätte. Man müſſe ſie todtſchlagen, meinte der Palatinus. »Das thue ich auch,« erwiederte der Kaiſer, »ſo oft ich einen Beſiegten

mit Wohlthaten überhäufe, so tödte ich den Feind, und ein Freund wird mir geboren.“

* * *

Die Spanier waren doch stets eine brave, unerschrockene Nation. Ein gewisser Acunha bewaffnete sich hastig, weil die Ehre ihn auf den Kampfplatz rief. Der Knappe, der ihm den Helm zuschnallte, machte es ungeschickt. Acunha klagte über einen heftigen Schmerz am Ohre, und verlangte, den Helm anders aufzusetzen; aber der Knappe blieb dabei, er sitze so ganz recht. Der Ritter wollte wegen dieser Kleinigkeit sich nicht länger aufhalten; er ging, focht, siegte, kam zurück, warf den Helm mit sammt dem Ohre auf den Tisch, und sagte sehr gelassen: »Siehst du nun, daß er unrecht saß?“ — Gebe Gott, daß jeder brave Spanier, wenn er seinen Helm einst abwirft, nicht beide Ohren zugleich mit auf den Tisch werfen müsse.

* * *

Jeder Mensch von Gefühl schaudert bei dem bloßen Namen der Inquisition. Aber nicht blos in der Grausamkeit, sondern auch in der Unverschämtheit ließ dieses Tribunal die Hölle weit hinter sich zurück. Man erzählt, Philipp III., König von Spanien, habe einst einem Auto da fé beigewohnt, wo zwei Ketzer, die eben verbrannt werden sollten, dem Himmel laut dankten, daß er sie gewürdigt habe, für die Wahrheit zu sterben. „Die Unglücklichen!“ sagte der König, »sie irren freilich, allein sie glauben doch wirklich auf dem rechten Wege zu sein.“ — Diese Worte, von strafbarem Mitleid eingehaucht, erfuhr der

Großinquisitor, schäumte vor Wuth, citirte den König vor seinen Richterstuhl, und verdammte ihn zum Tode als einen Gönner der Ketzerei. Weil man aber doch Bedenken trug, dies Urtheil zu vollstrecken, so wurde es dahin gemildert, daß der König am Arme zur Ader lassen mußte. Das Blut empfing der Henker der Inquisition und verbrannte es öffentlich.

* * *

»Der Mensch war verrückt,« sagte einer meiner Freunde, als er folgende Anekdote las: Ein armer Engländer, Richard Smith, der Frau und Kinder nicht mehr ernähren konnte, brachte sie um, zuletzt sich selbst. Doch hatte er noch zuvor in einem wehmüthigen Schreiben seinen Hund und seine Katze einem wohlhabenden Freunde zur Versorgung empfohlen — »Der Mensch war verrückt; warum empfahl er nicht lieber seine Kinder?« —

Mir scheint es darum noch nicht ausgemacht, daß er verrückt war. Wissen wir denn, in welchen Zeiten er lebte? — Wäre es manchem armen Teufel in unsern Tagen zu verargen, wenn er lieber seinen Hund und seine Katze zurücklassen möchte, als seine Kinder?

* * *

Zu den Zeiten, als die P—schen Offiziere noch glaubten, nur ein Edelmann könne tapfer sein, sprach einst ein General an seiner Tafel von einem abwesenden Hauptmann mit warmem Lobe. Ein Fähnrich aus einem der ersten Häuser ließ sich halb laut vernehmen: der Gelobte sei doch nur ein Bürgerlicher, ein Offizier de fortune.

»So?« sagte der General, »es ist mir lieb, das zu erfahren. Ich hegte blos Hochachtung für den Hauptmann, und sehe nun, daß ich ihm Respekt schuldig bin.« — Hätten alle P—schen Generale so gedacht wie dieser, und die P—schen Fähnriche nicht so gedacht wie Jener — u. s. w.

* * *

Dem Herzog von Bourbon, der Gute mit Recht zubenamt, überreichte ein Angeber eine lange Liste von Vergehungen seiner Beamten. »Hast du,« sagte der Herzog, »auch eine Liste von den Diensten gehalten, die sie mir erzeugt haben?« — In den meisten Fällen hätte der Angeber antworten können: »Nein, denn die Fürsten fragen nur nach jenem.«

* * *

Man klagt, daß die Bücher so theuer werden. Sie waren vormals weit theurer. Eine Gräfin von Anjou bezahlte einen Band Predigten mit zweihundert Schafen, drei Lasten Getreide und hundert Marderfellen. Nun gibt es zwar der Predigten heutzutage eine ungeheure Menge, aber ich meine doch, dafür könnte man sie alle zusammen kaufen.

* * *

Karl der Große pflegte seine Schreiben mit dem Degenknopfe zu besiegeln. »Hier sind meine Befehle,« sagte er, »und hier (indem er auf das Schwert deutete) ist das, was ihnen Gehorsam verschaffen wird.«

Diese Art zu siegeln, findet wiederum Beifall.

* * *

Diogenes verglich die Großen mit dem Feuer, dem man weder zu nahe kommen, noch ſich zuweit davon entfernen darf. — In Kriegszeiten könnte man ſie mit Eichbäumen vergleichen, unter die man nicht treten muß, wenn das Gewitter nahe iſt.

* * *

Phocion ſprach bittere Wahrheiten zu den Athenienſern, der Redner Demades hingegen ſchmeichelte ihnen. »Das Volk wird dich umbringen,« ſagte der letztere zu Phocion, »wenn es in Wuth geräth.«

»Und dich,« erwiederte Phocion, »wird es umbringen, wenn es vernünftig wird.«

Der Herausgeber der Biene iſt kein Phocion, allein er hat ſchon manchem deutſchen Demades dieſelbe Antwort geben müſſen.

* * *

Unter Denys dem Tirannen jammerte das Volk über unaufhörliche Requiſitionen. Der Tirann vernahm es, und ließ ſeiner Raubſucht nur noch mehr den Zügel ſchießen. Da hub das Volk endlich an zu lachen. »Nun iſt's genug,« ſagte Denys, »denn ihr Lachen iſt ein Zeichen, daß ſie nichs mehr zu verlieren haben.«

* * *

Derſelbe Denys fragte einſt den Ariſtipp; wie es doch zuginge, daß die Philoſophen ſich zu den Fürſten drängten, die Fürſten hingegen die Philoſophen ſelten ſuchten? — »Das kömmt daher,« antwortete Ariſtipp, »weil die Philoſophen ihre eigenen Bedürfniſſe kennen, die Fürſten

aber nicht.» — In dem Munde eines Höflings dürfte man die Antwort kühn und witzig nennen; in dem Munde eines Philosophen bewies sie blos, daß er kein Philosoph war.

* * *

Die Römer hielten bekanntlich viel auf glückliche und unglückliche Tage. Als einst Lucullus dem Tigranes eine Schlacht liefern wollte, warnte man ihn, weil der Tag unglücklich sei! »Desto besser!» sagte er, »wir werden ihn durch unsern Sieg in einen glücklichen verwandeln.

Möchte doch der R — sche Admiral Ch*** diese Anekdote in seinen Kalender schreiben.

* * *

Kaiser Hadrian begegnete einem Menschen, der ihn, vor seiner Gelangung zum Throne, beleidigt hatte. »Tritt näher,» sagte er, »du hast nichts von mir zu fürchten; ich bin jetzt Kaiser.»

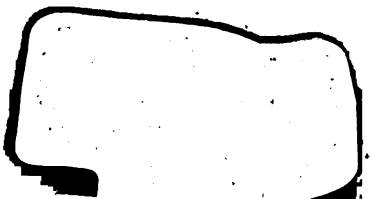
Dies einzige schöne Wort beurkundete seinen Beruf zum Throne.

Inhalt.

	Seite
Die Kapelle am Ufer des adriatischen Meeres	7
Lamoignon	45
Pedro de la Gasca	58
Lobrede auf das alte Roß des Kaisers Caligula	65
Die Feengrotte	69
Die Ziffern	80
Empfehlungswürdiges Beispiel für zankſüchtige Schriftſteller	82
Die Kniffgenies	85
Ein Vorbericht	88
Preisfragen	92
Der Prätendent	95
Eine alberne Supplik	98
Warnung für politische Journaliſten	101
Thamas Kuli Chan	104
Fragmente aus der Geſchichte der Etikette	106
Das abgeſchnittene Haar der Morgenländer	108
Fragmente aus der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt	111
Scudery	125
Cui bono?	126
Der Ackerbau in Spanien	131
Alte fromme Märchen	133
Eine nachahmungswerthe Preisaufgabe	137
Das Kameel und der Eſel	140
Ein galantes Abenteuer	141
Ein Bruchſtück von Voltaire	142
Die Eſel	143

Seite

Die Galeeren-Sklaven 146
Seelenwanderung 149
Fremde Sitten auf dem Throne 154
Vom Luxus der Römer 156
Reise-Abenteuer 177
Das Grabmahl bei Mylosa 227
Geheime Schreibekunst . . . . . —
Die höflichen Meuchelmörder 228
König Peto 229
Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen 230
Pithou's Testament 232
Die Krönung Ludwig des Sechzehnten 236
Brutus an Cicero 243
Brutus an Attikus 250
Die Pole 253
Die Ausforderung 254
Acht Tage aus dem Leben eines armen Vikarius in der englischen Grafschaft Wiltshire 261
Historische Betrachtungen über den Tod Heinrich des Vierten . 265
Quodlibet 274

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711999